BEITRÄGE ZUR LITTERATURGESCHICHTE SCHWABENS

Hermann III Fischer



Beiträge

zur

Litteraturgeschichte Schwabens

von

Hermann Fischer.



Tübingen, 1891.
Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung.

German literature -- Swabia

Beiträge

zur

Litteraturgeschichte Schwabens

von

Hermann Fischer.

Tübingen, 1891.
Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung.

Druck von H. Laupp jr. in Tübingen.

Meinem Vater

zum

25. Oktober 1891.

Vorwort.

Die Aufsätze und Mitteilungen, welche diese Sammlung bilden, sind zu sehr verschiedenen Zeiten entstanden und waren zum größern Teil an anderem Ort schon veröffentlicht.

Ueber G. R. Weckherlin habe ich vor Jahren im Württembergischen Altertumsverein einen Vortrag gehalten, welcher in der Litterarischen Beilage des Staatsanzeigers 1882, Nr. 12 f. gedruckt ist. Da seither nicht uninteressante neue Mitteilungen gemacht worden sind und ich selbst noch weitere geben konnte, glaubte ich hier einmal in geordneter Folge zusammenstellen zu sollen, was wir augenblicklich von unserem alten Landsmann wissen. Es ist dabei von dem früheren Vortrag nicht viel übrig geblieben; die größere zweite Hälfte ist vollständig neu geschrieben worden.

Der Aufsatz über Klassizismus und Romantik ist als Beitrag der philosophischen Fakultät in der „Festgabe der Universität Tübingen zum 25. Juni 1889“ erschienen. Ich habe nur ein paar äußerliche Einzelheiten verbessert.

Die biographische Skizze über Friedrich Haug, einen der Hauptthelden des vorhergehenden Aufsatzes, erschien in der Schwäbischen Kronik 1879, Nr. 26 zum fünfzigjährigen Gedächtnistag seines Todes. Hier erscheint sie mehrfach umgestaltet; insbesondere sind die Nachträge und Verbesserungen benutzt, die ich selbst in den Württembergischen Vierteljahrsheften 1881, S. 7—11 gegeben habe.

Der Aufsatz über Uhlands Beziehungen zu ausländischen Litteraturen stand in der Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte 1, 374 ff. Ich gebe ihn wenig verändert hier wieder; ebenso den über Uhland und Hebbel, der in der Neuen Zürcher Zeitung 1887, Nr. 64, 66, 67 stand — die seither erschienenen Briefe Hebbels sind mit berücksichtigt.

Die Mitteilungen über Mörike, Bauer und Waiblinger wollen in erster Linie das Persönliche berücksichtigen; den Mittelpunkt bilden die prächtigen Jugendbriefe Mörikes welche ich 1883 in Nr. 132, 134, 136 der Neuen Zürcher Zeitung mitgeteilt habe und hier wieder abdrucke. Ich kann im übrigen auf die vortrefflichen Aufsätze von Moritz Rapp über Waiblinger und von Strauß über Bauer verweisen, welche beide im Jahrgang 1847 der Tübinger Jahrbücher stehen.

Der Nekrolog Friedrich Notters, der in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1884, Nr. 121 f. stand, sei ein Zeichen der Anhänglichkeit an den edeln Mann, dessen fleckenloses Bild ich mir und andern gerne wieder vor Augen stelle.

Endlich ist, nach den Vertretern der Litteratur hohen Stils, der letzte Aufsatz, der eigens für diese Sammlung geschrieben wurde, den Erzeugnissen der Dialektlitteratur gewidmet. Ich habe, gegenüber von manchen schiefen Auffassungen, meinen Standpunkt nur in kurzen Zügen feststellen und durch Beispiele begründen wollen. Vielleicht hat einer das Recht dazu, wenn er seit Jahren seine Mußestunden eben dem Studium unserer schwäbischen Mundart gewidmet hat.

Tübingen, im Herbst 1891.

Hermann Fischer.

Inhalt.

Georg Rudolf Weckherlin.

Der Mann, dem die folgenden Seiten gewidmet sind, st als Dichter und Mensch eine Zierde seines Vaterlandes gewesen. Zu seiner Zeit hochgeschätzt und den Besten gleich geachtet, hat er das Unglück gehabt, von einer litterarischen Bewegung in den Hintergrund gedrängt zu werden, zufolge deren auch seine Heimat überhaupt lange Zeit fast gar keinen Anteil an der deutschen Litteratur genommen hat. Weckherlin ist so gründlich vergessen gewesen, daß die Staatsbibliothek seines Heimatlandes noch immer Mangel an den wichtigsten seiner Werke leidet. Erst der große Wiedererwecker Herder hat sein Andenken erneuert [1]), nachdem Eschenburg Stücke von ihm mitgeteilt hatte. In einer trefflichen kleinen Schrift hat Schiller's Jugendfreund Carl Philipp Conz im Jahr 1803 von ihm gehandelt [2]). Den ersten Teil seines Lebens und Dichtens hat Ernst Höpfner im Jahr 1865 in einer vorzüglichen litterarhistorischen Monographie dargestellt [3]). Das schöne Buch von W. Brenchley Rye, England as seen by foreigners in the days of Elizabeth and James I. (London 1865) bietet mehrere wertvolle Notizen über den Dichter, zumal über die letzte und längste Periode

seines Lebens, wozu noch eine Anzahl von englischen Aktenstücken kommt, welche auf seine Wirksamkeit in England einiges weitere Licht werfen. Karl Gödeke hat eine ziemlich vollständige Ausgabe seiner Gedichte veranstaltet [4]). Vor drei Jahren hat Friedrich Althaus in der Allgemeinen Zeitung aus englischen Quellen manches Wertvolle gegeben [5]), und ich habe am nämlichen Ort noch einiges Weitere nachgetragen [6]). Endlich bin ich jetzt durch eine Mitteilung von W. B. Rye, die ich der Güte des Herrn Dr. Joh. Bolte in Berlin verdanke, über Weckherlin's Frau und Sohn genauer unterrichtet [7]). Von untergeordneteren Behandlungen des Gegenstandes kann ich schweigen; eine kritische Ausgabe, die, wie wir sehen werden, sehr viel Interesse bieten müßte, fehlt leider immer noch. Das sind die Bausteine, aus denen ich versuchen will, ein Bild von Weckherlin's Leben und Dichten aufzubauen. Es harren da noch mancherlei Fragen ihrer Erledigung; für jeden Beitrag zu deren Lösung werde ich im Namen unserer heimischen Litteraturforschung warmen Dank wissen.

Georg Rudolf, oder, wie er sich selbst nennt, Georg Rodolph Weckherlin ward am 15. September 1584 zu Stuttgart geboren. Der Name Weckherlin wird seit langer Zeit unter die Ehrennamen Württembergs gezählt. Auch Georg Rudolfs Vater stellt sich uns als ein tüchtiger Mann dar [8]). Er war im Jahr 1547 zu Wiesensteig geboren. Sein vielbewegtes Leben, das ihn als Landschaftssekretär nach Graz und als Feldschreiber in den Türkenkrieg nach Ungarn

führte (möchte man dabei nicht versucht sein, an einen andern Dichtervater, an Joh. Casp. Schiller, zu denken?), kam in eine ruhigere Bahn, als er 1575 Kanzlist in der fürstlichen Kanzlei zu Stuttgart wurde. Im Kanzleidienst arbeitete er sich zum Hofkanzlei- und Oberrats-Konsistorialsekretär, zum Oberratsregistrator, zum Rechenbanksrat und endlich zum herzoglichen Kammerrat empor und wurde 1588 vom Kaiser Rudolf nebst drei Brüdern in den Stand des Reichsadels erhoben. Am 10. Dez. 1577 verheiratete er sich mit Ursula, der Tochter Michael Sattlers. Die Ehe war mit nicht weniger als elf oder zwölf Kindern gesegnet, von denen vier Töchter und drei Söhne den Vater überlebten. Von allen drei Söhnen haben wir Spuren poetischer Thätigkeit. Der älteste, Ludwig, geboren 1583, war Diakonus zu Altensteig 1608/9, Pfarrer zu Nellingen 1609—1614, dann zu Plochingen 1614—1635 und genoß die Würde eines poëta laureatus. Der zweite, Johann Michael, welcher in verschiedenen Lebensstellungen herumkam, hat im Manuskript Gedichte hinterlassen [9]). Der dritte war unser Georg Rudolf. Als er heranwuchs, war jedenfalls sein Vater schon in guten Verhältnissen und in geachteter Stellung. Denn Georg Rudolf hat nicht allein eine gründliche Schulbildung genossen, sondern er konnte, als er im Frühjahr 1601 die Universität Tübingen bezog, sich dem Studium der Jurisprudenz widmen, gewiß schon früh in der Absicht auf eine diplomatische Laufbahn. In Tübingen finden wir den Studenten in vornehmer Gesellschaft; wieder ein Beweis der höchst angesehenen Stellung seines Vaters. Conz hat Mitteilungen

aus dem Stammbuch Weckherlin's gemacht, welche beweisen, daß er als Student in freundschaftlichen Beziehungen zu den hohen Herren stand, welche das nicht lange zuvor gegründete Collegium illustre besuchten. In diesem Stammbuch haben sich sächsische, brandenburgische, holsteinische, hessische und, was für uns wichtiger, auch die drei württembergischen Prinzen eingezeichnet: Johann Friedrich der Thronfolger, Ludwig und Julius Friedrich. Wir werden es aus diesen Beziehungen leicht erklären können, daß Weckherlin so schnell die Gelegenheit zu diplomatischer Verwendung bekam, ebenso aber mögen dieselben auf seine dichterische Richtung nicht ohne Einfluß gewesen sein. In diesen Kreisen wird die ausgesprochene Neigung zu der romanischen Poesie geherrscht haben, welche für seine Dichtungsart wie für die der ganzen Zeit charakteristisch ist; und wir könnten eine Spur solcher gemeinsamen Neigungen darin finden wollen, wenn Johann Friedrich in dem Stammbuch seinen Namen in italienischer Sprache unterzeichnet hat. Zu einem rechten Cavalier gehörte aber damals wie heute auch das Reisen. Schon im März 1604 machte Weckherlin eine Reise, die ihn durch Leipzig, Halle, Wittenberg, Magdeburg führte; im November war er wieder in Tübingen. Gödeke nimmt an, daß er diese Reise als Begleiter Johann Friedrichs gemacht haben könnte. Dieser reiste allerdings im selben Jahr durch Ansbach, Dresden, Berlin, Hessen und Kurpfalz [10]); allein er ging schon am 17. Januar fort und war am 4. Mai wieder zu Hause. Wenn man also an irgend einen Prinzen denken will, der Weckherlin mitgenommen

hätte — was ja aber gar nicht notwendig ist —, so könnte es eher einer der ihm bekannten sächsischen Prinzen gewesen sein.

Wie lange Weckherlin noch in Tübingen blieb, dafür fehlt jeder Anhaltspunkt. Kaum werden wir annehmen dürfen, daß er seine nächste, wichtigere Reise noch als Student gemacht habe. Diese fand im Jahr 1606 statt. Wir finden Weckherlin am 16. März in Mömpelgart, am 29. in Lyon, am 18. April in Orleans, im Mai 1606 und (noch oder wieder?) im Oktober 1607 in Paris.

Schon daß er den Weg über das württembergische Mömpelgart machte, kann es wahrscheinlich machen, daß diese Reise keine Vergnügungstour, sondern eine amtliche Reise war. Dazu kommt ein weiteres. Württemberg befand sich eben mit Frankreich in geschäftlichen Verwicklungen.

Seit längerer Zeit hatte das Haus Württemberg bei der französischen Krone ein Guthaben von über 175 000 Kronen ausstehen, das durch die Zinsen auf nahezu das Doppelte gewachsen war. Frankreich konnte nicht bezahlen, der Herzog Friedrich, der stets Geld brauchte, nicht warten. So traf man die Auskunft, dem Herzog das Herzogtum Alençon in der Normandie zu verpfänden, wobei er freilich auch keine Seide spinnen, aber bei der geographischen Lage dieser Besitzung seine Verbindungen mit England wegen der protestantischen Union und wegen seiner eigenen Würde als Ritter des Hosenbandordens, worauf er einigermaßen eifersüchtig war, leicht und unbemerkt unterhalten konnte.

Der Statthalter, den der Herzog nach Alençon schickte, war der hochverdiente Benjamin von Buwinckhausen. Zu ihm stand Weckherlin in freundschaftlicher Beziehung und hat ihm eine Ode gewidmet. Auch an Bernhard Schafelitzki von Muckendell, der ebenfalls mit dem Handel um Alençon in Verbindung stand, hat Weckherlin ein Gedicht gerichtet, welches den „jungen Helden“ aufs höchste preist,

Welcher durch manche kühne That
Seiner Faust gnug bezeuget hat,
Daß er von der Halbgötter Samen.

Es liegt nahe genug, anzunehmen, daß Weckherlin's Reise in Frankreich und Buwinckhausen's Sendung in einem Zusammenhang stehen, der genauer nicht mehr festgestellt werden kann. Jedenfalls aber waren diese amtlichen Beziehungen nicht die einzigen, die er in Frankreich pflegte. Die Dichtkunst Frankreichs, die in Ronsard's Schule sich schon durch alle die Künste und Kunstformen der klassicistischen Renaissance-Poesie bereichert hatte, konnte er dort an der Quelle studieren.

Auch in England herrschte derselbe Geschmack in der Poesie, und hier finden wir Weckherlin für längere Zeit wieder. In welche Jahre dieser erste englische Aufenthalt Weckherlin's fällt, kann nicht festgestellt werden. Jedenfalls fällt er zwischen die Jahre 1607 und 1614; denn von 1614 an ist Weckherlin wieder in Deutschland nachzuweisen [11]). Am 9. April 1610 starb sein Vater. Der Sohn verfaßte ein lebhaft empfundenes Lied über diesen Trauerfall, das er seiner Mutter in den Mund legte. Zu der Zeit dieses Todes

nun war er jedenfalls nicht in Stuttgart; der Bruder Ludwig nennt ihn in einem lateinischen Gedichte seit sechs Sommern abwesend — also seit 1604, wo Weckherlin seine Reise durch Deutschland machte. Er selbst sagt, daß er drei Jahre in England zugebracht habe; aber welche, sagt er nicht. Höpfner meint, zwischen 1610 und 1613 (besser 1614); man könnte dafür anführen, daß von 1614 an in Weckherlin's Gedichten sich deutliche Hinweise auf seinen Aufenthalt in Deutschland zeigen, vorher nicht; das wäre aber ein sehr schwacher Beweis. Er wird wohl in irgend einer diplomatischen Eigenschaft in England gewesen sein. Buwinckhausen war 1606, 1608 und 1610 in Geschäften dort; ob er bei einem dieser Besuche seinen Schützling mitgebracht hat, entzieht sich unserer Kenntnis.

Jedenfalls hat dieser englische Aufenthalt über Weckherlin's späteres Leben entschieden. Spätestens während dieser Zeit hat seine dichterische Thätigkeit begonnen, und er hat damals persönliche und litterarische Verbindungen mit hervorragenden Engländern angeknüpft. Hatte er doch Zutritt in den ausgewähltesten Kreisen der Gesellschaft. Wir wissen aus seinem eigenen Munde, daß er mit dem Diplomaten und Dichter Henry Wotton in Freundschaft stand. Von ihm hat Weckherlin ein kurzes Gedicht übersetzt und an ihn ein eigenes längeres gerichtet, in welchem er nicht genug Lobes für den Gefeierten finden kann. Von Sir John Harrington († 1612) hat Weckherlin ein Epigramm übersetzt, von Joshua Sylvester († 1618) aber das gewaltige Strafgedicht The Soul's Errand in kräftigen Strophen über-

tragen. Ich stelle einige Strophen in Original und Uebersetzung zusammen, um nicht nur das Talent des deutschen Dichters, sondern auch den Freimut beider Poeten daran zu zeigen.

»Go«, sagt der Dichter zu seiner Seele,

„Go, tell the court, it glows
And shines like rotten wood;
Go, tell the church, it shows
What's good, and doth no good!
If church and court reply,
Then give them both the lie.

Tell potentates, the live
Acting by others actions,
Not loved until they give,
Not strong but by their factions.
If potentates reply,
Give potentates the lie.

Tell men of high condition,
That rule affairs of state,
Their purpose is ambition,
Their practice only hate.
And if they once reply,
Then give them all the lie."

Weckherlin übersetzt, etwas frei und in minder lapidarem Stil:

Sag dem Hof, daß sein Pracht und Ehr
Wie faul Holz unbeständig scheinen;
Sag der Kirchen, was ihre Lehr
Gut heißet, ihre Werk verneinen;
Sagen sie, du seiest betrogen,
So sag ohn Scham: es ist erlogen.

Den Fürsten sag, ihr Stand und Hab
Könnt ohn anderer Hilf nicht währen,
Und daß man pfleg mehr ihre Gab,
Dann sie zu loben und zu ehren;
Sagen sie, du seiest betrogen,
So sag ohn Forcht: es ist erlogen.

Sag den Herren, die sich beseits
In ihren hohen Aemtern spreißen,
Daß sie mehr des Ehrgeiz und Neids
Dann der Billichkeit sich befleißen;
  Sagen sie, du seiest betrogen,
  Antwort du rund: es ist erlogen.

Nicht zu verwundern ist, daß ein Dichter zu jener Zeit ein solches Gedicht in England verfaßt hat, wo die puritanische Strömung so mächtig war; mehr kann auffallen, daß Weckherlin, der von jener Zeit an stets in Berührung mit fürstlichen Kreisen stand, ein solches Lied übersetzen durfte, ohne anzustoßen. In der That hatte er Beziehungen zum englischen Hofe selbst, speziell zu Jakobs I. Tochter Elisabeth, der späteren Gemahlin Friedrichs V. von der Pfalz, des unglücklichen „Winterkönigs". Elisabeth verließ ihr Vaterland im April 1613, um ihrem Manne nach Heidelberg zu folgen. Weckherlin hat drei Gedichte an sie gerichtet. Eines ist auf ihren Einzug in Heidelberg gedichtet; die zwei andern werden später sein; jedenfalls hat er mit einem derselben ihr den ersten Band seiner „Oden und Gesänge" 1618 zugeeignet und sich darin durch einen Wettstreit der deutschen, lateinischen, englischen und französischen Muse als sprachenkundigen Mann gezeigt.

Im Jahre 1614 ist Weckherlin, wie schon bemerkt, wieder in Deutschland, 1615, wie wir sehen werden, wieder in seiner Vaterstadt Stuttgart. Aber wie lange schon? An die Frage, wann er die drei Jahre in England zugebracht hat, schließt sich die weitere, wo er bis 1615 gewesen ist. Höpfner nimmt an, daß er zugleich mit der Pfalz-

gräfin Elisabeth 1613 von England herübergekommen sei, obwohl nicht in ihrem Gefolge [12]), und daß er sich dann in der Nähe ihres Hofes aufgehalten habe. Zu ihrem Hofe stand er allerdings immer noch in naher Beziehung, und diese ist durch das Unglück, das nach wenigen Jahren über denselben hereinbrach, nicht alteriert worden. Aber bei dem vollständigen Mangel jedes positiven Beweises müssen wir die Annahme Höpfners dahin gestellt sein lassen. Sehr lange könnte jedenfalls ein solcher Aufenthalt nicht gedauert haben, und am wahrscheinlichsten wird doch anzunehmen sein, daß Weckherlin sich in seiner eigenen Heimat aufgehalten habe. Im Jahr 1614 richtete er an Johann Friedrich, den inzwischen (1608) zur Regierung gelangten Herzog von Württemberg, seinen Tübinger Studiengenossen, eine große Ode, in welcher das Verlangen nach seiner Gunst nicht undeutlich ausgesprochen ist; und im Jahr 1616 war er jedenfalls in Stuttgart angestellt. Ein sonst unbekannter Italiener, Angelo Trono, hat im Jahr 1616 ein Sonett an ihn gerichtet, worin Weckherlin als secretario interprete beim Herzog erscheint, und im nämlichen Jahre nennt er sich selbst Sekretär des Herzogs. Man wird wohl den sprachkundigen Mann zu diplomatischen Zwecken verwendet haben. Anfangs aber behagte ihm seine Stellung nicht sehr; denn wir haben schon aus dem Jahr 1615 zwei heftige Klagen, von denen wir freilich nicht wissen, ob er in seiner eben erwähnten Stellung oder noch vor Erringung derselben Anlaß hatte, sie zu erheben. Die Herren von der Regierung waren, so scheint es, auf ihn nicht gut zu sprechen;

denn er sagt, mit einer geschmacklosen Anspielung auf seinen eigenen Namen, wie den der Kammersekretäre Sattler und Rathgeb, zu sich selbst:

„Wann man hie keinen fort will führen,
Dann nur wer schmeichlen kann und schmieren,
Und wann du anderstwa in Gunst,

(d. h. gewiß in Heidelberg)

Was bleibest du dann hie umsunst
Mit Herren groß ohn Lehr und Kunst?
Zuruck, fort mit dir, hin weg Herrlin.
Dann wann der Fuhrmann selbs und Sattler den Rat geb,
Würd er sein, daß nicht lang der Weckherlin hie leb,
So zeuch nu wider hinweg Kherlin."

Auch mit den „Kanzleiherren" war der feingebildete Poet durchaus nicht zufrieden. Er richtet im selben Jahr 1615 eine derbe Erklärung an sie:

Ihr mischet Teutsch, Welsch und Latein,
Doch keines rein,
Euren Verstand nicht zu lang zu verhehlen;
Und sagt mit zu witziger Schmach,
Daß ich verderb die teutsche Sprach,
Weil ich nicht mag fremde Wort, wie ihr, quälen.

Zwar wann man ja welsch reden soll,
So müst ihr wol,
Daß ich es red besser dann ihr, gestehen;
Kann also auch ein blinder Tropf
Weniger Witz in euerm Kopf
Dann Neid und Haß in euerm Herzen sehen.

— — —

Viel zu köstlich, zu rein und frisch
Für euern Tisch
Und Magen seind die Trachten meiner Schriften;
Den Bauren taugt ein Hafenkäs,
Die Pomeranzen seind zu räß,
Damit sie sich wohl förchten zu vergiften.

Ich will nicht die torechte Müh,
So ich alhie,
Jemals von euch zu schreiben ferners haben;
Darum so gebt euch nu zu Ruh,
Ich sag euch bei den Musen zu:
Von euch schreib ich weiters keinen Buchstaben.

Auch gebührt es mir freilich nicht,
Durch ein Gedicht
Euer Lob, Ehr, Preis und Namen zu singen;
Sondern dem, der in Hungersnot
Mit starker Stimm ein Stücklin Brot
Vor euerm Haus verhofft davon zu bringen.

Schon im nächsten Jahr aber sollte die Sonne fürstlicher Gnade für Weckherlin aufgehen. Im März 1616 wurde die Taufe des Prinzen Friedrich mit großem ritterlichem Gepränge gefeiert. Weckherlin durfte die Beschreibung dieses Festes verfassen; es war, soviel wir wissen, sein erstes gedrucktes Werk: „Triumf newlich bei der F. Kindtauf zu Stutgart gehalten" (Stuttgart, Johann-Weyrich Rößlin, 1616. 4°.). Das Werk ist für unsern Geschmack ungenießbar, wie alle ähnlichen Beschreibungen von Hoffesten jener Zeit; aber es ist außer durch die darin enthaltenen Gedichte wertvoll durch die Proben vortrefflichen, kraftvollen Prosastils, die es neben allem Bombast enthält. Eine der Hauptpersonen bei diesem Feste war Elisabeth von der Pfalz; ihre Gönnerschaft wurde Anlaß zu einem litterarhistorischen Kuriosum. Weckherlin selbst übersetzte ihr zu lieb sein Werk ins Englische unter dem Titel: »Triumphall shews set forth lately at Stuttgart« (St., Johann-Wyrich Resslin, 1616. 8°.); trotz der Unkenntnis seines Buchdruckers, welchen Weckherlin etwas vornehm bemitleidete: »who, good

man, never in his life saw, nor perhaps will see more English together«, erblickte das Werk glücklich das Licht der Welt und wurde der „mit Frömmigkeit, Schönheit und allen Tugenden gezierten“ Elisabeth gewidmet; auch in englischer Verskunst hat sich Weckherlin hier abermals versucht [13]).

Er hatte mit seinem „Triumph“ sein Geschick als Hofhistoriograph so glänzend bewiesen, daß er noch mehr Proben dieser Fertigkeit ablegen durfte. Neben einer unbedeutenden Beschreibung eines 1618 zu Stuttgart gehaltenen Ballets, worin er sich uns als Verfasser zweier französischer Strophen zeigt, stammt von ihm her die „Kurze Beschreibung“ des vom 13. bis 17. Juli 1617 mit ungemeiner Pracht begangenen Hoffestes zur Feier der Taufe des Prinzen Ulrich und der Vermählung des Herzogs Ludwig Friedrich mit Magdalena Elisabeth von Hessen; die Kupfer dazu lieferte Esaias von Hulsen. Das Werk hat dadurch ein gewisses Interesse, daß hier der erste nachweisliche Versuch schwäbischer Dialektschriftstellerei und zwar aus Weckherlins eigener Feder zu finden ist. Bei dem Feste zog eine Abteilung von Rittern auf, die als schwäbische Bauern vermummt waren; für sie hat Weckherlin ein prosaisches „Kartell“ und ein paar Strophen, beides in der Mundart, verfaßt.

Der Dichter, dem die Ehre widerfahren war, die höchsten Hoffeste durch seine Feder zu verherrlichen, konnte es wohl wagen, nun mit einer Sammlung seiner Gedichte herauszurücken. So erschienen denn in den Jahren 1618 und 1619 zu Stuttgart Weckherlins „Oden und Gesänge“

in zwei kleinen Bänden. Er beklagt sich, daß ihm frühere poetische Versuche verloren gegangen seien; wir dürfen uns wohl beklagen, daß die Ungunst der folgenden Zeiten, wohl auch seine baldige Abreise von Stuttgart, ihn nicht dazu kommen ließ, diesen Oden und Gesängen Gedichte anderer Gattungen nachfolgen zu lassen. Denn wer weiß, ob er in den viel später erschienenen Sammlungen seiner Gedichte nicht manches, das uns jetzt, poetisch oder historisch, von Wert sein könnte, ausgelassen hat? — Von der Stellung dieser Oden und Gesänge in der Geschichte der deutschen Poesie soll nachher die Rede sein; ich kehre zu Weckherlins persönlichen Schicksalen zurück.

Am 13. September 1616 verheiratete sich Weckherlin. Seine Frau ist ohne allen Zweifel dieselbe, welche er in vielen Gedichten als „Myrta" anredet. Es muß eine beständige, treue Liebe gewesen sein, die ihn zu ihr gezogen und mit ihr verbunden hat. In dem wenigen, was uns über Weckherlins Charakter Aufschluß giebt, erkennen wir ihn als einen Mann, dessen Charakterfestigkeit in seinem zu oftmaligem Wenden und Schmiegen nötigenden Beruf intakt geblieben ist. In dieser Eigenschaft erscheint er uns auch als Liebhaber und Ehemann. Er ist unermüdlich, uns seine Geliebte zu preisen, ihre Härte zu beklagen, das Glück ihres Besitzes zu rühmen. Und als sie ihm durch den Tod entrissen wurde, hat er ihrem Abscheiden drei schmerzbewegte Gedichte gewidmet, von denen ich eines mitteilen will.

In welche sich mein Herz und deren Herz in mir,
  Durch Brunst der wahren Lieb entzündet, einverleibet,
  Die lebet nu mit Gott und in mir, für und für,
  Hat der Tod, blind und taub, schon leider! mich entweibet.
Des Himmels Engelchor in purer Lieb mit ihr,
  Und fröhlich sie mit ihm die Zeit ohn Zeit vertreibet,
  Weil selig sie zugleich und ganz unselig wir,
  Und er durch sie ganz reich, ohn sie die Welt arm bleibet.
Schau selig schönste Seel, wie doch in meiner Brust
  Der heiligen Lieb Glut kann mit den Aschen dauren
  Und die zuvor nur Gott, jetz auch der Welt bewust.
Dir aber, dem mein Leid kann deine Freud versauren,
  Wer du auch bist, wünsch ich, daß fürhin kein Verlust
  Mach dich, wie dieser mich, der ich allzeit muß trauren.

Weckherlin selbst giebt über seine Frau nur soviel an, daß sie eine Engländerin war und daß ihr Name, d. h. Vorname, neun Buchstaben hatte. Man weiß jetzt, daß sie Elisabeth Raworth hieß und die Tochter von Francis Raworth, Esq. of Dover, war. Wo die Vermählung stattfand, ist nicht angegeben und jetzt durch Nachforschungen an den denkbaren Orten nicht mehr zu finden gewesen [14]).

Die Ehe bietet uns ein angenehmes Bild häuslichen Glückes dar. Es entstammten ihr ein Sohn und eine Tochter, nach den Eltern Rudolf und Elisabeth genannt. An Rudolf hat der Vater ein herzlich gemeintes moralisches Gedicht über Martials vitam quae faciunt beatiorem gerichtet. Er hat Reisen in aller Herren Länder gemacht, hat unter Karl I. von England eine Besitzung zu Lynsted in Kent erworben und ist dort 1667 im Alter von fünfzig Jahren gestorben. Auch die Tochter Elisabeth hat Weckherlin durch ein Gedicht verherrlicht; er rühmt ihr nach, daß sie „recht schön an Geist- und Leibsgestalt“ und „ein Wunderkind“

gewesen sei; sie habe mit drei Jahren schon lesen können. Sie wurde die erste Frau von William Trumbull, Esq. of Easthamstead; ihr Sohn war Sir William Trumbull, der Freund Pope's.

Weckherlin's Frau starb, wie erwähnt, vor ihm; die Zeit ihres Todes kann ich nicht genauer bestimmen; derselbe muß zwischen 1639 und 1647 erfolgt sein, da die erste, 1641 erschienene Ausgabe von Weckherlins Gedichten keines der drei Lieder auf ihren Tod enthält, welche in der Ausgabe von 1648 erscheinen. Der damals 55—63jährige wird schwerlich sich wieder verheiratet haben; auch findet sich in seinen Gedichten gar keine Hinweisung der Art.

Ich wollte Weckherlins Familienereignisse im Zusammenhang erzählen und habe damit der Geschichte vorgegriffen.

Weckherlin befand sich, nachdem seine „Oden und Gesänge“ erschienen waren, nicht lange mehr in Stuttgart. Die Sache des von ihm so hoch verehrten pfälzischen Hofes nahm mit der Schlacht am weißen Berge, 8. November 1620, eine tragische Wendung. Weckherlin ging nach England als der Heimat seiner Frau und seiner Gönnerin. Wann er dorthin gegangen ist, wissen wir wieder nicht genau. Die früher übliche Annahme, er sei mit der Pfalzgräfin Elisabeth nach England gereist, ist unmöglich, weil Elisabeth für viele Jahre gar nicht nach England ging, sondern im Haag ihre Zuflucht suchte. Eine plausiblere Vermutung ist die, daß er im Jahr 1620 wieder mit Buwinckhausen dorthin gekommen sei; Buwinckhausen hatte damals die Sache der protestantischen Union bei Jacob I. zu betreiben, blieb aber

damit erfolglos. Wenn diese Vermutung nicht zur Gewißheit zu erheben ist, so ist die frühere Angabe, Weckherlin sei in London als Sekretär einer zum Zweck der Verbindung mit den deutschen Protestanten gegründeten „Deutschen Kanzlei" angestellt worden, mindestens noch unsicherer, und es ist sehr wohl möglich, daß diese Behauptung nur auf einer Anticipation seiner erst später nachweislichen Stellung als Sekretär für fremde Sprachen beruht [15]). Wir können Weckherlins Anwesenheit auf englischem Boden zuerst im Jahr 1624 nachweisen. Damals hielten sich Christian von Braunschweig und Ernst von Mansfeld in England auf, um den König zur Teilnahme am Krieg zu bewegen; die Gedichte, welche Weckherlin an beide gerichtet hat, weisen mindestens mit sehr großer Wahrscheinlichkeit darauf hin, daß er dort mit ihnen zusammen gewesen ist [16]). Erst vier Jahre später erfahren wir etwas Positives über Weckherlins dienstliche Stellung; von da an zeigt ihn eine Reihe von Dokumenten im Dienst Englands für äußere Politik und innere Verwaltung thätig.

Weckherlin ist bis zu seinem Tode, fast ein Menschenalter lang, in England geblieben. Er hat eine der bewegtesten und inhaltschwersten Zeiten der englischen Geschichte thätig und leidend mit durchlebt. Er sah die Kämpfe Karls I. gegen Parlament und Volk, seine Hinrichtung, die Aufrichtung der Republik, und in seinem Todesjahr wurde Cromwell Protektor. Die Aufregung der Zeit verhinderte aber unsern Dichter nicht, nach dem deutschen Vaterland hinüberzublicken. Dieses befand sich ja in nicht minder schmerz-

lichem Kampfe, der ihm keine politische Erneuerung, sondern nur tiefen Verfall brachte. Den unglücklichen Kämpfern für die protestantische Sache hat er begeisterte Gedichte gewidmet; außer den schon genannten Christian von Braunschweig und Ernst von Mansfeld: den anhaltischen Fürsten Christian und Ludwig; dem Oranier Moritz; Johann Ernst von Sachsen-Eisenach; dem württembergischen Herzog Magnus, der bei Wimpfen fiel. Ueber sie alle aber preist er Gustav Adolf als Retter Deutschlands; er redet ihn 1631 an:

O König, dessen Haupt den Weltkreis zu regieren
Und dessen Faust die Welt zu siegen, allein gut,
O Herrscher, dessen Herz, Herr, dessen großen Mut
Gottsfurcht, Gerechtigkeit, Stärk, Maß und Weisheit zieren.

O Held, für dessen Schwert die Verfolger die Wut,
Ihr Klagen, Forcht, Gefahr die Verfolgte verlieren,
Mars, göttlichen Geschlechts, von der Erretter Blut,
Wert über Tyrannei und Stolz zu triumphieren.

Des Feinds Zorn, Hochmut, Haß, durch Macht, Betrug, Untreu,
Hat schier in Dienstbarkeit, Unrecht, Abgötterei
Des Teutschlands Freiheit, Recht und Gottesdienst verkehret;

Als euer Haupt, Herz, Hand ganz weis, gerecht, bewähret,
Die Feind bald ihren Wohn und Pracht in Hohn und Reu,
Die Freund ihr Leid in Freud zu verkehren, gelehret.

Und als Gustav Adolf nach kurzer glänzender Laufbahn fiel, widmete er ihm zwei Sonette und ein langes Trauergedicht, viel zu lang für unsern Geschmack, dessen Schluß hier stehen mag:

Als nu das Heer siegreich den Helden wollt beweinen,
Sah männiglich mit Trost klar an dem Himmel scheinen:
„Der groß Gustav Adolf ist ewiglich gleichlos."
Und dieses Ebenbild ward ihm bald aufgerichtet
Mit dieser Ueberschrift, die keine Zeit vernichtet:
„Gleichlos ist ewiglich Gustav Adolf der Groß."

Als später die Hoffnungen der Protestanten auf Bernhard von Weimar gerichtet waren, redete Weckherlin auch ihn in einer Anzahl von Sonetten an, die die festeste Zuversicht zu dem trefflichen Kriegshelden verrieten, den gleichfalls ein jäher Tod zu früh aus seiner Bahn reißen sollte; ebenso Oxenstierna, den Führer der schwedischen Sache nach Gustav Adolfs Tode.

Aus dem Jahr 1628 ist, wie gesagt, die erste Notiz, welche Weckherlin im englischen Dienste verwendet zeigt [17]); vom Februar jenes Jahres haben wir einen Bericht, welcher enthält, daß er eine Anzahl von Depeschen, wahrscheinlich nach Deutschland, geschickt hat. Von da an finden wir ihn als Sekretär im Dienste dreier aufeinanderfolgender Hauptstaatssekretäre, zuerst von 1629 bis 1632 in dem des Viscount Dorchester (Sir Dudley Carleton). Wir besitzen mehrere Dokumente, welche Weckherlin mit verschiedenen Vorfällen in der inneren Verwaltung und Polizei, vielleicht auch schon mit dem auswärtigen Verkehr beschäftigt zeigen. Seine Stellung muß noch keine glänzende gewesen sein; denn am 20. Februar 1631 bat er den König, mit Berufung auf die „harten Zeiten“, um Uebertragung eines damals ablaufenden Patents für den Druck einer Anzahl antiker und humanistischer Schriften. Er erbat sich das als „Anerkennung seiner Dienste“ und der König gewährte die Bitte „in Anbetracht der guten Dienste des Bittstellers“. Sehen wir hieraus deutlich, daß Weckherlin schon damals nicht bloßer Privatsekretär, sondern Staatsdiener war, so geht das auch daraus hervor, daß er nach Dorchesters Tode zu

Ende 1632 in den Dienst seines Nachfolgers Sir John Coke übertrat, welcher die Stelle des Hauptstaatssekretärs bis zum Anfang des Jahres 1640 begleitet hat. Wiederum ist er mit mancherlei kleinen Geschäften der Verwaltung betraut; daneben tritt aber seine Verwendung für diplomatische Korrespondenzen mit dem Ausland immer mehr hervor; wir kennen mehrere Fälle, wo er als Uebersetzer fungiert. Zugleich trat er dem englischen Hof persönlich näher; während des Sommers 1636 ist er bei Hof anwesend gewesen. Ebenso hat er Karl I. im Jahr 1639 ins Lager begleitet, als der König gegen die Schotten zu Felde zog.

Am „königlichen Hof in Engelland" war Weckherlin noch am „letzten Tag Herbstmonats" 1639. Dieses Datum trägt die Unterschrift der Vorrede zu einer neuen Gedichtsammlung, welche er zu veröffentlichen unternahm. Die Sammlung ist aber erst 1641 bei Johann Janssen in Amsterdam [18]) in einem Band erschienen unter dem Titel „Geistliche und weltliche Gedichte". Es ist schon oben erwähnt worden, daß Weckherlins Frau nach Vollendung dieser Sammlung, zwischen 1639 und etwa 1647, gestorben sein muß.

Zu Anfang des Februars 1640 trat Coke von seinem Amte zurück. In seine Stelle trat Sir Henry Vane, welchem die diplomatische Korrespondenz mit Deutschland, Frankreich, Holland, den Ostseeländern und der Türkei übertragen wurde. Weckherlin erhielt den Befehl, sein Amt unter Vane weiterzuführen, und scheint es dauernd behalten zu haben; aus den Jahren 1640 und 1642 haben wir Proben seiner Thätigkeit.

Inzwischen aber hatte der Kampf zwischen Karl I. und dem langen Parlament begonnen und sich immer mehr zu Ungunsten des Königs gewendet. Bei aller aristokratischen Neigung Weckherlins ist es doch nicht wahrscheinlich, daß der Verherrlicher der protestantischen Sache an dem Verhalten des Königs großen Gefallen gefunden habe. Er ist schließlich auf die Seite des Parlaments getreten. Nach der Verbindung des Parlaments mit Schottland im Herbst 1643 zeigte sich das Bedürfnis einer gemeinsamen Exekutivbehörde, bestehend aus Mitgliedern des englischen Parlaments und schottischen Kommissären. Eine solche wurde am 16. Februar 1644 unter dem Namen des Committee of the two Kingdoms errichtet [19]) und Weckherlin als Secretary for foreign tongues an demselben bestellt. Er ist damit auf der Höhe seiner Beamtenlaufbahn angekommen; auch seine äußere Lage hat sich sehr verbessert. Wenn er noch 1640 beim Antritt der Stellung unter Vane klagen konnte, daß er „für seine große Mühe und Arbeit in allen auswärtigen Angelegenheiten keinerlei Gewinn oder Annehmlichkeit erhalte“, so bezog er jetzt die jährliche Summe von 288 Pfund — gewiß weit mehr als einer seiner Dichtungsgenossen in Deutschland damals gehabt haben wird. Als „beeder Königreichen in Groß-Britannien Rahts-Secretary“ begrüßte ihn 1646 Karl Ludwig, der Sohn des Pfalzgrafen Friedrich, mit dem Geschenk eines silbernen Bechers und einem Gedicht, in dem er ihn etwas hyperbolisch als die „edle rechte Hand der Götter dieser Orten“ anredet: er setze mit dem Federkiel die Heere in Bewegung und mache sie mit seiner

Tinte ihr Blut fürs Vaterland vergießen. Nach einer Angabe, die sich auf das Jahr 1645 bezieht, wäre Weckherlin auch Licenser of the Press, Censor der offiziellen Presse, gewesen.

Zu jener Zeit hat Weckherlin sich entschlossen, von seinen Gedichten eine vollständige Ausgabe letzter Hand zu veranstalten. Er hat in diese sowohl die Gedichte der „Oden und Gesänge", die vor dreißig Jahren erschienen waren, — wie wir sehen werden, in einer Ueberarbeitung — als die der Ausgabe von 1641 aufgenommen. Die Vorrede ist aus London datiert vom 6. Heumonats 1647, und der sehr umfangreiche Band ist 1648, wieder bei Johann Janssen in Amsterdam, erschienen.

Weckherlin hat sein Amt fünf Jahre lang geführt. Als im Januar 1648 das Komitee beider Königreiche neu organisiert wurde, durfte er seine Stelle behalten. Aber die Umwälzung des nächsten Jahres verdrängte ihn daraus. Kurz nach dem Beginn des Jahres 1649 wurde Karl I. hingerichtet und die Republik ausgerufen. Weckherlin verließ, freiwillig oder unfreiwillig, seinen Posten. Am 15. März beschloß der Staatsrat, die Sekretärstelle an John Milton zu übergeben. In die Hände dieses größeren Mannes und Dichters übergab Weckherlin die seiner Obhut anvertrauten Papiere. Es wird nicht Wunder nehmen können, wenn der mehr als Sechzigjährige nicht eben sehr zufrieden mit dem Lauf der Dinge war. Als ihn am 7. Januar 1652 der oldenburgische Gesandte in London, Hermann Mylius, besuchte, fand er ihn körperlich leidend und mußte sich von

ihm über die „vorgehenden tumultuaria negotia" erzählen lassen: „einer traute dem anderen nicht, und der numerus consultantium wäre zu groß, die Teutsche affaires Niemand bekannt, dahero keine Expedition, zudem wollte der prolocutor alle minuta wissen und davon informiert sein, ehe er, was im consilio status concludieret, zur völligen Ausfertigung gelangen ließe, der aber tantae moli nicht gewachsen, mangelte ihm am Verstand und expérience, insonderheit halte er de exteris rebus et forensibus die geringste Wissenschaft nicht, wäre nie über See gewesen" [20]).

Kurz hernach trat aber Weckherlin wieder in den Staatsdienst ein. Nachdem am 9. März 1652 der Staatsrat zur Erwägung gegeben hatte, wie der alte Beamte wieder verwendet werden könnte, wurde er am 11. März dem inzwischen erblindeten Milton als assistierender Sekretär beigegeben. Wir haben noch ein Dokument seiner Thätigkeit in äußeren Angelegenheiten. Aber er blieb nicht lange in seiner neuen Stellung, wohl zufolge seiner körperlichen Umstände. Mylius hatte ihn im Januar gichtleidend gefunden; am 1. Dezember wurde seine Stelle durch einen Andern, Thurloe, besetzt. Am 13. Februar 1653 ist Weckherlin gestorben.

Weckherlins äußerliche Erscheinung ist nur durch ein Bild bekannt, welches Daniel Mytens der Aeltere gemalt und Faithorne darnach gestochen hat [21]). Es stellt ihn als Fünfzigjährigen dar, einen aufrechten Welt- und Geschäftsmann. Sein geistiges Bild vor uns zu stellen ist schwieriger.

Wir sind ja jetzt über die äußeren Vorgänge seines Lebens einigermaßen orientiert. Aber nirgends finden wir eine Schilderung seines Wesens aus der Feder eines Andern oder ein litterarisches Werk, in dem er selbst Gelegenheit gegeben hätte, die Elemente zu erkennen, aus denen seine geistige Substanz sich zusammensetzte. Wir kennen ihn als geschätzten Mann der Staatsgeschäfte, aber er hat sich nie in einer Stellung befunden, wo er selbst mit eigener Kraft in bedeutenden Momenten herauszutreten Veranlassung gehabt hätte. Was wir von ihm haben, sind lediglich Werke der dichterischen Phantasie. Manche äußere Momente seines Lebens sind uns durch seine Gedichte bekannt geworden; über seinen Ideenkreis, seine Ansichten können wir ihnen wohl dies und das entnehmen; aber einen tieferen Einblick in seine Persönlichkeit geben sie nicht. Welche überreiche Quelle für Goethes Wesen nach den verschiedensten Seiten seiner Entfaltung haben wir an seinen Gedichten! Aber die Poesie Weckherlins und seiner mitstrebenden Zeitgenossen, wenn sie auch sehr vielfach Gelegenheitsdichtung im äußerlichen Sinn des Wortes ist, ist es nimmermehr in dem tieferen Sinne, den Goethe in das Wort gelegt hat. Sie ist nicht Konfession, sondern Stil und Konvention.

In Beziehung auf die Dichtungsgattungen, deren sich Weckherlin beflissen hat, läßt sich kurz sagen, daß er ausschließlich die Lyrik kultiviert, samt einigen Versuchen in der Nebengattung des Epigramms. Mannigfaltiger sind die Formen der Darstellung und die Gegenstände. Man findet manche einfache lyrische Strophenformen, aber auch die kunst-

volleren der romanischen Poesie: Sonett, Sextine, Rondeau (verdeutscht „Rundum"); die Reime sind im ganzen einfach, doch sind gelegentlich auch Binnenreime und und ähnliche Künstlichkeiten versucht. Unter den Versen überwiegt in den späteren Gedichten der Alexandriner. Ebenso gehören die genannten romanischen Formen mehr den späteren, die Versuche, in größeren Gedichten Strophe, Antistrophe und Epode durchzuführen, mehr den früheren Jahren des Dichters an.

Weckherlin selbst hat seine zwei späteren Sammlungen in geistliche und weltliche Gedichte eingeteilt. Das hat er mit seinen Zeitgenossen gemein, und dieses Nebeneinander ist noch bis ins achtzehnte Jahrhundert ziemlich allgemein üblich geblieben; man darf nur an Klopstock und Schubart erinnern, um zu zeigen, wie Form und Stil des geistlichen Liedes neben dem der weltlichen Poesie hergehen, ohne sich gegenseitig zu berühren und zu beeinflussen. Wie die Ausdrucksweise des geistlichen Liedes durch die biblische Phraseologie, so ist seine metrische Form durch die Anpassung an vorhandene Melodien gegeben; daher bleibt beides von den Veränderungen des Zeitgeschmacks ganz oder doch großenteils unberührt. Auch Weckherlin hat seine geistlichen Lieder auf bestimmte Melodien gedichtet; es hat aber keines derselben Verbreitung gewonnen, und schon zu seinen Lebzeiten hat man, wenn wir ihn selbst hören, mehr nach den weltlichen verlangt. Persönliche Neigung und litterarische Tendenz haben ihn jedenfalls auf die Seite der weltlichen Dichtung gestellt. Seine Poesie hat etwas Aristokratisches, Ca-

valiermäßiges. Kraftstrotzend, übermütig-frisch, höfisch-galant, wie die Vornehmen, in deren Kreisen er sich bewegte, gefällt er sich wie sie in prunkhafter Schaustellung irdischer Pracht und Herrlichkeit; „Weckherlin ist“, so heißt es in einem zu wenig gelesenen Buche, „der deutsche Dichter, dessen Poesie noch am meisten zu den stolzen Renaissancefaçaden und zu den degenstolzen, kecken, üppigen, kriegerisch-höfischen Cavalieren paßte“ [22]). Vieles ist rein höfischen Ursprungs und Charakters. Es ist schon angedeutet, wie manche Gedichte er zu Hoffesten, zum Preis hoher Herren und Damen gedichtet hat. Viel leere Schmeichelei läuft da mit unter, das ist nicht zu leugnen. Aber derselbe Poet hat doch auch dem toten Gustav Adolf das große Lob- und Trauergedicht gewidmet, und hier, wie auch anderwärts, dringt ein lebhafter patriotischer Klang durch das Gepränge der höfischen Dichtung hindurch. Neben unbedeutenden Fürsten und Hofleuten sind die Helden der protestantischen Sache besungen, und dadurch gewinnt Weckherlins Poesie den Charakter einer Zeitdichtung, einer poetischen Illustration und Widerspiegelung der Zeitläufe. Den breitesten Raum nimmt in seinen Gedichten das Thema der Liebe ein. Wenn er hier dann und wann ins Indecente verfallen ist, so darf man nicht vergessen, daß das Zeit- und Hofgeschmack war. Uebrigens ist er zwar derb und sinnlich, aber gesund; von der prickelnden, mäckernden Manier späterer Zeiten hat er nichts an sich, und daneben erfreuen wieder die wärmsten Töne treuer, fester und keuscher Neigung. Wie es aber heißt: sine Cerere et Libero friget Venus, so hat Weckherlin auch den

Wein in wahrhaft trunkenen, bacchantischen Liedern gefeiert. Seine gnomischen Gedichte treffen den bald ernsten bald behaglichen Ton der Weltweisheit ohne Philisterei.

Was in Weckherlins Dichtung persönliches Gut des Dichters ist, verdient gewiß Anerkennung. Eine bedeutend angelegte, kräftige Persönlichkeit, mit der Gabe eines satten, breiten Tons, musikalischer Fülle und lebendiger Phantasie, ist er in die Regionen der höchsten Gesellschaftskreise gekommen und hat sich hier Feinheit, Gewandtheit und eine vornehme, großartige Manier angeeignet. Dieses Persönliche ist jedoch nur ein Teil der Gesamterscheinung; es giebt den Inhalt des Gefässes, aber das Gefäß ist der poetische Geschmack der Zeit. Da kann man nun freilich über die Richtung, welcher Weckherlin angehört, die verschiedensten Urteile hören, und so auch über ihn. Wer die ganze Bewegung der Renaissancepoesie, wie Goedeke, eigentlich nur als einen bedauerlichen Abfall von der Volkstümlichkeit und Natur zur gelehrten Spitzfindigkeit und Unnatur ansieht, der wird auch an Weckherlin nicht viel Gutes finden. Man könnte solchen einseitigen Betrachtern erwidern, daß doch eine historische Erscheinung eben historisch zu erfassen sei, daß es sich, wie Spinoza von allen menschlichen Dingen meinte, nicht um Lob und Tadel, sondern ums Verstehen handeln könne. Jene Betrachtungsweise, welche am liebsten mit Hans Sachs oder etwa Fischart aufhören und dann erst wieder mit „Hans Sachsens poetischer Sendung" beginnen möchte, ist aber nicht nur methodisch falsch, weil sie die historische Bedingtheit menschlicher Geistesbewegungen

verkennt, sie ist auch unrichtig in den Thatsachen. Es ist das Verdienst Höpfners, über diese Dinge ein klares Licht verbreitet zu haben [23]).

Die Renaissancepoesie, welche nach dem Vorgang anderer Völker in Deutschland seit der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts auftrat, war nicht nur ein Versuch, aus der formellen Rohheit der bisherigen Dichtung herauszukommen; sie hatte zugleich eine höchst lobenswerte patriotische Tendenz.

Wenn man von dem Meistergesang absieht, der in seiner Art eine rühmliche Kulturbestrebung darstellt, aber von Haus aus doch auf einen ganz eng begrenzten Teil des Volkes beschränkt war und sich nie zu eigentlich poetischen Leistungen erhoben hat, so besteht die deutsche Poesie, wie sie sich vom fünfzehnten auf das sechzehnte Jahrhundert vererbt hat, fast ausschließlich aus Produkten in den alten vierhebigen Reimpaaren. Das war ein bequemes Versmaß für das Epos, für welches es seit Jahrhunderten verwendet wurde, für eine breitspurig-behagliche lehrhafte Dichtung, wie denn Lehren, Ermahnungen, auch polemische Aufreizungen, in nicht geringem Maße in dieser wenig Sorgfalt verlangenden Versart verfaßt worden sind. Auch für das Drama mochte es noch angehen, sicher für die lehrhafte Komödie; in der Tragödie hat sich doch schon im sechzehnten Jahrhundert der Wunsch nach volltönenderen Formen geregt. Eine Lyrik aber war in diesem monotonen Versmaß nicht möglich. In der Lyrik rührt sich denn auch zuerst das Bedürfnis nach kunstreicherer Gestaltung. Wir denken wohl,

das Kirchenlied, das schon im 16. Jahrhundert eine höchst bedeutende und auch unsere modernen Formbedürfnisse befriedigende Ausbildung erfahren hatte, hätte der weltlichen Lyrik den Ton angeben können; aber, wie gesagt, die Gattungen waren und blieben getrennt. An das Volkslied aber, das wir uns doch häufig allzuschön malen, konnte Niemand denken, der eben aus der Volksmäßigkeit, aus der formellen Rohheit herausstrebte. Man hatte zwei Wege vor sich. Man konnte sich an den Stil und die Metra der antiken Poesie halten, die eben damals von den Humanisten in lateinischer Sprache so glänzend gehandhabt wurden. Das geschah in einigen Versuchen um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts; aber es hatte keinen Bestand und erbte nur in wenigen Formen, wie in der auch von der romanischen Poesie benützten sapphischen Strophe mit Endreimen, auf die spätere Zeit fort. Die Zukunft gehörte vielmehr den Versuchen, die romanische Dichtung zum Vorbild zu nehmen, welche seit den siebziger Jahren auftauchten; und zwar ist es damals noch die französische Poesie, die in Ronsards Schule mustergebend wirkte, erst später die italienische. Uns scheint da leicht der antikisierende mythologische Apparat und der höfische Charakter die Hauptsache; aber der Ausgangspunkt liegt durchaus nicht darin, sondern in dem Streben nach mannigfaltigerer metrischer Form und höher stilisierter Ausdrucksweise. Beweis dafür: das Werk, das in erster Linie für den französischen Stil bahnbrechend geworden ist, war die Uebersetzung des hugenottischen Psalters durch Ambrosius Lobwasser. Der damals außerordentlich

mächtige französische Einfluß wirkte in erster Linie auf die reformierten Länder. Lobwasser lebte in Königsberg; aber der üppige Hof der Pfalz kam weiterhin in erster Linie in Betracht. Heidelberg wurde der Mittelpunkt der neuen Dichtungsweise, wo noch Opitz in dieselbe eingeführt worden ist. Jetzt wird allerdings mythologische Gelehrsamkeit, stilistischer Prunk, höfische Schmeichelei zu einem Charakteristikum der neuen Schule. Ein Element des Bombasts und der Frivolität ist damit gegeben. Aber das wurzelt in der gesamten Zeitrichtung; und — wie wäre es möglich gewesen, der Aufnahme des Neuen nun sofort das richtige Maß, d. h. was wir jetzt dafür halten, zu setzen? Auch der litterarische Geschmack hat das Charakteristikum der Mode an sich, daß eine Richtung erst dann aufhört, wenn sie schon über das Ziel hinausgediehen ist.

Die Reform der deutschen Poesie in jenen Zeiten ist nicht durchaus die Wege gegangen, auf denen eine retrospektive Betrachtung sie sehen möchte. Aber notwendig war sie. Keine Litteratur kann auf die Länge in der ungetrübten Einheit des rein Volkstümlichen verharren. Es erzeugt sich ein Unterschied der Bildungsstufe, welcher mit Naturnotwendigkeit auf verschiedenen sprachlichen Ausdruck der höher und der niedriger Gebildeten hinleitet. Und einen solchen gewährte die poetische Form des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts eben nicht, in welchen doch ein mächtiger Stand der litterarisch Gebildeten heranwuchs, der sein stilistisches Gefühl an der antiken Litteratur gebildet hatte. Die deutsche Litteratur der Reformationszeit hat durch ihren

Zeitgehalt die ungeheuerste volkspädagogische Bedeutung gehabt, und dabei kam ihr eben ihr Minimum von Form, die platte Allgemeinverständlichkeit ihres Ausdrucks zu Statten. Man muß den kulturhistorischen und ethischen Gehalt von der ästhetischen Form trennen und kann bei Dichtern wie Brant, Murner, Hans Sachs, auch Fischart, soweit dieser in Betracht kommt, vieles loben, nur ja nicht die elementare poetische Formgebung. Jene ganze Litteratur ist in der Form keine Kunst, sondern reines Handwerk; sie mag lyrisch, episch, dramatisch, sie mag schwungvoll, humoristisch, herzlich, rührend, lehrhaft sein; sie ist das alles gelegentlich, aber sie ist es — mit verschwindenden Ausnahmen — in dem nämlichen monotonen Minimum stilistischen Ausdrucks und metrischer Form; ihre Volkstümlichkeit selbst ist minder positiv, als negativ, sie beruht eben auf der Gewöhnlichkeit der Sprache. Wir mögen mitunter jenes naive Stammeln anziehend finden, wie das der Kinder; den in der Schule des Humanismus erzogenen Zeitgenossen mußte es ein ebenso unerträgliches Hindernis für die Mitteilung ihres besten geistigen Guts sein, wie es für uns eines wäre, wenn wir erhabene Spekulation in das Gewand der Mundart kleiden sollten.

Wenn man aber zugiebt, daß der Wunsch nach einer verfeinerten, gebildeten poetischen Form berechtigt war, so setzt man wohl etwa hinzu, es sei eben doch durch die Renaissancepoesie der schlimmen „Ausländerei" die Thür geöffnet worden. Nun ja: fremde Formen und Bilder hat man hereingelassen. Es ist doch wohl immer noch besser, fremde Bildung anzunehmen, als sich wohlgefällig in den

Bettlermantel des nationalistischen Knownothingtums zu hüllen. Uebrigens verhält es sich doch wesentlich anders. Auch die frühere Poesie war nicht national; sie war auch hierin ganz indifferent. Man sehe etwa, woher Hans Sachs seine Stoffe genommen hat. Die neue Bewegung hat dagegen ein entschieden patriotisches Element. Man will die Erzeugnisse der Kunstpoesie nicht mehr in lateinischer Sprache, sondern in der Muttersprache haben. Schon die Franzosen hatten dieses Panier aufgesteckt, vor allen Joachim du Bellay in seiner Défense et illustration de la langue française (1549). Dasselbe wollen die Vertreter des Neuen auch in Deutschland. Sie wollen deutsch statt lateinisch reden und sie wollen, daß ihr Vaterland sich an feiner Bildung und Litteratur neben das Ausland stellen könne. Man darf ja nur an Opitzens Aristarchus denken. Will man ein deutliches Symptom solcher patriotischer Gesinnung haben, so erinnere man sich des Purismus, dessen die deutsche Renaissancepoesie sich befleißt, nachdem sie einmal die Glieder ordentlich bewegen gelernt hat; während die vermeintlich kerndeutsche Litteratur der früheren Zeit von Fremdwörtern gewimmelt hatte.

Auch Weckherlin, um endlich zu ihm zrückzukehren, verrät diese patriotische Tendenz. Mehr als einmal rühmt er es, daß sein deutsches Vaterland sich nun auch neben andern Ländern sehen lassen könne:

Nein, es ist nicht mehr Not, sich ab dem großen Pracht
Des römischen Triumphs stets also zu entsetzen:
Teutschland hat wohl nunmehr dergleichen fürgebracht,
Daß man damit gnug kann Gesicht und Seel ergetzen.

Auch das puristische Moment fehlt nicht:

Nein, es ist nicht mehr Noth, mit welschvermischter Sprach
Ausländische Wollüst und Freuden zu erzählen.

Er ist in allen Stücken einer der eifrigsten Vertreter der neuen Dichtkunst, und wenn man unter ihren Namen vor Opitz und Fleming den bedeutendsten nennen soll, so wird man auf keinen andern als auf ihn verfallen können. Für seine württembergische Heimat hat Weckherlin noch größere Bedeutung. Er ist der erste, der bei uns die neue Poesie eingeführt hat, und er hat dafür kämpfen müssen. Der Spott gegen die Stuttgarter Kanzleiherren ist nicht allein der des gereisten, höfisch gebildeten Mannes gegen die selbstzufriedenen Kleinstädter, sondern auch des Mannes der neuen Schule gegen die alte Formlosigkeit: „ihr mischet Teutsch, Welsch und Latein, doch keines rein" .... „weil ich nicht mag fremde Wort, wie ihr, quälen." Schon der strenge Lutheranismus hatte das Eindringen des Neuen verhindert, das aus calvinistischen Ländern kam. Ganz richtig ist Weckherlin als Vertreter der litterarischen Neuerung in Württemberg aufgefaßt von dem Archivar Philipp Jacob Zeitter, der 1685 ihm nicht allein Kenntnis verschiedener Sprachen und gute poetische Leistungen nachrühmt, sondern auch sagt, er habe „die neue alexandrinische Versart unsern Landen einzuführen sich bemüht"[24]). Weckherlin ist aber in seiner engeren Heimat fast ohne Nachfolger geblieben. Er ist für mehr als ein Jahrhundert der einzige nennenswerte deutsche Dichter aus Württemberg.

Ueberhaupt ist Weckherlin schnell verschollen. Der Grund

ist leicht zu sehen. Die durch ihn mitvertretene erste Phase der deutschen Renaissancepoesie hat es auf prunkvolle Diktion, metrischen Reichtum, hohe Gegenstände abgesehen. Daneben ist weder die metrische noch die sprachliche elementare Korrektheit zur Vollendung gekommen. Der Wortaccent war in der älteren Dichtung oft schlimm vernachlässigt worden; ganz greulich war das in den Versuchen antiker Metra, wo man sich den Zwang der Quantität auferlegte und die Betonung um so weniger beobachten konnte und wollte; nicht viel besser in der romanisierenden Dichtung, welche zwar die Quantität ignorierte, aber den Wortaccent, im genauen Anschluß an die romanische Metrik, nur am Versende und in der Cäsur beobachtete. In dieser rein musikalischen Manier hat auch Weckherlin gedichtet. Erst die deutsche Poeterei von Opitz stellte definitiv den Grundsatz der modernen deutschen Prosodie: Beobachtung des Wortaccents, nicht der Quantität, auf. Es war wie ein Columbusei, und was vor Opitz lag, ist überraschend schnell vergessen worden. Weckherlin selbst hatte das noch zu empfinden. In der Vorrede seiner Ausgabe von 1641 mußte er darauf aufmerksam machen, „daß ich schon vor dreißig Jahren unserer Sprach Reichtum und Zierlichkeit den Fremden in meinen Gedichten für Augen geleget." Eben daselbst äußert er gegen Opitz: „Die zweite, vierte, sechste, achte ꝛc. Syllaben allzeit lang, und also die Verse aus lauter Spondeen oder Jamben (wie sie zu nennen) zu machen, erachte ich (erwägend einer jeden Sprach Eigenschaft) nicht so bequem in andern, als in der engelländi-

schen und niederländischen Sprachen. Jedoch wer es auch in der teutschen halten will und zierlich fortbringen kann.... der mag es thun und gelobet werden. Doch wünsche ich, daß er nicht zugleich die Sprach den Fremden schwer und unangenehm mache: viel weniger auch viel schöne, und insonderheit auch die vielsyllabige und zusammenvereinigte Wort von einander abscheide oder jämmerlich zusammenquetsche oder gar verbanne und in das Elend und die ewige Vergessenheit verstoße: und also dem so lieblich fallenden und (meiner Meinung nach) ganz künstlichen Abbruch in der Mitten der langen Versen sein merkliches Wert vielleicht gar benehme." Er steht also noch immer mit Bewußtsein auf dem Standpunkte der romanischen Metrik, den er gar nicht schlecht vertritt; die Bemerkung über die Quantität zeugt freilich von keiner sehr genauen Beschäftigung mit Opitzens Theorie. In der Ausgabe von 1648 hat Weckherlin diese Vorrede widerholt und nunmehr noch eine weitere polemische Stelle eingeschaltet, welche gegen die „Oberhäupter, Befelchshaber und Richter" der deutschen Poesie eifert: „Gleichwohl kann ich sagen, daß viel meiner poetischen Stücke (wie immer sie sich für die erste unserer besseren Poesie Erfinder fälschlich ausgeben) verfertiget, eh ihr vermeinte größere Wissenheit und Kunst bekannt gewesen." Trotz dieser Polemik hat Weckherlin eben in dieser letzten Ausgabe sich bemüht, der Opitzischen Grundregel mehr nachzukommen, und hat seine älteren Gedichte in eine den Wortaccent nicht oder doch minder verletzende Metrik umgegossen, wobei der Sinn und Ausdruck bald gewonnen bald verloren hat. Dieses

stillschweigende Zugeständnis sollte ihm nicht viel mehr nützen. Als seine Gesamtausgabe erschien, war der vor neun Jahren verstorbene Opitz schon das maßgebende Muster der Poesie; Fleming hatte seine kurze, glänzende Laufbahn schon vollbracht; Rist, Zesen, Dach, Andreas Gryphius, Harsdörffer, Klaj waren schon in Thätigkeit. Die Pflege der Poesie zog sich nach der Mitte und dem Norden von Deutschland; Weckherlin blieb für die Meisten vergessen.

Man mag aus dem Gesagten entnehmen, wie wenig zutreffend Weckherlins Charakterisierung in den „Sternen Schwabens" von Seubert ist:

Als Deutschlands Muse noch im Schlummer stöhnte,
Vor Rom und Welschland deutsche Dichter knieten,
Da wagte er's, der Mode Trotz zu bieten,
Er sang! — ein derbes deutsches Lied ertönte.

„Der Mode" — deren bedeutendster Vertreter eben Weckherlin war! Man kann wohl denken, Seubert habe die Opposition gegen Opitz als solche gegen die ganze Dichtungsweise aufgefaßt, statt sie richtig zu verstehen als die Unzufriedenheit des Mitbegründers einer Richtung, der sich von seinen Nachfolgern in den Schatten gestellt sieht. Aber man wird immerhin zugeben können, daß im Vergleich mit der späteren Preziosität und Tanzmeistersgrazie bei Weckherlin noch weit mehr Natur, Frische und Gesundheit ist. Von dem volksliedmäßigen Zug, welchen noch Paul Melissus an sich hat, finden wir nichts bei ihm. Aber bei allem Prunk und Uebermut ist das Fürstentum seiner Zeit und so auch die Poesie, welche sich um die Großen der Zeit schlingt, noch nicht so feierlich und superciliös ge-

worden, wie zu den Zeiten des roi soleil, und wir nehmen bei unserem Poeten, der sich durchaus als eine mannhafte Figur vor uns stellt, gerne jene Frische, jenen Geruch nach dem freien Felde wahr, der der philisterhaften oder tändelnden Stubenpoesie späterer Jahrzehnte so sehr abgeht.

Anmerkungen.

1) „Andenken an einige ältere deutsche Dichter", erster Brief; im Deutschen Museum 1779, Bd. 2, Seite 299 ff.

2) „Nachrichten von dem Leben und den Schriften Rudolph Weckherlins." Ludwigsburg, Cotta 1803.

3) „G. R. Weckherlin's Oden und Gesänge"; Berlin 1865, Stilke und van Muyden.

4) In „Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts", Band 5; Leipzig, Brockhaus 1873.

5) Allgemeine Zeitung 1888, Beilage Nr. 144. 145.

6) Allgemeine Zeitung 1888, Beilage Nr. 163.

7) Von Herrn W. B. Rye ist auch ein Brief Weckherlins mitgeteilt worden, den Höpfner in der Zeitschrift für deutsche Philologie 1, 350 f. veröffentlicht hat.

8) S. seine Leichpredigt von Tob. Lotter 1611.

9) Ich bemerke hier, daß mir von diesen Manuskripten wie von dem nachher zu erwähnenden Stammbuch G. R. Weckherlin's nichts zugekommen ist, und daß ich für Nachweise, wo diese Reliquien sich befinden, dankbar wäre.

10) Sattler 5, 262.

11) Höpfner S. 7, Anm. 22, meint, schon 1613: ich kann die poetischen Zeugnisse Weckherlins nicht für so sicher halten. In dem Dedikationsgedicht der „Oden und Gesänge" erinnert sich die Muse, wie die Augen der englischen Damen beim Abschied der Fürstin naß geworden seien; also, meint H., werde W. diesen Abschied noch mit angesehen haben. Das ist doch durchaus nicht nötig, um so weniger, als der Dichter nicht in eigener Person redet. Wenn also nicht zu beweisen ist, daß W. im April 1613 noch in England war, so beweist andererseits das Begrüßungsgedicht des Rheins (Oden und Gesänge

1, 17 ff.) nicht, daß W. in Deutschland war, als Elisabeth ankam. Das Gedicht an Johann Friedrich von Württemberg (O. u. G. 1, 28 ff.) hat W. selbst in der Gesamtausgabe von 1648 in das Jahr 1614 gesetzt; dasselbe setzt doch ziemlich bestimmt voraus, daß W. in Deutschland, wohl auch schon in Württemberg war.

12) Diese negative Annahme ist gesichert dadurch, daß in der 1613 erschienenen „Beschreibung der Reiß .... Friedrichen deß Fünften .... mit ... Elisabethen“ 2c., wo der Hofstaat der einzelnen Fürstlichkeiten genau verzeichnet ist, W.'s Name nicht vorkommt; auch ist von den Gedichten des Buches keines von ihm. Ueber Höpfners positive Annahme s. Anm. 11.

13) Hier kann ich eine Notiz anfügen, welche Rye S. CXXIV gibt, wornach W. 1619 »a Panegyricke to the Lord Hays [James Hay], Viscount of Doncaster (englischen Gesandten in Deutschland) etc.« verfaßt hat; mir ist dieses Werk nicht zugänglich gewesen.

14) Ich verdanke diese Angabe über W.'s Frau, wie die über seinen Sohn, der Güte des Herrn Dr. Bolte. Früher fand die Hypothese Höpfners öfters Beifall, wornach Elisabeth Dudley, eine Hofdame der Pfalzgräfin Elisabeth, W.'s Frau geworden wäre. Der Geistliche, der die Trauung vornahm, hieß nach W.'s Angabe Freitag. Einen solchen hat es in Württemberg nicht gegeben.

15) Althaus hat das Verdienst, auf die Unhaltbarkeit, beziehungsweise Unsicherheit der früheren, besonders durch Conz verbreiteten Angaben hingewiesen und zugleich an die Sendung Buwinckhausens erinnert zu haben.

16) Das Gedicht „Ueber Herren Gravens von Mansfeld Auszug aus Engelland“ (Goedeke S. 156 f.) hat ohne diese Voraussetzung kaum einen Sinn.

17) Die Quellen für das Folgende sind vor allem der Calendar of State papers, Domestic series, 1629 ff., und Sixth Report of the Royal Commission on historical manuscripts, Part 1 (1877); ferner: Godwin, History of the Commonwealth of England (1826); Hamilton, Original papers illustrative of the life and writings of John Milton (1859); die Werke über Milton von Masson und Stern. Verwertet sind diese Notizen im einzelnen in den zu Anfang angeführten Aufsätzen von Rye, Althaus und mir. Sie sind aber hier zum erstenmal sämtlich benutzt. Für die Einzelheiten kann ich eben auf die angeführte Litteratur verweisen, besonders auf den fließend geschriebenen Aufsatz von Althaus.

18) Das Elend der Zeiten trieb, wie auch Fr. Kapp in seiner Geschichte des deutschen Buchhandels berichtet, manche deutsche Schriftsteller, ihre Werke in holländischen Verlag zu geben.

19) Nicht 1743, wie Althaus angibt.

20) Stern 4, 293.

21) Der Stich ist in kleinem Format reproduziert in Könneckes Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur, S. 114. Die Reproduktion ist nach dem Exemplar der Pariser Nationalbibliothek gemacht. Es scheint mir nicht, als ob in Deutschland ein solches wäre; auch Weckherlins Vaterstadt hat in der reichhaltigen und von dem † Weißer vortrefflich geordneten Porträtsammlung des Kupferstichkabinetts keines, wie auch Weckherlins Werke zu den großen Raritäten gehören.

22) Lemcke, Geschichte der deutschen Dichtung neuerer Zeit 1, 149.

23) Leider hat das große Werk Höpfners über die Anfänge der neuhochdeutschen Gelehrtendichtung nicht an die Oeffentlichkeit gelangen können. Die Schrift über Weckherlin war ursprünglich als Schlußkapitel desselben gedacht. Dazu die allgemeiner gehaltene ausgezeichnete Programmabhandlung „Reformbestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Dichtung des 16. und 17. Jahrhunderts“ (1866).

24) Conz S. 40 f.

Klassizismus und Romantik in Schwaben zu Anfang unseres Jahrhunderts.

Es gibt in der Geschichte des menschlichen Geistes Richtungen und Gegensätze, die auf ein ganz bestimmt umschriebenes Gebiet der Kultur beschränkt sind, und andere, die eine Bedeutung für das gesamte geistige Leben einer Zeit haben. Die Romantik und ihr Kampf mit der Weltanschauung des achtzehnten Jahrhunderts gehört zu der letzteren Gattung, während diejenige Periode unserer Litteratur, die man als „Sturm und Drang“ charakterisiert, der ersteren Klasse anheimfallen mag — obwohl eine bedeutende litterarische Bewegung kaum ohne allen Hintergrund allgemeinerer Art sein kann. Wir haben über die ältere, die mehr kritisch-philosophische Periode der Romantik das Meisterwerk Hayms; jene Phase, welche durch die älteren Werke der Schlegel, Schellings und Schleiermachers, durch Novalis und die Anfänge Tiecks bezeichnet ist, muß in Hinsicht auf die Wichtigkeit für die gesamte Geistesgeschichte ganz zweifellos die bedeutendere genannt werden, denn sie stellt so deutlich wie keine andere Epoche unserer Litteratur den dialektischen Prozeß dar, durch welchen eine litterarische

Richtung, in diesem Falle das klassizistische Schönheitsideal Goethes und Schillers, fast unvermerkt in kurzer Zeit sich in ihr Gegenteil verkehrt. Aber die Frucht dieses Prozesses stellt sich vielleicht in der zweiten Periode der Romantik, welche unserem Jahrhundert angehört, noch klarer vor Augen; die allgemeine geistige Bedeutung der Arnim und Brentano ist ja gewiß eine geringere; aber in der Geschichte der deutschen Dichtung speziell haben sie wohl einen größeren, jedenfalls einen greifbareren Einfluß geübt als ihre größeren Vorgänger. Man darf — abgesehen von dem, was nachher auszuführen sein wird — nur an Heine erinnern, der in der Topik und in der Ausdrucksweise seiner Dichtung, wenigstens der älteren Periode derselben, ganz unzweifelhaften Zusammenhang mit der Romantik, namentlich mit Brentano, zeigt.

Diese spätere Phase der Romantik, die ihren Hauptsitz nach der Mitte unseres ersten Jahrzehnts in Heidelberg gefunden hat, wo Arnim, Brentano, Görres und Creuzer zusammenwirkten, ist durch des Knaben Wunderhorn und die Einsiedlerzeitung als ihre beiden Hauptprodukte gekennzeichnet; sie ist es, an die sich der mehrere Jahre dauernde Federkrieg zwischen Romantikern und „Plattisten" geknüpft hat — ein Krieg, der dadurch nur um so heftiger wurde, daß auch die klassizistische Poesie und die rationalistische Weltanschauung in Voß und Paulus ihre Hauptkämpfer an dem nemlichen Orte hatten. Es ist einseitig, wie Pfaff in seiner sonst höchst verdienstlichen Einleitung zu dem Neudruck der Einsiedlerzeitung thut, in den

Romantikern nur die Vertreter des poetischen Fortschritts zu sehen, als ob der Streitpunkt lediglich ein ästhetischer gewesen wäre; der Kernpunkt der Sache lag unendlich viel tiefer, und der Verlauf hat denen Recht gegeben, welche in der Romantik, wenigstens bei ihren Hauptvertretern, nicht bloß eine ästhetische Lehre, sondern eine sehr ausgesprochene theologische, politische und allgemein wissenschaftliche Richtung sahen. Die Aufsätze von B. Stark und Bartsch, Pfaffs vorhin angeführte Arbeit, sowie ein Abschnitt in Weltis schöner Geschichte des Sonetts haben über diese Periode der Romantik und ihre Kämpfe Licht verbreitet. Die folgenden Zeilen wollen die Zeit des Aufkommens der Romantik und ihre Auseinandersetzung mit der älteren, klassizistischen Richtung speziell in Württemberg schildern; ein kleines Kapitel in der Geschichte unserer deutschen Litteratur, aber kein ganz unwichtiges, denn Uhland und Kerner stehen zu demselben in der engsten Beziehung.

Das alte Württemberg war in so manchen Dingen von der umgebenden Welt abgeschieden und baute sich aus so eigenartigen Elementen auf, daß es nicht zu verwundern ist, wenn die litterarischen Revolutionen des vorigen Jahrhunderts nicht schnellen Eingang gefunden haben und wenn sich die litterarischen Verhältnisse etwas anders zeigten als auswärts. Der Schwerpunkt der Kultur lag hier zu Lande nicht in der schönen Litteratur, und ein sehr ausgeprägter konservativer Zug ließ manche Richtungen der Litteratur nur schwer aufkommen. Wenn daher Württemberg in der Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts keine Führerrolle

gespielt hat, so ist es auf der andern Seite durch mehrere Umstände, einmal eben durch jene Langsamkeit der Aufnahme litterarischer Neuerungen, andererseits durch den zu mißtrauischer Kritik nur zu leicht geneigten Charakter des Volkes, vor den Extravaganzen, welche die Litteraturgeschichte da und dort zu verzeichnen hat, bewahrt geblieben. Eine sehr bedeutende Rolle spielte wie noch jetzt die Theologie, in welche wie anderswo der Rationalismus eindrang, der so eigentlich das bestimmende Element in der Kultur des achtzehnten Jahrhunderts ausmacht. Die Eigentümlichkeit der politischen Verhältnisse war ein weiteres Moment; wie sich in diesem Lande, das noch eine ständische Verfassung und ein sehr lebhaftes Gefühl für dieselbe hatte, die patriotischen, freiheitlichen und kosmopolitischen Strömungen in eigentümlicher Weise gekreuzt haben, das hat Adolf Wohlwill aufs beste dargestellt. Eine zu dem traditionellen Bildungswesen in direkten Gegensatz tretende Erscheinung war in den letzten Jahrzehnten der mit der Karlsschule gemachte Versuch einer nicht auf formalistischer, sondern realistischer Bildung beruhenden, das gesamte Erziehungswesen von der Mittelschule durch die technischen und künstlerischen Lehranstalten bis zur Universität umfassenden Bildungsanstalt. Es ist schwer zu sagen, was diese Anstalt ohne ihre seltsame Verquickung mit militärischen Zwecken und ihren streng absolutistischen Charakter geleistet haben würde; für die schöne Litteratur konnte sie keine Bedeutung haben, denn so gute Köpfe sie auch aus den Reihen humanistischer Bildungsvertreter unter ihren Lehrern haben mochte,

ihre ganze Tendenz war, wie es schon der militärische Charakter mit sich brachte, auf das Technische, Praktische, Naturwissenschaftliche gerichtet.

Ein wirklich großes Genie konnte gleichwohl durch solche Fesseln zwar beengt, aber nicht gebunden werden. In Schiller hat sich ein solches Bahn gebrochen und alle Hindernisse niedergeworfen, aber sich freilich auch für alle Zeit dem heimatlichen Boden entzogen; es wäre schwer, bei ihm viel von spezifisch landsmannschaftlichem Charakter finden zu wollen. In Schubart hatte Schwaben den einzigen Dichter von höherer Bedeutung, der ihm treu blieb; denn Wieland ist ja schon frühe nach Thüringen gegangen. Schubart vereinigt mehrere poetische Richtungen in sich, die man sonst getrennt findet. Er ist vor allem der bedeutendste Jünger, welchen Klopstock in Schwaben gehabt hat, während der populäre Charakter anderer Gedichte viel mehr an den neun Jahre jüngeren Bürger erinnert. Außer Schubart kann man nur die beiden durch Freundschaft und durch frühen Tod mit einander verbundenen Gottlob Hartmann und Thill als Klopstockianer im engeren Sinne ansehen, denn sie haben vor allem die patriotische Seite der Klopstockischen Lyrik, freilich mit den nemlichen bardischen Verirrungen wie der Meister selbst, gepflegt, während die patriotische Dichtung sonst, abgerechnet die Gedichte Johann Ludwig Hubers, keine große Rolle spielte. Ein verspäteter Anhänger der Klopstockischen Poesie, die sich bei ihm mit Herderischen Ideen verquickt, ist der bekannte Germanist Friedrich David Gräter (1768—1830). Die Dichtung des Göttinger Bundes ragt

durch ein Mitglied, den Siegwartsdichter Johann Martin Miller, nach Schwaben herein; die Periode der Originalgenies ist nur wenig vertreten, allerdings in einer ganz hervorragenden und eigentümlichen Weise durch Schiller; aber unter der Schar poetisch gesinnter Freunde, die er in seiner Anthologie um sich gesammelt hat, ist er nicht nur der einzige von hervorragender Begabung, sondern auch der einzige, der eine bestimmte litterarische Richtung vertritt.

Schon Klopstocks Poesie hat, wenn man vom Inhalt absieht, einen entschieden antikisierenden Charakter. Auch die Poesie späterer Zeit hat an diesem Grundzug Anteil; bis auf Goethe und Schiller herab ist er jedenfalls ein Hauptelement in unserer Dichtung, so verschieden sich dasselbe auch in den einzelnen Fällen gestalten und mit wie verschiedenen andern Elementen es gepaart sein möge. Nehmen wir dazu noch als weitere Ingredienzien die weltmännische Bildung, den leichten Ton der Darstellung, die halb ernste halb witzige Manier didaktischer Behandlung, wie sie aus Wielands Werken stammen, so haben wir die Formen, Stoffe und Farben beisammen, welche der litterarischen Produktion Württembergs um die Grenze des achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts ihren Charakter verleihen.

Schiller war nicht umsonst in Schwaben geboren und noch dazu mit mehreren der tonangebenden Litteraten und Künstler, wie Conz, Haug, Dannecker, Zumsteeg, befreundet. Man hatte keinen geringen landsmannschaftlichen Stolz auf ihn. Sein Lob wird allenthalben gesungen, und in der That steht er der aufklärerischen, didaktischen Richtung seiner schwä-

bischen Freunde nicht allzuferne. Man muß da seine späteste Zeit ausnehmen, in welcher sich seine poetische Theorie — glücklicherweise, mit Ausnahme der Braut von Messina, nicht die Praxis — durch die Aufstellung des reinen Schönheitsbegriffes bedenklich dem Punkte nähert, von welchem die romantische Negation des Inhalts ausgegangen ist; diese späteste Zeit Schillers kann für uns nicht mehr in Betracht kommen. Sehen wir aber davon ab, so muß er zwar schon als Dichter mannigfach über den Rahmen einer rein verstandesmäßigen, rationalistischen Weltanschauung hinausgreifen; aber sein Grundwesen wurzelt doch eben in dieser Anschauungsweise. Wir dürfen ihn ja nur einen Augenblick mit Goethe vergleichen, um zu sehen, wie er als der Mann des diskursiven Denkens, des logischen Scharfsinns und des moralischen Pathos von dem intuitiven, nicht selten dem Mystischen zuneigenden Wesen Goethes unendlich verschieden ist; auch Schillers positive Ideen enthalten, wenn man sich durch die enthusiastische Form des Vortrags nicht darüber täuschen läßt, ebenso in der früheren Zeit, wo er von leibnizisch-popularphilosophischen Darstellungen beherrscht war, wie in seiner späteren, Kantischen Periode, wesentliche Elemente der rationalistischen Spekulation seiner Zeit — man muß sich nur entwöhnen, den Begriff des Rationalismus immer nur nach seinen Schwächen zu verstehen.

Wollen wir jedoch das eigentliche Bildungsideal unserer Landsleute zu Anfang dieses Jahrhunderts finden, so müssen wir noch über Schiller zurückgreifen — von Goethe darf man ohnehin absehen, denn er wurde in diesen Kreisen

selten verstanden, öfters auch bekämpft. Es ist auf der einen Seite Wieland, auf der andern der Klassizismus, namentlich in der Art, wie er bei Johann Heinrich Voß ausgebildet ist; jener gibt mehr das stoffliche, dieser mehr das formelle Element her. Ganz kann man sich dem Einflusse der Formschönheit Goethes und Schillers nicht entziehen; aber derselbe spielt eine untergeordnete Rolle. Stoffe, Formen und Töne sind in der Hauptsache vorgoethisch. Oden und pathetische Gelegenheitsgedichte, ernste oder heitere Fabeln, bald streng pragmatische bald orientalisch-phantastische Erzählungen in Prosa oder Versen, Bänkelsängerballaden in Bürgers Stil, Idyllen und parodische Heldengedichte, Epigramme und Anakreonteen beherrschen die Produktion; der Ton schwankt vom Rhetorischen in das Sentimentale und in das Scherzhafte hin und her, nur die Leidenschaft und ihr sinnlich-unmittelbarer Ausdruck bleibt zumeist ferne. Es ist durchaus eine Litteratur der Bildung und die Dichter gefallen sich gerade in der Hervorhebung dieses Elementes; kenntnisreich ohne Pedanterie, ein Weltmann von Gemüt und Charakter zu sein, ist ein Hauptideal ihrer Schriften, Vertiefung und individuelle Ausgestaltung wird kaum begehrt. Ein lehrreicher Inhalt, religiöser und politischer Freisinn in gemäßigter Form, welcher die Begriffe der rationalistischen Theologie und die geheiligten Staatseinrichtungen unangetastet läßt, ein selbstbewußter, aber nicht geheuchelter Biedermannston, philanthropisches Wohlwollen neben feinem oder auch, zumal wenn es gegen die Jesuiten geht, derbem Spotte charakterisieren die Wahl der Stoffe und den Geist

ihrer Behandlung. Wenn man sich bei den politischen Erörterungen, die von manchen Schriftstellern mit Vorliebe gewählt werden, daran erinnern muß, daß es die Zeiten der Revolution und Napoleons waren, in welchen gerade in Württemberg durch den Widerstreit zwischen der alten Verfassung und den Zeitideen und Zeitmächten bedeutende politische Diskussionen hervorgerufen wurden; so muß man, wenn daneben die Kunst eine große Rolle spielt, nicht bloß an die allgemeine Beliebtheit kunsttheoretischer Unterhaltung in jener Zeit denken, sondern auch daran, daß Württemberg, voran die Hauptstadt des Landes, um den Anfang unseres Jahrhunderts eine Anzahl von höchst gewichtigen Namen in der Kunstwelt aufzuweisen hatte. Es genügt, Dannecker als den ersten unter den Bildhauern zu nennen, an den sich der zu wenig gekannte Scheffauer anschließen mag; von Malern fallen Hetsch, Wächter und Schick in jene Zeit, und es stimmt mit der Gesamtrichtung der Poesie überein, wenn sie alle, bald in reinerer Form, bald durch das Medium der französischen Schule Davids hindurch, eine klassizistische Kunstrichtung zeigen, in der sie freilich um einiges mehr Vollendung verraten, als ihre poetischen Landsleute in der ihrigen. Das Theater war gut gehalten; der berühmte Eßlair gehörte mehrmals zu seinen Mitgliedern; und wie die Musikpflege überhaupt auf keiner schlechten Höhe stand, so hatte man in Zumsteeg einen mit Recht geschätzten Komponisten. Es begreift sich, warum die Kunstnovelle einen verhältnismäßig breiten Raum einnimmt, nicht nur zu Anfang des Jahrhunderts, sondern

auch noch bei Hauff, bei Mörike, in den Werken Bührlens, also bis in die vierziger Jahre, da dieses Interesse vom politischen und sozialen abgelöst wurde.

Die hier geschilderten Elemente dürfen wir freilich nicht erwarten bei allen Schriftstellern in der nämlichen Mischung zu finden. Die geringste Rolle spielen wohl in dem Kampfe zwischen alter und neuer Poesie diejenigen, welche am meisten die klassische Formschönheit vertreten, die eben des formalen Charakters ihrer Poesie wegen weniger Grobstoffliches in ihren Werken haben, die auch am meisten von allen durch die Werke Goethes beeinflußt sind; die beiden Lyriker oder, wie man sie auch nennen könnte, die beiden Philologen unter den schwäbischen Dichtern, Karl Philipp Conz (1762 bis 1827) und Christian Ludwig Neuffer (1769—1839). Man kann an sie noch Rudolf Magenau (1767 bis 1846) anreihen; den mit den beiden letztgenannten durch innige Freundschaft verbundenen Hölderlin, den größten Jünger der Antike, den Deutschland überhaupt gesehen hat, darf man hier kaum nennen; denn wie er seine Heimat schon frühe verlassen hat, so steht er in seiner großartigen Einseitigkeit kaum mehr in einer geistigen Verbindung mit derselben. Die andern sind, wie sehr sie auch an Bedeutung hinter ihm zurückstehen, gleichfalls ohne die Kenntnis der Alten gar nicht zu denken; neben der allgemeinen Formgebung ist dafür charakteristisch namentlich der breite Raum, den die Uebersetzungen aus dem Griechischen bei Conz, die Idyllen in Vossens Art, aber ohne seine Originalität wie ohne seine Härten, bei Neuffer einnehmen. In dem Streit

mit den Romantikern stehen sie neben draußen; wenn Conz gelegentlich einmal ein Wörtchen gegen die Ausschreitungen der Romantik hat fallen lassen, so hat er andererseits das von den Klassizisten verdammte Sonett nicht verschmäht, ja sich sogar an Kerners Almanach 1811 beteiligt. Am meisten gefeiert als Lyriker war aber Friedrich Matthisson (1761—1831). Er war gar kein Schwabe, ist aber 1812 in Stuttgart, wo er schon öfters gewesen war, ansässig geworden, war ein intimer Freund des nachher zu nennenden Friedrich Haug und als Lyriker der gefeierte Heros der ganzen Coterie. Sein gedruckter Nachlaß gibt sehr deutlich das große Ansehen zu erkennen, das die durch Schillers freundliches Urteil bestärkten Freunde ihm als dem größten Lyriker zu Teil werden ließen und das zu seiner wirklichen Bedeutung in keinem Verhältnis stand.

Im ganzen tritt aber die Lyrik zurück. Schließlich hat freilich jeder einmal lyrische Gedichte gemacht; aber während die Lyrik seit Uhland und den Seinigen die eigentliche Domäne der Schwaben geworden und trotz manchen Exkursen auf andere Gebiete geblieben ist, war zuvor das Verhältnis ein völlig anderes. Das Drama ist, wenn wir den einen Schiller ausnehmen, nie im Vordergrunde der poetischen Thätigkeit Schwabens gestanden; erst von Uhland an wird es bei uns etwas mehr gepflegt. Ganz im Mittelpunkte des Geschmackes standen vielmehr die erzählende Dichtung und das Epigramm im engern und weitern Sinne. Der Grundcharakter, in dem diese beiden an sich nicht eben verwandten Gattungen hier zusammentreffen, ist Didaxis

und Satire: moralisierende Poesie im weiteren Sinne, sofern die moralische Wahrheit auch mit Lachen gesagt werden kann und besonders gerne auch so gesagt wird.

Es sind hier zunächst ein paar Autoren zu nennen, welche, im großen Zusammenhange der Litteraturgeschichte gar nicht gekannt, für Württemberg nicht ohne Interesse sind. Noch vor die Schwelle der Zeit, die uns angeht, fällt Friedrich Bernritter (geboren 1754, gestorben als Finanzbeamter in Stuttgart 1803). Er ist fast durchaus Satiriker; zuerst trat er mit einer bänkelsängerischen Parodie von Millers Siegwart auf und hat dieser noch mehrere satirisch-humoristische Einzelheiten folgen lassen. Am bekanntesten sind seine 1786 erschienenen „Wirtembergischen Briefe". Sie sind nicht nur stofflich höchst schätzenswert als ein wenn auch vergrößerndes Spiegelbild mancher Mißbräuche der alten Zeit, sondern auch litterarisch als eine Nachbildung ähnlicher Leistungen Rabeners, welche übrigens dem Vorbild an drastischem Witz mindestens gleichgekommen ist. Das zweite Bändchen, das 1799 erschien, ist weit mehr im Tone ernsthafter politischer und sozialer Diskussion gehalten, wozu die Zeit Anlaß gab, deshalb aber auch litterarisch viel unbedeutender. Auch der 1760 geborene, 1828 als Pfarrer in Echterdingen gestorbene Viktor Matthäus Bührer kann hieher gezogen werden; neben Idyllen und Gedichten in schwäbischer Mundart ist sein burleskes studentisches Heldengedicht „Die Neujahrsnacht" (1784) am bekanntesten geworden; an sich eine bedeutungslose Nachahmung des durch Zachariä aufgebrachten Tones, aber in hexametrischer Form, ist es

selbst wieder das Vorbild mancher späteren burschikosen Batrachomyomachien geworden. Ferner darf der Dichter zahlreicher Gelegenheitsgedichte, der einstige Professor der Karlsschule, spätere Theaterdichter Johann Friedrich Schlotterbeck (1765—1840) erwähnt werden, von welchem wir außerdem namentlich Fabeln, überhaupt Gedichte in humoristisch-satirischer Manier besitzen.

Nach seinen ersten Anfängen dürfen wir auch noch den wackeren Friedrich Ludwig Bührlen hier aufführen. Er war 1777 in Ulm geboren und ist 1850 als Rechnungsbeamter in Stuttgart gestorben. Ehe er zum Studium der Jurisprudenz überging, hatte er Theologie studiert. Vielseitigkeit der Bildung und der Interessen spricht in seinen Schriften sehr angenehm an. Namentlich war Bührlen Kunstliebhaber und Kunstsammler; mehrere seiner späteren Werke, die auch sachlichen Wert durch autobiographische oder andere der nächsten Umgebung entnommene Züge haben, sind sehr deutlich aus solchen Liebhabereien erwachsen. Wenn in Griesingers Universallexikon, gewiß nach Bührlens eigenen Angaben, gesagt ist: „Goethe verstand er erst spät, dann aber wirkte der Einfluß des großen Dichters überwältigend auf ihn; große Neigung fühlte er von früh an zu Jean Paul“, so hat diese letztere wenigstens stilistisch keine besondere Wirkung hinterlassen, denn Bührlen schreibt sehr glatt und ohne Affektation, ganz im Stil eines gebildeten Weltmannes von Geist und Gemüt; der erste Satz aber ist sehr charakteristisch. Die ganze Zeit hat Goethe erst spät, manche damals und noch später gar nicht verstanden. Der Einfluß Goethe's

zeigt sich in Bührlens späteren Werken sehr deutlich; am deutlichsten wohl in dem Fragment eines Faust, das er seinem letzten Roman „Die Primadonna“ (1844) einverleibt hat und in dem er allerdings in Versen nicht minder stark goethisiert, als Mörikes Maler Nolten in Prosa. Uebrigens fallen nur die allerfrühesten Schriften Bührlens, vor allem seine an feinen Gedanken reichen „Lebens-Ansichten“ (1814) noch in die Zeit, die uns hier beschäftigt.

Die zwei fruchtbarsten Schriftsteller und die eigentlichen Vorkämpfer des Klassizismus gegen die Romantik sind Haug und Weißer, welche, fast auf den Tag gleich alt, wie durch persönliche Freundschaft verbunden, so auch in ihrer litterarischen Thätigkeit einander, mitunter bis zum Verwechseln, ähnlich sind. Friedrich Christoph Weißer war 1761 in Stuttgart geboren; er lebte als Finanzbeamter in seiner Vaterstadt, wo er 1834 starb. In seinem langen Leben fand er Zeit zu höchst ausgedehnter litterarischer Thätigkeit. Er begann mit Romanzen in Bürgers Bänkelsängerton, reihte daran Satiren, Aphorismen, orientalische Märchen in der Art Wielands, Erzählungen, Lustspiele, besonders aber Epigramme. In der epigrammatischen Poesie hat er am meisten Verdienst durch die epigrammatische Anthologie, die er als Gegenstück zu Matthissons lyrischer Anthologie in Gemeinschaft mit Haug herausgab. Weißer ist eine durchaus auf prosaische Verständigkeit, moralische Lehrhaftigkeit und scharfen Witz gerichtete Natur; von Gemütstiefe und Ideenschwung, wie von Humor im eigentlichen Sinne darf man nichts bei ihm suchen; moralisierende Betrachtungen müssen

die ersten, barocke Paradoxa den letzten ersetzen. So null ist Weißer immerhin nicht, wie seine romantischen Gegner ihn zu machen liebten; aber er hatte freilich nicht das Recht, sich zum souveränen Geschmacksrichter, wie er that, aufzuwerfen. — Sein Genosse Johann Christoph Friedrich Haug ist ein weit weniger einseitiger Schriftsteller. Er war als Sohn des bekannten Balthasar Haug, des verdienten Förderers der Litteratur Schwabens, 1761 in Niederstotzingen geboren, genoß als Karlsschüler den Umgang Schillers, obwohl ihre Intimität bei weitem nicht so groß war, als man gelegentlich liest, wurde Sekretär in herzoglichen Diensten und 1816 Bibliothekar an der öffentlichen Bibliothek; er starb 1829. Auch Haug hat sich in mehreren Gattungen der spielenden Poesie versucht, in Fabeln, Rätseln, Erzählungen, Anakreonteen, Singspielen; vor allem aber ist er im Epigramm groß, dessen witzigster Vertreter seit Kästner er genannt werden darf. Es ist freilich in der Hauptsache nur der Witz und zwar namentlich der mehr äußerlich gehaltene, vor allem die Hyperbel, was er mit Glück kultiviert hat; aber hier ist er auch unübertrefflich, von einer ganz unglaublichen Erfindungsgabe, die ihm in keinem Augenblicke versagt. So sehr, wie Weißer, ist er nicht auf diese eine Geschmacksrichtung eingeschränkt. Schiller, in geringerem Maß wohl auch Goethe haben mit auf ihn eingewirkt, ohne allerdings seine Poesie im Mittelpunkte zu treffen. Er hat sich mit ernster Lyrik an Schillers Musenalmanach beteiligt und wenigstens das Handwerkszeug dabei gut zu handhaben gewußt. Auch war er um die Wiederbelebung altdeutscher

Studien nicht ohne Verdienst; namentlich hat er Gedichte der Minnesänger in ziemlicher Anzahl übertragen und ist darin mit seinen romantischen Gegnern zusammengetroffen. Nehmen wir alles zusammen, so gravitiert freilich auch Haug ganz entschieden nach der vorgoethischen Litteratur hin; man braucht nur zu erwähnen, daß er im Jahr 1792 sich vom Fürsten von Fürstenberg zum Pfalzgrafen ernennen ließ! — Die Berufsart der beiden Satiriker ist wohl nicht ohne Zusammenhang mit ihrer litterarischen Richtung. Die gerne gezeigte Menschenkenntnis und Weltbildung, die Neigung zu Späßen und harmlosen Sticheleien, die Gelegenheitsdichterei, der didaktisch-moralisierende Gehalt, die Vorliebe für leichte Formen, alles stimmt zusammen, um die poetische Praxis dieser Männer als eine Art von Freistundenübung, von Erholungsthätigkeit solcher erscheinen zu lassen, deren eigentliche Lebensaufgabe in der monotonen Kanzleiarbeit besteht; auch die große Rolle, welche die Geselligkeit und ihr Anspruch auf gelegentliche Ausschmückung durch poetische Ornamente bei ihnen spielt, kann nicht Wunder nehmen.

Die Produktion dieser Männer fand ihren Mittelpunkt, als Cotta im Jahr 1807 sein „Morgenblatt“ gründete; Haug und Weißer waren in besonders hervorragender Weise an demselben beteiligt, außerdem als alter Freund Johann Wilhelm Petersen (1758—1815), der sich aber damals schon längst von der schönen Litteratur entfernt und der Geschichte zugewandt hatte, aus deren verschiedensten Gebieten er eine Menge von Notizen, Anekdoten und Kuriositäten beisteuerte. Um so mehr that sich in Litteratur und Kritik Georg Rein-

beck (1766—1849) als einer der Hauptmitarbeiter hervor. Er war, wie Matthisson, den er an Eitelkeit und preziösem Wesen noch übertraf, kein Schwabe, ist aber mit dem Leben Stuttgarts, wo er seit 1808 erst als Redakteur am Morgenblatt, von 1811 an als Professor am obern Gymnasium wirkte, eng verwachsen; er hat sich namentlich in Romanen, Reisebeschreibungen und ästhetischen Werken versucht.

Das Morgenblatt sollte, was man wohl im Auge behalten muß, kein litterarisches Blatt sein, sondern die verschiedensten Interessen der Bildung in gleicher Weise vertreten, was es denn auch, mit wechselndem Geschick, aber immer mit derselben Vielseitigkeit, 59 Jahre lang redlich gethan hat. Gerade in den ersten Jahrgängen ist das litterarische Element nicht das maßgebende, sondern nur eines von mehreren. Diesen Standpunkt der Weltbildung verrät schon der von den Romantikern zur Genüge bespöttelte Titel „Morgenblatt für gebildete Stände", der später mit dem andern „für gebildete Leser" vertauscht wurde. Soweit sich das Blatt mit schöner Litteratur befaßte, war es während seiner ersten Jahre ein Sammelplatz für die Anhänger des Alten, für die Gegner der Romantik, die zu der Zeit seiner Entstehung schon in heftigem Kampfe mit jenen lag. Ein Hauptgegenstand dieses Kampfes war die unschuldige Form des Sonetts, um welche sich, wie bei Welti nachzulesen ist, ein mehrjähriger höchst erbitterter Krieg entsponnen hat. Das „Klinggedicht", überhaupt die Neigung der Romantiker zum Spielen mit der poetischen Form, gibt die Zielscheibe für manchen gut oder schlecht gezielten Schuß ab. Diese

Formtändeleien sind aber, obwohl sie der Kritik den Punkt zum Eingreifen bieten müssen, nur ein Teil und nicht eben der wichtigste von dem, was man an den Romantikern tadelt. Die Altertümelei, die Neigung zur Mystik und zum Katholizismus, welche gerade in der Produktion der besonders bekämpften Brentano und Görres so deutlich hervortreten, bilden die ernstere Kehrseite der Sache, und diese war, wie gar manche Artikel zeigen können, den im Morgenblatt auftretenden Gegnern sehr wohl bekannt. Die Polemik beginnt gleich im ersten Jahrgang 1807. Haug äußert sich schon in der vierten Nummer gegen den Zwang der Sonettform, welche späterhin J. H. v. Collin verteidigt; Weißer polemisiert des öfteren gegen die altdeutsche Manier, gegen des Knaben Wunderhorn, gegen die Anbetung Jakob Böhmes, gegen die katholisierende Mystik, er rezensiert Seckendorffs Musenalmanach abfällig und läßt sich bei Gelegenheit einer Uebersicht über neue Taschenbücher vernehmen: „Doch bei den Poeten aus der neuesten Schule überhaupt ist das Lächerlichste immer das Natürlichste." Aber noch zu Anfang des Jahrgangs 1808 darf Wilhelm Schlegel neben der altdeutschen und spanischen Mode auch die orakelhafte Holprigkeit Vossischer Verse parodieren. Im Jahr 1808 erschien die Einsiedlerzeitung. Sie gab den Gegnern neuen Stoff, und dieser Jahrgang des Morgenblattes ist nun ganz voll von Invektiven aller Art gegen die Romantiker, an denen sich gar verschiedene Einsender beteiligen. Voß richtet sein polterndes Sonett an Goethe gegen „die Unform alter Trubaduren". Von unsern Bekannten tritt Haug in den Vor-

dergrund, neben ihm Reinbeck, Martens und Michaelis, zwei sonst wenig bekannte Schriftsteller; Weißer verschwindet ganz. Mit dem Aufhören der kurzlebigen Einsiedlerzeitung, die zum Schaden noch den Spott über ihre geringe Abonnentenzahl und ihr schnelles Ende haben mußte, verliert die Polemik ihren festen Zielpunkt. Die Jahrgänge 1809 bis 1813 bringen noch manches Polemische, besonders von Haug, neben ihm wieder von Weißer, von Alois Schreiber, von J. K. Höck und andern. Aber im Jahr 1813 erscheinen schon Gedichte des Erzromantikers Justinus Kerner im Morgenblatt; im September 1814 gar ein ernsthaftes Sonett von Weißer „Versöhnung mit dem Leben“, welches Uhland zu seiner köstlichen „Bekehrung zum Sonett“ veranlaßt hat. Nachdem schließlich zu Ende 1815 Rückert die Redaktion des poetischen Teils des Morgenblattes übernommen hatte, mußte die alte Tendenz des Blattes vollends begraben sein.

Haugs und Weißers litterarische und ästhetische Polemik war nicht auf die Teilnahme am Morgenblatt beschränkt. Schon vor dessen Erscheinen läßt sich dieselbe bei ihnen nachweisen, und sie hat auch nicht ganz aufgehört, als der Streit im Morgenblatt zu Ende war. Haug ist von Anfang an der Gemäßigtere. Wenn er auch dann und wann derb zuschlägt, so wird er doch nicht leicht gallig, er behält den guten Humor immer. Von Ueberschätzung der älteren Litteratur ist er nicht freizusprechen, und wenn er noch 1827 in seinen Gedichten eines mitteilt, worin Miller zu den „geweihtesten Hochpriestern des Vaterlands“ gezählt wird, so

steckt da neben der persönlichen Zuneigung gewiß auch einige litterarische Parteinahme. Aber Haug begnügt sich, wenn er aggressiv wird, gern mit allgemeinerer Verspottung der Reimklingler; in die sachliche Polemik gegen die positiven Ideen der Romantiker hat er sich kaum eingelassen. Er war überhaupt durch seine persönliche Liebenswürdigkeit bekannt und geschätzt und hatte die Gabe, die Dinge nicht allzuschwer zu nehmen. Weit galliger und unversöhnlicher ist Weißer. Er greift die Sache nicht bloß litterarisch an; er wendet sich auch sehr entschieden gegen die tiefer liegenden allgemeinen Kulturideen der Romantiker, vor allem gegen ihren Neukatholizismus. Damit stellt er sich direkt neben Voß, mit dem man ihn im übrigen freilich nicht vergleichen darf, und fühlt sich als der Wächter mühsam errungener Güter, welche eine in ihrem Genuß erwachsene Jugend von Neologen verächtlich wegwerfen möchte. Diese Seite seiner Polemik muß demjenigen als eine verdienstliche erscheinen, der die Konsequenzen der Romantik erwägt, wie sie da und dort nur allzu deutlich zu Tage getreten sind. Ganz und gar einseitig ist freilich die litterarische Kritik Weißers; mag sie gegen die unleidlichen Wunderlichkeiten der Romantik noch so berechtigt sein, mag man der ironischen Bemerkung, daß „die schöne Melusine, die heilige Genovefa, der Kaiser Octavianus dem Publikum über den Agathon und die Musarion, und wie die langweiligen Produkte gemeiner Köpfe ferner heißen, die Augen geöffnet hätten", und der oft wiederholten Bespöttelung der spanisch-altdeutschen „Karfunkelpoesie" seinen Beifall nicht versagen, mag man die Forderung, daß in diesen

Exzentrizitäten doch auch Fermente neuer Poesie hätten erkannt werden sollen, zurückweisen, weil sie eine Unbilligkeit gegenüber dem im alten Geschmack aufgewachsenen ist: die positiven Ideale Weissers sind jedenfalls auch für seine Zeit schon veraltet. Wer Goethe so gar nicht verstehen konnte, wer gegen des Knaben Wunderhorn auf die Lieder von Voß und Hölty zurückgreifen wollte, wer im Jahre 1808 den Satz drucken lassen konnte: „Hätten wir lauter Schriftsteller wie Wieland, Möser, Thümmel, Klinger, Engel, Gotter und einige wenige andere, das Ausland würde aufhören zu läugnen, daß auch die Deutschen eine Litteratur besitzen“: der war allerdings nicht zum Geschmacksrichter vor andern berufen.

Ganz anders als die Männer, die im Anfang des Jahrhunderts schon in dem Alter standen, das keine wesentliche Aenderung seiner Ansichten mehr vorzunehmen liebt, verhielt sich die poetische Jugend Schwabens zu den litterarischen Strömungen und Streitigkeiten. Sie hielt es mit der neuen Schule, und auch die, welche durch ihre ganze Geistesart der älteren Schule näher hätten stehen müssen, wurden wenigstens für einige Zeit Parteigänger der Romantik. Es ist der Kreis junger Dichter und Freunde der Dichtung, der sich um Uhland und Justinus Kerner scharte. Sie waren noch Studenten, als sie in ihrem engeren Kreise für die Romantik zu wirken begannen. Die Kenntnis dieses Kreises und seiner gemeinsamen Bestrebungen verdankt man vor allem dem Buche Karl Mayers über Uhland, das an Aufschlüssen intimerer Art sehr reich ist. Unter den Mitgliedern dieses

Bundes sind nur Uhland, Kerner und Mayer Gegenstand der allgemeinen deutschen Litteraturgeschichte, außer ihnen werden noch einige andere wie Heinrich Köstlin, Kölle, Tafel, Tritschler, der unglückliche Schober, Uhlands Vetter Ernst Uhland genannt. Diese Freunde, die sich zum Teil schon, wie Uhland und Kerner, öffentlich hatten vernehmen lassen, vereinigten sich 1807 zu einem nur handschriftlich zu gegenseitiger Erbauung verfaßten „Sonntagsblatt“ als Gegenstück zu dem damals eben aufgetauchten Morgenblatt. Die romantische Tendenz dieses Blattes, das neben dem Text auch Zeichnungen (wie nachher die Einsiedlerzeitung) und musikalische Kompositionen enthielt, ist deutlich ausgesprochen, tritt aber in den von Mayer mitgeteilten Proben nur ziemlich zahm hervor. Am meisten im Ton der romantischen Polemik ist ein Dialog von Köstlin, in dem Weißer mit Uz, Ramler und Hagedorn zusammen auf dem Blocksberg erscheint; ferner eine von Ludwig Uhland und Kerner gemeinsam verfaßte Parodie Matthissons. Zwei prosaische Beiträge Uhlands über das Romantische und über die Nibelungen enthalten keinerlei Polemik; der erstere faßt den Begriff des Romantischen ganz in dem schon lange zuvor landläufigen Sinne.

Der Kreis der Freunde, die zumeist schon in höhern Semestern standen, trennte sich bald. Von neuen Zuzüglern wären etwa August Mayer und Friedrich von Harpprecht zu nennen, welche durch gemeinsames Schicksal verbunden sind, indem sie schon nach wenigen Jahren im russischen Feldzug umkamen. Es war Uhlands erste selbständige Publi-

kation, als er im Jahre 1813 eine Anzahl von Gedichten Harpprechts mit einem Lebensabriß herausgab. Es ist aber in denselben nichts, was in deutlichem Zusammenhang mit der Romantik stünde. Etwas ähnliches kann von dem bedeutendsten dichterischen Freunde gesagt werden, den Uhland nach Kerners und Mayers Abgang von der Hochschule gewann, von Gustav Schwab. Zwar hat er sich an den ersten Veröffentlichungen seiner romantischen Freunde lebhaft beteiligt, in Kerners erstem Almanach stehen bereits mehrere Gedichte des damals neunzehnjährigen; er hat sich romantischer Stoffe und Formen öfters bedient; aber doch kann man ihn eigentlich kaum den Romantikern zurechnen, dafür spielt das Moment der Bildung bei ihm eine zu große Rolle. Er hatte eine vorzügliche Schulung genossen und hat selbst wider Samen der Bildung nach allen Seiten verstreut. So ruht die Bedeutung seiner Poesie nicht bloß in dem Reinpoetischen, das bei den Romantikern und bei Uhland die Herrschaft führt, sondern auch im Stofflichen; Uhland ist allerdings der, der am meisten auf ihn gewirkt hat — man darf ja nur die schöne Zueignung seiner Gedichte an Uhland lesen —, aber keineswegs der einzige. Etwas anders verhält sichs mit Karl Mayer, dem ältesten und innigsten Freund Uhlands. Er ist als Dichter eine ganz eigentümliche Erscheinung, die man kaum mit einer andern direkt vergleichen kann; unter seinen Zeitgenossen mag nur Uhland in einigen seiner kurzen Naturlieder mitunter an ihn gemahnen. Er ist in der Beschränkung groß; seine meist in epigrammatischer Kürze gehaltenen Naturgedichte zeugen von

der allerfeinsten Beobachtung, von einer fast mystischen Versenkung und doch wider von einem klaren und frischen Sinne der Auffassung und Darstellung. Aber zu einer Schule gehört er ganz und gar nicht; man kann von ihm und von Schwab sagen: sie sind ohne die Romantik nicht so denkbar, wie sie sind, aber es geht nicht an, sie ihn in den Rahmen dieser Schule einzupassen.

Die Freunde fanden längere Zeit keinen eigenen Sammelpunkt in der Oeffentlichkeit. Zwar ist gelegentlich davon die Rede, daß das Sonntagsblatt auch gedruckt werden könnte, aber es wurde nichts daraus. Man schrieb in mehrere auswärtige Taschenbücher, namentlich in das ganz der Romantik gewidmete von Leo von Seckendorff, dann in die Einsiedlerzeitung, welche Uhland durch ihre „Liebe zur alten Zeit“ anzog und ihm am meisten Aehnlichkeit mit dem Sonntagsblatte zu haben schien. Wenn im ersten Jahrgang des Morgenblatts sieben Gedichte Uhlands abgedruckt waren, so ist das durch Haug ohne Wissen des Dichters geschehen, welcher sich dagegen ausdrücklich verwahrt hat.

Justinus Kerner war es, der zuerst und für sich allein mit einem großen romantischen Manifest ins Feld rückte. Es waren die „Reiseschatten“, welche 1811 erschienen. Wie Kerner selbst in seinem Bilderbuch erzählt, hat er eine Anzahl von Originalen aus seiner Vaterstadt Ludwigsburg darin kopiert; außerdem hat er manche andere persönliche Eindrücke darein verwoben: die Lieder in der Historie von Andreas und Anna sind dieselben, die Kerner schon 1807 bis 1809 an seine Braut gerichtet hatte, die Schilderung

des Theaters in einer Scheuer (zweite Schattenreihe, 7. Vorstellung) entspricht völlig derjenigen, die Kerner 1809 brieflich von einem Hamburger Marionettentheater gegeben hatte, und manche andere Reminiszenzen sind wir wohl nur nicht mehr im stande auf ihre Quelle zurückzuleiten. Die ganze Idee eines „chinesischen Schattenspiels", wie man damals die Bilder der Zauberlaterne nannte, ist nicht bloß echt romantisch, sondern entspricht ganz Kerners eigenen Neigungen, der uns in seinem Bilderbuch von seinen Darstellungen mit der Zauberlaterne zu erzählen weiß. Ueberhaupt möchte ich die Reiseschatten für die genialste und für die individuellste Aeußerung von Kerners Talent ansehen. Es ist hier geradezu alles beisammen, was ihn als Menschen und als Dichter charakterisiert: die spielende Laune, welche vom Kindlichen, ja Kindischen schnell zu wirklich erhabener Schönheit überspringt, das warme, menschenfreundliche Gemüt neben einer unwiderstehlichen Lust zu Spässen auf Kosten anderer und seiner selbst, die sich überschlagende Lustigkeit neben stiller Trauer und schwarzer Melancholie, die für den Nervösen charakteristische Neigung zu halb prophetischen halb abenteuerlichen Träumen. So war ja der Mann nach seinen Briefen, so muß er nach allen Schilderungen der Zeitgenossen im persönlichen Umgang gewesen sein. Auch die Neigung zu der „Nachtseite der menschlichen Natur" ist schon völlig ausgesprochen, und auch diese Dinge werden, wie später der Somnambülismus in Weinsberg, mit einem eigentümlichen Gemisch von gläubigem Ernst und spielendem Humor behandelt. Ebenso ist aber das Werk ein durch

und durch romantisches; ja man sollte es weit mehr, als üblich ist, in die vorderste Reihe der romantischen Tendenzschriften stellen. Schon das bisher gesagte könnte genügen, um diesen Charakter des Buches zu erweisen. Es kommt aber noch der ganze schriftstellerische Charakter, Stil, Anordnung und Auffassungsweise hinzu. Wohl kein einziges der Elemente, vielleicht mit Ausnahme des spanischen, fehlt, aus denen die romantische Poesie der Tieck, Brentano, Arnim sich zusammensetzt: die Neigung zum Kindlichen, Volksmäßigen, das Schwelgen in Tönen und Farben, die Natur- und Landschaftsbilder, das stille, tiefsinnige Mädchen, der Postwagen, die altdeutschen Volksbücher und Volkslieder, die halb ernsten, halb komischen Pseudodramen in Tiecks Manier, die Opposition gegen die moralisierende Vernunft und die klassifizierende Wissenschaft, die Verherrlichung des beschaulichen Mönchs gegenüber dem rationalistischen protestantischen Pfarrer.

Dazu kommt noch direkte litterarische Polemik gegen die „Plattisten". Es ist längst bekannt, daß der wahnsinnige Poet Holder niemand anders als Hölderlin, der Poet und Antiquar Haselhuhn Conz ist (vielleicht wollte hier Kerner durch den Namen wie durch die Benennung „Antiquar", die natürlich den Philologen bezeichnen soll, die Aufmerksamkeit ablenken, denn es gab in Tübingen einen Antiquar Haselmaier); der Popanz ist Cotta, der weiße Mann natürlich Weißer; die Herberge „zum grünen Rezensenten" und das litterarische Journal „der schmeckende Wurm" sind allgemeiner gehaltene Invektiven auf das Morgenblatt und

seine allzeit rüstigen Kritiker und Kritikaster. Natürlich sind diese Beziehungen auch sofort verstanden worden; Kerner, der sich nicht als Verfasser genannt hatte, wurde in einer Kritik sehr herb darüber getadelt, daß er an dem dicken Conz und dem armen Hölderlin seinen „Kärrnerwitz“ ausgelassen hätte, und der brave Schreiner Zimmer, bei dem Hölderlin wohnte, war über die Profanierung des Unglücks, das jedem heilig sein sollte, mit Recht erbost. Die andern konnten sich ja ihrer Haut wehren, und Weißer speziell hat nur Prügel zurückbekommen, die er selbst ausgeteilt hatte. Außer diesen persönlichen Beziehungen ist noch mehrfach ganz deutliche sachliche Polemik wahrzunehmen: so die Gegenüberstellung des echt romantischen „Totengräbers von Feldberg“ gegen den Geschmack des „gebildeten“ Publikums, das die Sonnenjungfrau von Schönaich verlangt (II, 6 ff.); die akademische Untersuchung gegen den poetischen Studenten Kullikeia, bei dem man „Auszüge aus den Werken Jakob Böhms, Novalis und anderer wahnwitziger Skribler“, sowie elf deutsche Volksbücher entdeckt (IX, 3); die zum Teil einer Kritik des Seckendorffischen Musenalmanachs von Weißer entnommene Verhöhnung des Volksliedes (XI, 4), in welcher dem Volksliederton ganz köstlich der Balladenton Bürgers entgegengesetzt wird.

So sehr sich die Reiseschatten in allen Punkten als ein aus der innersten Natur Kerners hervorgegangenes Werk zeigen, das gar kein anderer so zu machen im Stande gewesen wäre, so ist doch jedenfalls manches aus den gemeinsamen Vorstellungen und Unterhaltungen der Freunde entsprungen.

Von der allgemeinen Stimmung gegen die Morgenblättler versteht sich das von selbst; ich glaube aber auch für die Figur des Felix, die überall wieder auftaucht, einen Beleg in dem von Mayer (Uhland I, 119 ff.) veröffentlichten „zweiten Nachtblatt“ Uhlands finden zu dürfen, wo auch ein Trommler Felix, eine ganz ähnliche Figur, vorkommt; dieses humoristische Stück ist vom Februar 1809 und „J. Kärrner“ unterzeichnet. Da Kerner schon 1809 begonnen hatte, für die Reiseschatten zu arbeiten, so muß es zweifelhaft bleiben, von wem diese Figur herstammt. Die Freunde haben dann auch das fertige Werk mit Jubel aufgenommen; nur Uhland hat, soviel ich sehe, sich nicht darüber geäußert. Waren ihm vielleicht eben jene persönlichen Invektiven zuwider?

Es scheint, daß die Reiseschatten nebst andern Arbeiten der Freunde ursprünglich für einen Almanach, den sie mit einander herausgeben wollten, bestimmt waren. Ein solcher ist dann noch im nämlichen Jahre 1811 zustande gekommen, nachdem Uhland auf der Rückreise von Paris ihn im Wildbad mit Kerner besprochen hatte. Es ist der „poetische Almanach für das Jahr 1812, besorgt von Justinus Kerner“. Neben Kerner und Uhland traten darin die schwäbischen Freunde Kölle, Köstlin, Karl und August Mayer, Schwab und Weckherlin auf, neben ihnen Varnhagen und seine Schwester Rosa Maria, Amalie Schoppe, Helmina von Chézy, Graf Löben, Fouqué, Chamisso; aber auch Hebel und, zum Zeichen, wie wenig mißstimmt er war, Conz waren beteiligt. Im ganzen ist aber der Almanach ein echt ro-

mantisches Gewächs; freilich waren die gröbsten Extravaganzen der Romantik nicht darin zu finden, und so hat derselbe eine gute Aufnahme gefunden, auch Haug lobte ihn — Weißer polterte einiges in seiner Art.

Ein Jahr später traten die Freunde zu einem zweiten Almanach zusammen. Er erschien, von Kerner, Fouqué, Uhland „und andern“ herausgegeben, als „Deutscher Dichterwald“ für das Jahr 1813. Die Mitarbeiter waren so ziemlich dieselben; es kamen Assing, Eichendorff, Julius Graf Soden, der wunderlich-geistreiche Thorbecke hinzu. Während im ersten Almanach die Polemik gar nicht vertreten gewesen war, erschienen im Dichterwald vier polemische Gedichte Kerners und Uhlands. Dieselben waren „Spindelmann, der Rezensent“ unterzeichnet, womit wiederum niemand anders als Weißer gemeint ist. Die beiden Gedichte Kerners („Kritik der Gegend“ und „Rezension von A. W. Schlegels Gedichten“) sind sehr allgemein gehalten und treffen nur ganz im allgemeinen die Philisterei; direktere litterarische Polemik üben die beiden Gedichte Uhlands, die in der Sammlung der Gedichte mit dem Titel „Der Rezensent“ abgedruckte Glosse „Schönste, du hast mir befohlen“, welche gegen den Vossischen Klassizismus gerichtet ist, und das „Frühlingslied des Rezensenten“, wo wenigstens am Schluß mit der Hindeutung auf Kleistens Frühling als das passendste Mittel zur Erweckung von Lenzempfindungen die Klassizisten einen leichten Hieb erhalten. Außerdem stand von Uhland das „Märchen“ in dem Dichterwald, das in der Form der Allegorie die Wiedererstehung

der deutschen Dichtung aus den Fesseln der Stubenpoesie preist; auch hier wieder ein Stich auf den Spindelmann, der vor den „romantischen Menschenfressern“ warnt.

Der Dichterwald war die letzte Unternehmung, zu der die schwäbischen Romantiker geschlossen ausrückten. Der Kampf gegen die Klassizisten war zu der Zeit, als sie in denselben zogen, anderwärts wenigstens in der Hauptsache schon verhallt; vom Jahr 1813 an stand auch das Morgenblatt ihnen offen, und von nun an finden wir die Gedichte unserer Freunde bald in diesem bald in jenem der zahlreichen Journale und Taschenbücher veröffentlicht. Kerner hat die litterarische Polemik nicht weiter fortgesetzt; Uhland hat im Jahr 1814 noch zwei weitere Gedichte solcher Art nachfolgen lassen, die Glosse „Der Romantiker und der Rezensent“, welche wieder im allgemeinen auf die Klassizisten geht, und das allerköstlichste, die „Bekehrung zum Sonett“, welche direkt gegen Weißer gerichtet ist und deren Anlaß ich schon erwähnt habe.

Es ist aber selbstverständlich, daß die Dichter, welche mit den Waffen ihres Witzes für die Sache der Romantik gefochten haben, sich dieser Sache auch durch positive Leistungen verpflichtet haben werden.

Bei Kerner ist es ohne weiteres klar, daß er von vorne herein als echter Romantiker auftritt, und für den, der seine spätere Zeit nur einigermaßen kennt, kann auch kein Zweifel sein, daß er es sein Leben lang geblieben ist. Zwar ist bei ihm, wie ohnehin bei Uhland, gleich zu bemerken, daß er in seiner Lyrik an den Schnörkeln anderer Roman-

tiker keinen Anteil zeigt; dafür hat er zu viel Natur. Aber noch in seinen späteren Gedichten kann man den allgemeinen Charakter der Empfindungs- und Ausdrucksweise kaum anders als romantisch nennen. Noch weit mehr muß das von den wenigen größeren Dichtungen gelten, die er außer den Reiseschatten noch geschaffen hat. Es ist einmal das liebliche Kindermärchen „Goldener", das schon im Dichterwald erschien; es wurde dann in die 1816 veröffentlichte Märchendichtung „Die Heimatlosen" aufgenommen. Diese stellt die Romantik nach der positiven Seite ebenso charakteristisch dar, wie die Reiseschatten sie vorzugsweise nach der spielenden und satirischen darstellen; namentlich die mineralogische Mystik erinnert sehr an Verwandtes in der romantischen Wissenschaft und Poesie; als Vorbild hat wohl am meisten der Heinrich von Ofterdingen gedient, leider ist Novalis trotz mancher einzelnen Schönheiten bei weitem nicht erreicht. Die Reiseschatten hat Kerner 1834 in seinen „Dichtungen" wieder abdrucken lassen, mit unbedeutenden Aenderungen im einzelnen und mit zwei Zusätzen, von denen einer (II, 8) gegen die Feinde seiner Geisterseherei polemisiert, der andere (XII, 4) eine Vision seiner späteren Wohnorte von Wildbad bis Weinsberg enthält; Beweis genug, daß ihm das Werk nicht historisch geworden war. Erst 1835 erschien die geistreiche Posse „Der Bärenhäuter im Salzbade", welche die Geisterseherei Kerners und ihre Feinde zum Gegenstande witzig-phantastischer Behandlung machte. Endlich das schon 1809 mit Uhland zusammen gedichtete Singspiel „Der Bär", welches erst nach dem Tode

beider Dichter 1863 in Ludwig Seegers Taschenbuch voll-
ständig erschienen ist; hier ist, wie der abspringende Humor
und die gutmütige Satire, so namentlich das spanische Ko-
lorit bezeichnend und dieses Werk steht wohl der Art Tiecks
von allen am nächsten. Daß vollends der Mensch Kerner,
der mit Vorliebe den düstern Geheimnissen der Menschen-
natur nachging, der als gläubiger Protestant Fastenpredigten
für den Fürsten von Hohenlohe schrieb, in dessen Haus am
Fuß der Weibertreu „alle Geister wandelten", ein richtiger
Romantiker geblieben ist, bedarf wohl keines Beweises.

Mit Uhland steht es doch wesentlich anders. Seiner
Naturanlage nach hat er lediglich nichts romantisches in
sich. Wenn man den Mann, der über die Welträtsel nie
viel gegrübelt, wenigstens nirgends davon geredet hat, ir-
gendwo unterbringen will, so dürfte man ihn viel eher einen
Rationalisten, aber nur im besten Sinne des Wortes, nennen.
Die echt bürgerliche Nüchternheit und Rechtlichkeit seines
Wesens, das gemäßigt-republikanische Element, das sehr
stark in ihm ist, die strenge Wissenschaftlichkeit, in deren
Erzeugnisse sich nirgends auch nur die leiseste Regung von
Ironie oder Polemik einmischt, das unerschütterliche Be-
harren eines durch und durch festen Charakters, das alles
ist doch gewiß dem romantischen Wesen direkt entgegengesetzt.
Als Dichter steht dann Uhland allerdings in unbezweifel-
barer Abhängigkeit von der Romantik. Es muß aber so-
fort die Einschränkung gemacht werden: nur in Beziehung
auf Form, litterarischen Charakter und ästhetisches Ideal.
Im Inhalt seiner Gedichte läßt sich nur die Stoffwahl als

eine romantische bezeichnen, insofern namentlich die Beschäftigung mit mittelalterlicher Sage und Geschichte oder mit spanischen Stoffen zwar nicht ausschließliche Domäne der Romantiker, aber doch von ihnen mit besonderem Nachdruck betont war. Von einer romantischen Tendenz kann, außer dem rein litterarischen Gebiet, dem die vorhin erwähnten Streitgedichte angehören, nirgends die Rede sein; denn man darf doch z. B. in Gedichten wie „der Waller" keinerlei Katholizismus wittern, sondern nur die Fähigkeit des wahren Dichters, auch aus fremden Kulturwelten poetische Nahrung zu ziehen.

Seit wir durch Hollands rühmliche Bemühungen die Entstehungszeit von Uhlands Gedichten zumeist auf den Tag genau kennen, wissen wir auch, wie weit seine Beziehung zu der Romantik reicht. Er beginnt mit ernster Lyrik und Balladendichtung im Stil Fouqués und ähnlicher Dichter, nimmt in manchem seiner Jugendgedichte an der schwermütigen Schäfer- und Nonnenromantik Anteil, weiß den altertümlichen Volkston, wie ihn des Knaben Wunderhorn wieder angeschlagen hatte, meisterhaft zu treffen; ihn als einen Dichter von feinstem musikalischem Gefühl ziehen auch die romanischen Maße, welche die Romantiker erneuert haben, stark an, er dichtet spanische Romanzen im Nationalmaß, versenkt sich in die Schätze der altgermanischen Sage und noch mehr der altfranzösischen Poesie, von der er auch einige Proben in der Originalform übersetzt; aber ebenso läßt er sich auch eine Zeit lang auf das Spielen und Tändeln Tiecks und seiner Genossen ein, nicht nur in seinen Gedichten,

sondern noch mehr in den dramatischen Entwürfen und Fragmenten, welche Adelbert Keller herausgegeben hat; ja er gibt in den zwei Gesängen seines Fortunats eines der glänzendsten Beispiele der burlesken romantischen Epopöe, das ihm kein anderer so gewandt und formvollendet nachgemacht hat. Diese Beteiligung an den verschiedenartigsten Seiten romantischer Poesie hat bei ihm bis zum Jahr 1816 gewährt. Die politische Thätigkeit, zunächst nur schriftstellerisch in den „Vaterländischen Gedichten", dann durch persönliche Teilnahme an den ständischen Verhandlungen ausgeübt, und die Ausarbeitung der zwei vollendeten Dramen (Ernst von Schwaben 1816/1817, Ludwig der Baier 1818) schneidet jene romantische Dichtung ab und beendigt überhaupt im wesentlichen die erste und weitaus reichste Periode von Uhlands poetischer Produktion.

Schon in diese erste Periode fallen viele Gedichte, die wenig oder gar keine Abhängigkeit von der Romantik zeigen; und noch mehr ist das in den wenigeren Gedichten der späteren Zeit der Fall, unter welchen aber mehrere der allerbedeutendsten Leistungen Uhlands sind. Wenn selbst seine echt romantischen Gedichte an den Verzerrungen dieser Geschmacksrichtung keinen Anteil haben, so zeigt sich darin nicht allein der größere Künstler, den ein angeborenes sicheres Stilgefühl leitet, sondern auch der ruhige, charaktervolle Mann, der bei aller Entschiedenheit seiner Meinungen doch nie einem Extrem verfällt. So darf man wohl von Uhland sagen, daß die Wirkungen der Romantik bei ihm sich nirgends verkennen lassen, daß seine Dichtungsweise ohne diese

Kunstrichtung nicht dieselbe gewesen wäre, aber daß er weit über die Einseitigkeiten der Romantik hinausgegriffen und eine Poesie erzeugt hat, die, obwohl hauptsächlich aus jener genährt, zu einem edeln Gewächs von eigener Art herangewachsen ist.

Von Anfang an hatten auch die Zeitgenossen die Empfindung, daß Uhland bei aller Zugehörigkeit zur Romantik doch unabhängiger als andere dastehe. So konnte Weißer, als er von Kerners erstem Almanach und Uhlands Beteiligung hörte, sagen, um Uhland sei es schade; und so hat er auch andererseits den Heißspornen der Romantik nicht genug gethan, welche gerne in Vergessenheit gebracht hätten, daß eine Sprache und Poesie nicht zu einer drei Jahrhunderte älteren Form einfach zurückkehren kann; wenigstens soll Brentano 1808 oder 1809 geäußert haben, Uhlands Gedichte hätten noch zu viel von der alten, d. h. vorromantischen Poesie an sich. So konnte er auch von den gemäßigteren Klassizisten gewürdigt werden, wie denn Haug mit ihm zeitlebens auf dem besten Fuß gestanden ist.

Wenn wir von Justinus Kerner absehen, so ist die Romantik in ihrer ganz spezifischen Erscheinungsweise mit der zweiten Hälfte der zehner Jahre in Schwaben zu Ende. Sie wirkt von da an nur noch als ein Ingrediens der Poesie neben andern fort; wenigstens sind spezifisch romantische Produkte, wie wir sie z. B. in den geistreichen, zu wenig bekannten Jugendversuchen Moriz Rapps vor uns haben, zu keiner Wirkung mehr gelangt. Die Frage, ob klassisch, ob romantisch, mußte in dem Maße verstummen, in welchem

einerseits diese Bewegungen historisch geworden waren und andererseits Goethe als der Dichter, welcher in sich nicht nur das höchste Gesamtmaß dichterischer Begabung in deutschen Landen, sondern auch die höchste und edelste Synthese von klassischer und romantischer Poesie und Denkweise darstellt, zu immer breiterer Wirkung auf seine Zeit und sein Volk gelangt war — und das mußte mit der Zeit notwendig der Fall sein; denn von den Dichtern, die um oder nach 1800 geboren waren, konnte kaum einer mehr unter dem bestimmenden Einflusse vorgoethischer Jugendeindrücke stehen. Wenn alle folgenden Dichter, mochten sie es wissen und wollen oder nicht, unter dem direkteren oder indirekteren Einflusse Goethes standen, so mußte das, ohne die Physiognomie der Litteratur in ganz wesentlichen Dingen zu verändern, ihr wenigstens in den Händen der Höherbegabten eine größere Reife der stilistischen Ausbildung, eine gewisse Sättigung der Farben und Formen verleihen, hinter der die alten Schulgegensätze verschwanden oder doch zurücktraten.

Immerhin hat der aufmerksame Beschauer auch in der folgenden Zeit noch Gelegenheit, ein Ueberwiegen dieser oder jener Richtung und Manier wahrzunehmen. Beschränken wir uns auf einige wenige schwäbische Dichter, auf die bekanntesten der Zeit nach Uhland, wobei wir aber über die Grenze nicht heruntergehen dürfen, wo die stofflichen Einwirkungen des jungen Deutschlands und später der politischen Poesie beginnen, also nicht über die Mitte der dreißiger Jahre herunter.

Wilhelm Hauff ist schon oben erwähnt worden. Ihn,

der das Glück hat nur als Jüngling unter der Nachwelt zu wandeln, den Verfasser der Märchen und des Lichtensteins, wird man wohl auf den ersten Blick für die Romantik in Anspruch nehmen wollen. Nichts ist falscher als das, sobald man Romantik im litterarhistorischen Sinne nimmt und nicht im Sinne des landläufigen Alltagsgebrauches. Das Märchen als solches ist keineswegs eine Prärogative der Romantiker; vor allem das orientalische Märchen ist, wie oben gesagt, durch Wieland mit Liebe gepflegt worden und Weißer hat eine Anzahl von Erzählungen dieser Gattung verfaßt. Der Lichtenstein ist nichts weniger als romantisch erzählt; er ist weit mehr in der Weise der Vorromantiker gehalten, und man darf nur etwa Arnims Kronenwächter vergleichen, um das zu erkennen. In allen andern Werken Hauffs ist der moralisierende und oft genug auch der satirische Zug, wenn auch beide verdeckt durch die persönliche Liebenswürdigkeit des Dichters, und das Hervorkehren der weltmännischen Bildung so stark und ausgesprochen, daß ich nicht anstehe, ihn wenigstens der Hauptsache nach eher als einen Spätling der vorromantischen Weise zu bezeichnen.

Die drei Dichter, die man gewöhnlich als die Vertreter einer zweiten schwäbischen Dichtergeneration zusammen nennt, Waiblinger, Ludwig Bauer und Mörike, verhalten sich ziemlich verschieden. Vor allem ist Waiblinger ein ganz entschiedener Gegner der Romantik, wie seine Satire „Drei Tage in der Unterwelt“ zeigt, und neigt in seiner ganzen Art dem Klassizismus und zwar in Hölderlins Art und Weise zu, ohne diesen übrigens entfernt zu erreichen. Bauer

und Mörike haben aus dem Taumelkelch der Romantik sehr tiefe Züge gethan; es ist allerdings nicht eben dieselbe Form der Romantik, wie etwa bei Tieck oder Brentano, das mittelalterliche, katholisierende Element fehlt ganz. Aber man wird doch nicht umhin können, die jugendlichen Phantasmagorien von Orplid als romantisch im engeren Sinn zu bezeichnen, und auch die Art, wie diese Dinge bei beiden Dichtern Gestalt gewonnen haben, erinnert unmittelbar an Tiecksche und ähnliche undramatische Dramen; vielleicht kann man sagen, mit einem Zusatz von Goethe. In seinen Gedichten und seinem Alexander zeigt Bauer keine besonders ausgesprochene Individualität; im ganzen erinnert er noch am meisten an Gustav Schwab. Mörike freilich hat nach seinen Jugendgedichten, welche ziemlich stark romantisch gefärbt sind, eine reichere Entwicklung durchgemacht, von der man, ohne dieses ganz individuelle Genie in das Prokrustesbett der Schulbegriffe zu spannen, nur so viel wird sagen können: Romantik und Klassizismus treten hier bald gesondert, bald in der höheren Einheit verbunden auf, zu der sie nur ein gottbegnadeter Dichter verbinden konnte.

Von Uhlands und Kerners Auftreten an hat sich das Verhältnis, in dem Schwaben zum übrigen Deutschland stand, wesentlich anders gestaltet. Zuvor in enge Schranken gebannt, von den Produktionen anderer Gegenden abhängig, hat unsere Heimat seither auf dem Gebiete der Lyrik eine Art von Führerschaft übernommen. Die litterarische Produktion Schwabens hat nach den verschiedenen Richtungen hin einen lebhaften Aufschwung genommen, und wenn Bal-

thasar Haug noch in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ängstlich bemüht war, der schönen Litteratur in seiner Heimat zu größerer Blüte zu verhelfen, so ist, durch eine der gefühlsmäßigen Lyrik vorteilhafte Geschmacksrichtung wie die romantische und durch zwei so bedeutende Lyriker wie Uhland und Kerner gefördert, die lyrische Dichtung in Schwaben in die erste Linie getreten und hat wiederum nach außen hin mannigfach mustergebend und fruchtbringend gewirkt.

Friedrich Haug.

Von den Mitschülern Schillers, welche an seinen ersten Geistesflügen Anteil genommen haben, hat nur einer es in der schönen Litteratur zu einer gewissen Bedeutung gebracht, der anderthalb Jahre jüngere Friedrich Haug. Eine Schilderung dieser Persönlichkeit wird nicht ganz ohne Interesse sein; denn Haug ist an den geistigen Bewegungen seiner schwäbischen Heimat in hervorragender Weise beteiligt.

Ich habe mich für diese Darstellung mehrfach persönlicher Notizen von Verwandten Haugs, überhaupt nicht-litterarischer Quellen zu bedienen gehabt. Gleich nach Haugs Tod ist in der Schwäbischen Kronik vom 4. Februar 1829 ein Nekrolog erschienen, der mit unbedeutenden Abweichungen an drei weiteren Orten abgedruckt worden ist: im zweiten Hefte des Athenäums berühmter Gelehrter Württembergs, im Neuen Nekrolog der Deutschen für 1829 und vor der 1840 erschienenen Auswahl von Haugs Werken. Der Nekrolog stammt jedenfalls von einem näheren Bekannten Haugs, enthält aber manche Fehler, welche zu beseitigen mir erst allmählich gelungen ist.

Johann Christoph Friedrich Haug ward am 9. März 1761 zu Niederstotzingen geboren. Sein Vater war dort seit 1757 Pfarrer; es war der um die Gelehrsamkeit und die schöne Litteratur Württembergs, nicht zum mindesten auch um Schillers poetische Anfänge wohlverdiente Balthasar Haug; seine Mutter war Jakobine Friederike, geb. Elsäßer. Die Familie verweilte nicht allzu lange in der Donaugegend. Im Jahr 1763 wurde der Vater, nachdem er eine Berufung als Rektor an das Gymnasium poëticum zu Regensburg abgelehnt hatte, als Pfarrer nach Magstadt versetzt und drei Jahre später zum Professor am Gymnasium zu Stuttgart ernannt. Wie er in seiner kurzen Autobiographie im Schwäbischen Magazin von 1776 mitteilt, konnte Balthasar Haug seine Stuttgarter Stelle, für die er im Dezember 1766 beeidigt worden war, nicht sofort antreten, sondern wurde vom Herzog Karl bis Juli 1773 mit „litterarischen Privataufträgen" in Ludwigsburg beschäftigt. Friedrich gieng in die Ludwigsburger Lateinschule, aber gewiß in eine jüngere Klasse als Schiller; daß die Knaben schon damals Umgang gehabt hätten, ist nicht bekannt. Bis zu seinem fünfzehnten Jahr besuchte er dann das Stuttgarter Gymnasium, um von dort aus in ein theologisches Seminar überzutreten. Der Wille des Herzogs entschied, wie bei Schiller, anders; er zog den Knaben in die Militärakademie, in welche Friedrich am 5. Dezember 1775 zum Studium der Rechte aufgenommen wurde. Er traf dort nach kurzem mit seinem Vater zusammen. Dieser war, wie so manche andere tüchtige Kräfte, vom Herzog schon früher zu seiner

Lieblingsanstalt in Beziehung gebracht worden; seit 1772 hatte er Festreden daselbst zu halten, an den Prüfungen teilzunehmen; im Jahre 1776 erhielt er, während er seine Lehrstelle am Gymnasium beibehielt, einen Lehrauftrag für mehrere philologisch-ästhetische Fächer an der seit dem 18. November 1775 nach Stuttgart verlegten Akademie.

Friedrich Haug erwarb sich durch guten Kopf und Fleiß bald einen Ehrenplatz unter seinen Mitschülern. Fünf Jahre hinter einander, von 1776 bis 1780, hat er am 14. Dezember regelmäßig einen oder mehrere Preise davongetragen, und zwar in den verschiedensten juristischen, philologischen, philosophischen, mathematischen und physikalischen Fächern. Im Jahr 1779 fielen ihm fünf Preise zu, womit er unter die Chevaliers kleinen Ordens eintrat, eine Ehre, welche nur einem kleinen Teil der Zöglinge zu Teil wurde. Außer der Auszeichnung durch besondern Schlafsaal und Eßtisch waren die Chevaliers auch dadurch den Kavalierssöhnen gleich gestellt, daß sie dem Herzog statt des Rockes die Hand küssen durften; sie trugen ein emailliertes Goldkreuz mit des Herzogs Monogramm, zwei ineinander geschlungenen C. Haug war weit entfernt, durch diese Auszeichnung, welche einem Schiller nicht zu Teil ward, sich zum Hochmut verleiten zu lassen. Er hatte die Naturgabe ungezwungener Fröhlichkeit; diese und sein poetisches Talent machten ihn zu einem geschätzten Freunde. Mit Schiller, Petersen, Hoven und dem ganzen dichterischen Kreis der Zöglinge sehen wir ihn in freundschaftlichem Verkehr; ebenso mit Dannecker und Zumsteeg, die beide ihre Künstlerthätigkeit späterhin der

Verherrlichung des Freundes und seiner Werke gewidmet haben. Wie sprudelnd die Geister des Witzes in dem jugendlichen Akademiker waren, wußten die Freunde aus lebhafter Erinnerung zu berichten; es ist recht im Geiste toller Jugendfröhlichkeit, wenn der Chevalier mit Schiller Wettkämpfe der Grobheit anstellt; der scharfe dialektische Verstand Haugs hat es hierin über den schwerfälligeren Schiller gewonnen. Wie munter der fleißige Eleve seine gestrengen Aufseher zu ironisieren verstand, mag man sich von dem gemütlich-geschwätzigen Hoven erzählen lassen. Auch Haugs dichterisches, zumal epigrammatisches Talent wurde von den Freunden schon damals gewürdigt. In die Oeffentlichkeit drang nur einiges wenige davon.

Am 22. April 1783 wurde Haug aus der Akademie entlassen. Er erhielt eine Anstellung als Sekretär und geheimer Kabinetskanzellist im geheimen Ratskollegium; in dieser Stellung blieb er elf Jahre, bis er 1794 zum geheimen Sekretär ernannt wurde. Wir sind nicht genau unterrichtet, ob er diese Stellung in unveränderter Weise behalten hat, wie aus den alten Adreßbüchern hervorzugehen scheint, oder ob der Herzog Friedrich Eugen (1795—1797) ihm neue Amtsverrichtungen gegeben hat, wie der Nekrolog meint. Jedenfalls muß Haug als Beamter geschätzt gewesen sein; der System- und Personenwechsel, welcher mit der Thronbesteigung Ludwig Eugens 1793 eingetreten ist, hat ihn nicht, beziehungsweise nur in vorteilhafter Weise berührt. Ludwig Eugen muß sich seiner sehr gerne bedient und ihn vielfach um sich gehabt haben; Hoven nimmt den

Mund ein wenig voll, wenn er ihn unter den „Hauptgehilfen bei seinen Regierungsgeschäften“ nennt.

Am 27. April 1787 verheiratete sich Haug mit Luise Henriette, einer Tochter des verstorbenen Landschaftsregistrators Stäudlin. Die Ehe war die glücklichste. Es ist rührend zu sehen, wie Haug, indem er die Lieder an seine Gattin 1804 als Anhang seiner zweibändigen Gedichtsammlung veröffentlicht, in der Freude seines Herzens die Vorrede mit den Worten schließt: „Die angehängten Lieder an meine Gattin kamen aus vollem Herzen. Sprechen sie wieder zum Herzen, so genügt mir. In jedem Falle mögen sie beweisen, daß mir das Los einer glücklichen Ehe ward.“ Ein unparteiischerer Zeuge ist die Teilnahme, welche Haugs Freunde allen freudigen und schmerzlichen Ereignissen in seiner Familie entgegenbrachten. Denn an beiden fehlte es nicht. Die Ehe war mit sechs Kindern gesegnet. Zwei Knaben starben in kindlichem Alter. Von vier Töchtern ist die jüngste, Amalie, einige Jahre vor dem Vater im ledigen Stande gestorben; ebenso die Gattin und die älteste Tochter Charlotte, welche seit 1811 an den Obertribunalrat Schott verheiratet war. Die zweite und dritte Tochter, Luise und Henriette, haben den Vater überlebt; in dem Besitz Luisens, welche sich 1830 an den Major v. Buhl auf Eltershofen verheiratete, waren die prächtigen Briefe Schubarts, welche durch Friedrich Vischer an Strauß gekommen und von diesem veröffentlicht worden sind.

Am 3. Januar 1792 starb Haugs Vater. Er hatte, als einer der eifrigsten Vorkämpfer der litterarischen Bil-

dung in Schwaben, den Titel eines Hof- und Pfalzgrafen gehabt, der ihm vom Fürsten von Fürstenberg verliehen worden war. Haug erbat sich noch im selben Monat, in diese Würde seines Vaters eintreten zu dürfen, welche nunmehr in Württemberg von Niemand mehr begleitet werde. Der Fürst von Fürstenberg willfahrte ihm durch ein Diplom vom 5. März; dasselbe ist seltsamerweise 1791 datiert, ob aus Versehen oder mit absichtlicher Zurückdatierung, ist nicht zu erraten. Haug war jedenfalls der letzte, der in Württemberg diese Würde früherer Jahrhunderte begleitete, mit der unter anderem das Recht verbunden war, andere zu Poeten zu krönen. Ob wohl Uhland, Haugs litterarischer Gegner, aber persönlich mit ihm verwandt und gut befreundet, mit den Worten der Glosse:

Zeit gepuderter Perücken,
Drauf Pfalzgrafen Lorbeern drücken,
Steig auf in der alten Pracht!

dem Haupte der schwäbischen Antiromantiker einen kleinen Stich hat geben wollen?

Haug war schon 55 Jahre alt, als ihm am 4. Juli 1816 die Stelle eines Bibliothekars an der öffentlichen Bibliothek nebst dem Titel eines Hofrats übertragen wurde. Haug blieb in dieser seiner litterarischen Thätigkeit förderlichen Stellung bis zu seinem Tode. Diese litterarische Thätigkeit war ungemein reich und ausgedehnt. Es ist kaum ein Almanach, und sie sproßten damals wie Pilze aus dem Boden, zu dem er nicht Beiträge, zumeist poetische, geliefert hätte. Er selbst hat in einer Notiz vom Anfang

dieses Jahrhunderts gegen zwei Dutzend Almanache und verwandte Zeitschriften aufgeführt, für die er gearbeitet hat; einmal hat er achtzehn Rezensionen zugleich abgeschickt, ein andermal zu sieben Almanachen beigetragen, „um sie nicht bezahlen zu müssen.“ Unter den litterarischen Zeitschriften, für die er schrieb, mögen seines Vaters Schwäbisches Magazin, der Deutsche Merkur, Schubarts Chronik, Gräters Bragur hervorgehoben werden. Unter den Musenalmanachen und Taschenbüchern befinden sich die beiden Antagonisten, Stäudlins Blumenlese und Schillers Anthologie (1782), obwohl bei der letzteren Haugs Mitarbeiterschaft fraglich und wohl jedenfalls auf Ein Gedicht („Edgar an Psyche“) beschränkt ist; auch Schillers Musenalmanach (von 1796 an) enthält Beiträge von Haug. Einer jener Almanache, Langs „Taschenbuch für häusliche und gesellschaftliche Freuden auf das Jahr 1801“, enthielt auch Haugs Bildnis, von Hiemer gezeichnet und von Rahl gestochen. Ganz besonders aber hat sich das Morgenblatt Haugs lebhaftester Mitwirkung erfreut. Von der Gründung desselben 1807 bis zum Jahr 1817, wo er sich mit Cotta entzweite und von der Zeitschrift zurücktrat, hat Haug nicht nur eine unzählige Masse eigener Produkte, kleiner Gedichte, litterarischer und anderer Notizen im Morgenblatt veröffentlicht, sondern auch als Mitredakteur, zeitweise als alleiniger Redakteur desselben in der mannigfaltigsten Weise sich mit der Zeitschrift beschäftigt. Seine allenthalben zerstreuten Gedichte vereinigte Haug von Zeit zu Zeit in größeren und kleineren Sammlungen. Die erste waren die „Sinngedichte“ von 1791;

am umfangreichsten waren die „Epigrammen und vermischten Gedichte“, welche 1805 bei Unger zu Berlin in zwei Bänden erschienen. Die andern teils allgemeinen, teils für besondere Zweige der Poesie ausschließlich bestimmten Sammlungen alle oder auch nur zum größern Teil aufzuführen, würde Mühe und Raum nicht lohnen.

Bei der Beurteilung von Haugs Poesie ist festzuhalten, daß er, wie die allermeisten seiner schwäbischen Zeitgenossen, in der mehr verstandesmäßigen vorgoethischen Weise festgewurzelt war. Vollständig darüber hinausgekommen ist er nie und hat in dem erbitterten Kampfe, der im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts zwischen Klassizisten und Romantikern entbrannte, auf der Seite jener wacker mitgekämpft und in Schwaben einen Mittelpunkt der alten Schule gebildet. Haug hat sich in verschiedenen Gattungen der Poesie versucht; aber seine eigentliche Begabung war ziemlich scharf umschrieben. An die großen Gattungen hat er sich wohl niemals ernstlich gewagt. Von epischen Dichtungen sind nur kleinere, der halb-lyrischen Gattung angehörige Stücke unter seinen Gedichten zu finden. Ein eigentliches Drama ist gleichfalls nicht aus seiner Feder hervorgegangen. Er wollte zwar ein italienisches Drama in Jamben übersetzen und arbeitete an einer Oper „Pervonte“; beides aber kann ebenso wenig als dramatische Schöpfung gerechnet werden wie sein Singspiel „Elbondokani“, das Zumsteegs letzte Opernkomposition war. Auch innerhalb der lyrischen Dichtung hatte Haugs Talent seine Grenzen. Im ernsten Liede, sei's gereimt, sei's in antiken Maßen, hat er sich

vielfach versucht; häufig nicht ohne Glück. Es half ihm dazu seine Bildung des Gehörs, tüchtige Schulung in der Form. Was mit diesen ein wacker denkender, herzlich empfindender und treu meinender, mit Höhen und Tiefen menschlichen Denkens einigermaßen vertrauter Mann als Dichter zu leisten vermag, hat Haug geleistet. Auch Wilhelm v. Humboldt hat einem seiner Beiträge zu Schillers Musenalmanach nachgerühmt, daß er „sehr hübsch versifiziert sei und kein gemeines Talent verrate", obwohl er von einem andern hinzusetzt, er hätte füglich ungedichtet bleiben können. Zeigt aber Haug sich als einen richtig empfindenden, gewandt darstellenden Lyriker, der sich von Bombast und unklarer Schwärmerei fern hält, so ist doch das meiste aus zweiter Hand, nachempfunden bald dem einen, bald dem andern Vorbilde; selbst die herzlich gemeinten Lieder an seine Frau sind von Konventionellem nicht frei. Bei einer solchen Natur, die im Anempfinden und in der Formgewandtheit ihre Stärke hatte, war es natürlich, daß Haug sich in ausgedehntem Maße der Uebersetzung lyrischer Gedichte zuwandte. Er hat nicht wenige solche aus dem Englischen, Französischen, Italienischen mit vielem Geschick übertragen, und das erwähnte Lob Humboldts bezog sich eben auf die Nachbildung eines Petrarchischen Gedichts. Vor allem aber sind zu erwähnen seine Uebersetzungen, oft auch Modernisierungen von mittelhochdeutschen Minneliedern und Gedichten des 16. und 17. Jahrhunderts. Die Verehrer des alten Minnesangs werden freilich von Haugs Leistungen mannigfach enttäuscht sein. Mit der konventionellen, abgeblaßten Lyrik späterer

Zeit und untergeordneter Geister, also mit der großen Masse dessen, was die Minnesängerhandschriften füllt, ging es wohl; klare Form und leichter Fluß der Worte konnte hier genügen. Anders mit älteren und bedeutenderen Produkten jener Zeit. Kann man Kürenbergs Lieder oder Walthers „Unter der Linden" überhaupt nicht ins Neuhochdeutsche übersetzen, ohne daß der feinste Duft abgewischt würde, so ist bei Haug durch starke Modernisierung die echte Farbe der Originale doch allzusehr verdeckt worden. Allein man darf nicht vergessen, daß das Studium des deutschen Altertums noch in den Windeln lag; es war Verdienst genug, wenn man durch solche Uebertragung nur überhaupt die Aufmerksamkeit wieder auf die altdeutsche Poesie lenkte. Haug traf darin mit unserem Landsmann Gräter und mit den Romantikern, seinen Antipoden, zusammen, und es mag neben ihnen auch ihm sein Anteil an dem Ruhm gewährt werden, welcher der Grenzscheide des 18. und 19. Jahrhunderts für die Wiedererweckung begrabener Herrlichkeit gebührt. Seinem eigentlichen Talente rücken wir näher mit seinen leichten, der Feier des fröhlichen Augenblicks gewidmeten Liedern. Seine Muse fehlte nicht leicht bei einem frohen Anlasse in befreundeten Kreisen, und ein sehr großer Teil seiner Gedichte sind Gelegenheitsgedichte. Wein und Liebe, zumal den erstern, hat Haug in vielen fröhlichen Liedern besungen. Unermüdlich ist er im Variieren des ewig neuen Themas vom Durst und vom Trinken; manchmal ermüdet auch der Leser früher als der Dichter. Denn im ganzen fehlt den leicht hingesungenen, meist auch auf

bekannte Melodien gedichteten Liedern der erhabene Schwung, den das Trink- und Weinlied, soll es nicht zur bloßen Verherrlichung der burschikosen Fidelität werden, notwendig braucht. Er zeigt sich hier als ein Mann der älteren Manier, welcher solche Gegenstände fast nur in burlesker oder anakreontisch tändelnder Weise zu behandeln weiß; auch wo der Dichter, wie in seinen „Sechs Herbstliedern", ernstere Töne dionysischer Feier anstimmen will, glückt es ihm nicht ganz, wie ein Vergleich etwa mit Mörike's „Herbstfeier" sofort zeigen kann.

Zwei vielfach von Haug kultivierte Nebengattungen der Poesie sind die Fabel und das Rätsel. Dem scharfen Verstande, dem schlagenden Wiz des Dichters mußten solche Gattungen zusagen und gelingen, in welchen, wie in diesen beiden, die Auffindung von Aehnlichkeiten und Wortanklängen, das Treffen glücklicher, scharf zugespizter Wendungen, das Andeuten eines Gegenstands durch einen mit scharfem, schnellem Blick erwählten anderen von großer Wichtigkeit ist. Fabel und Epigramm haben so manches Gemeinsame. Lessing war Meister in beiden, wie er auch das kurze scherzhafte Gedicht in seiner Art vortrefflich kultiviert hat. So darf es nicht verwundern, wenn wir Haug als Epigrammatiker ungemein thätig finden. Ja wir betreten damit das Gebiet seiner spezifischen Begabung. Seit Logau wird kein deutscher Dichter gelebt haben, der dieses Feld so fleißig, außer Lessing und Kästner kaum einer, der es mit so viel Glück bebaut hätte. In den meisten Fällen erscheint sogar Haug's epigrammatisches Talent dem seiner Vorgänger überlegen.

Vor allem gilt das Gesagte, wenn wir hier nur das witzige Epigramm in's Auge fassen, das ernste — in der Art von Schillers Votivtafeln u. ä. — außer Betracht lassen, wiewohl Haug auch in der letzteren Gattung Treffliches geleistet hat. Die Menge von Haugs Epigrammen war zahllos; in einem Briefe, wo er über neue dichterische Erzeugnisse seiner Feder berichtet, setzt er hinzu: „Epigramme zähl' ich nicht hieher, denn die ergeben sich überall.“ Die Gabe der Improvisation stand ihm im höchsten Maße zur Verfügung, mit ihr die Erkenntnis fremder Eigenheiten und Lächerlichkeiten; und so gab es kaum eine Situation des Lebens, welche ihm nicht Epigramme abgelockt hätte. Daß von diesen Kindern des Augenblicks, durch die er sich zu einem beliebten und gefeierten Gesellschafter machte, die allermeisten im Strome der Zeit untergegangen sein werden, läßt sich wohl vermuten. Dennoch sind durch den Druck viele Hunderte derselben aufbewahrt worden. In brevitate labor, hat Haug als Motto über diese Gedichtchen geschrieben; wir dürfen hinzusetzen, daß man ihnen diese Mühe nicht anmerkt. So leicht und selbstverständlich erscheint fast überall der ins Schwarze treffende Witz, daß man leicht versucht sein könnte, statt des obigen Mottos vielmehr zu setzen: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister.“ Scharf und Schlag auf Schlag fallen die Hiebe — freundschaftliche Hiebe zwar, denn Haugs Witz hat nichts Boshaftes und Wehthuendes —; in der größten Kürze ist ein netter, runder Gedanke, ein feiner Witz ausgesprochen. Die Menge der Personen und Gegenstände, deren sich Haugs Witz be-

mächtigt hat, auch nur annähernd zu skizzieren oder zu klassifizieren ist hier ebenso unmöglich, als die Arten des Witzes und Humors, welche vom gewöhnlichen Wortspiel an alle vertreten sind, näher zu bestimmen. Bekannt sind die zahlreichen Epigramme auf Trinker, zu denen meistens der dem Weine sehr ergebene Petersen sitzen mußte. Cotta hatte für diesen Mann, der bei gutem Talent und reichem Wissen nur recht geringes geleistet hat, das harte Wort, daß er „durch sein Trinken ganz entmenscht" sei. Haug faßte die Sache mit seiner liebenswürdigen Milde an. Der Freund mußte unter den Namen Bibus, Potor u. ä. zu vielen Epigrammen herhalten, in denen unter dem Witze der Ernst doch nicht selten hervorsieht. Noch bekannter sind, auch durch mancherlei Nachbildungen, deren keine das Original entfernt erreicht hat, Haugs „hundert Hyperbeln auf Herrn Wahls große Nase", später um ein zweites Hundert vermehrt; auch zu diesen hat ein Stuttgarter den Stoff geliefert. Nicht allein die hyperbolische Darstellung, deren sich Haug auch sonst mit Glück bedient hat, wirkt hier unwiderstehlich komisch; noch frappanter sind die höchst geistreichen Paradoxien. Eine Vergleichung mit den Xenien des befreundeten Schiller ist lehrreich, auch wenn man von dem verschiedenen Tone beider Dichter absieht. Hat Schillers erbarmungsloser Witz die zeitbewegenden Elemente in allen Teilen und in ihren Tiefen getroffen, sind seine Xenien mit dem reichsten Zeitgehalt erfüllt, scheint ihre ganze Haltung sie schon voraus dem Geiste des 19. Jahrhunderts zuzuweisen: so hat Haug fast ausnahmslos nur die allgemeinen, zeitlosen Schwächen des Men-

schen zum Gegenstand seines Witzes gemacht: Personen und Dinge, denen man kaum eine andere Perücke aufzusetzen braucht, um sie beliebig von einem Jahrhundert in das andere rücken zu können. Darin hängt Haug noch mit älterer Dichtungsweise und Denkart zusammen und weist wiederum aufs deutlichste auf Lessings kleine poetische Versuche zurück. Wie dieser, hat Haug sich auch mit Leben und Dichtungen seiner Vorgänger befaßt. Ihm und seinem Freunde Friedrich Weißer, der gleichfalls als Epigrammatiker fruchtbar war, verdanken wir die „Epigrammatische Anthologie," welche bei Orell Füßli u. C. in Zürich 1807—1809 in zehn Bänden erschien; eine sehr umfassende Auswahl aus den Werken der verschiedensten älteren Epigrammatiker Deutschlands. Auch kleine Züge in der Ausführung erinnern bei Haug nicht selten an die Männer vor Goethe und Schiller, an Hagedorns, Gellerts, Lessings Zeiten. Hängt das mit den Hauptgattungen seiner Dichtung zusammen, so finden sich Anklänge an ältere Manier auch außerdem bei ihm; namentlich Klopstocks Anregung ist in seiner ernsten Lyrik oft genug sichtbar.

Fanden wir Haugs Talent in den meisten Gattungen nicht über das Niveau guter und tüchtiger Widergabe fremder Anregungen hinausragend, in einer dagegen unstreitig bedeutend, ja kaum von einem andern erreicht, so ist es notwendig, hinzuzufügen, daß dieses Talent getragen wurde von einer durchaus liebenswürdigen, harmlosen und geistreich jovialen Persönlichkeit. Die Gabe, angenehm zu unterhalten, durch hineingeworfene zündende Witze das Gespräch zu beleben,

die freundliche Milde und die kindliche Gutherzigkeit, welche nie verletzen wollte, erwarben ihm Freunde in reicher Zahl. Wie glücklich sein Familienleben war, habe ich erwähnt. Haug war gastfrei und man suchte gerne sein Haus auf, wo außer dem Hausherrn, Weib und Kindern auch seine Schwägerin, die als berühmte Sängerin sich den schmeichelhaften Uebernamen „Mara" erworben hatte, einen weiteren Anziehungspunkt bilden mochte. Daß der Umgang Haugs nicht bloß zu vergnügter Unterhaltung, sondern auch zu ernstem Gedankenaustausch gesucht wurde, dafür bürgen die Namen seiner Freunde. Der von den jungen Karlsschülern bewunderte und bemitleidete Schubart hielt viel auf Haug und nannte ihn einen „köstlichen Jungen". Mit den Jugendfreunden verband ihn ein dauerndes treues Verhältnis. So mit Conz, der ihm freilich örtlich ferner gerückt war; so mit Petersen, mit dem ihn jedenfalls nicht bloß gemeinsamer Wirtshausbesuch verband, denn Haug hat an dem Verstorbenen in einer ebenso feinen und geistreichen als herzlichen Elegie die Eigenschaften des Freundes und des Gelehrten gerühmt. Auch zu dem ferne weilenden Schiller, der mit ihm nur während seines kurzen Aufenthalts in Schwaben von 1793 auf 1794 wieder persönlich zusammentraf, unterhielt Haug angenehme Beziehungen. Durch ihn wandte sich Cotta 1793 an Schiller mit der Bitte, ihm ein Werk in Verlag zu geben. Durch Haug sandte Cotta den Wallenstein an das Stuttgarter Theater; durch ihn ließ die Direktion desselben Schiller um mehrere seiner Bühnenstücke bitten, und hinwiederum sandte Haug seinen und Zumsteegs Elbondokani an Schiller mit der Bitte um

Befürwortung bei der Weimarer Bühne. Nach Schillers Tode war Haug überall bemüht, des Freundes Andenken zu beleben; er half 1808 Danneckers Antikensaal durch die Erinnerung an Schiller einweihen und war bei den Stuttgarter Schillerfesten mit ganzer Seele beteiligt; auch mit Nachträgen zu Schillers Biographie war er beschäftigt. Unter den Freunden späterer Zeit steht Matthisson in erster Linie. Dieser kam zuerst 1787 auf seiner Reise nach der Schweiz durch Stuttgart, wo er bei August Hartmanns Eltern einige Tage wohnte. „Dieser Aufenthalt", erzählt er selbst von sich, „begründete zugleich sein Freundschaftsverhältnis mit dem trefflichen Dichter Haug, der, ebenso vielseitig als unerschöpflich, in der Folge sich einen bedeutenden Rang unter den Lieblingen des geschmackvollern Publikums erwarb". Der im Umgang mit fürstlichen Personen mehr als gewandte Matthisson gewann bei mehrmaligem Aufenthalt in Stuttgart mit seiner Fürstin von Dessau die Gunst König Friedrichs, der ihn endlich nach ihrem Tode mit dem Titel eines geheimen Legationsrats zum Mitglied der Hoftheaterintendanz und zum Oberbibliothekar ernannte. In dieser Stellung, die er von 1813 bis 1828 begleitete, trat er Haug bald auch amtlich näher, mit dem ihn seit seinem ersten Besuch ein freundschaftlicher Briefwechsel verbunden hatte. Ihre Freundschaft war wirklich innig und herzlich. Da Matthisson auch in seiner neuen Stellung öfters auf Reisen war, so haben wir für diese Freundschaft eine Reihe zahlreicher, bis zu Haugs Tod herabreichender Dokumente in Haugs Briefen an Matthisson. Anfangs

mitunter etwas überschwänglich nach der Art der Zeit, gewinnen diese Briefe später einen sehr ansprechenden jovialen Zug. Alle möglichen Dinge des täglichen und litterarischen Lebens gehen da an uns vorüber. Haug besorgt die Korrektur von Matthissons Anthologie, er teilt ihm litterarische Neuigkeiten und Pläne mit, unterhält ihn von den Vorkommnissen auf der Bibliothek und macht ihn zum Mitwissenden von eigener Freude und eigenem Leid der verschiedensten Art.

Auch von eingeborenen Schwaben scharte sich um Haug ein reicher Freundeskreis. Es war noch das alte Stuttgart, wo alles, was Anspruch auf Geist und Witz zu machen hatte, bei weit geringerer Einwohnerzahl und kleineren Entfernungen viel leichter zusammen kam als jetzt. Gegenseitige Gastfreiheit und freie Geselligkeit verband da geistreiche Männer der verschiedensten Lebensstellungen. Da war Haugs alter Freund, der Konsistorialsekretär Grüneisen; seinem Sohn, dem späteren Oberhofprediger, hat Haug viele Freundschaft entgegengebracht, die dieser nicht unvergolten ließ; da war Haugs Mitarbeiter Weißer, da der vortreffliche Präsident Georgii, der sich den Namen des „letzten Württembergers“ erworben hat; weiter August Hartmann, Reinbeck, Huber, Schorn, Schwab, Dannecker, Schlotterbeck, Zumsteeg, Rapp, Ritter, Duttenhofer, von vielen andern zu schweigen. In ihrer Mitte war Haug der hochverehrte, stets gern gesehene Freund, zumal bei den sommerlichen Kegelabenden in Georgiis Garten, welche die meisten der Genannten und noch einige von der Zeit vergessene Ver-

treter der altwürttembergischen Traditionen vereinigten und deren Diarium sich unter den Handschriften der Stuttgarter öffentlichen Bibliothek befindet. An den Anekdoten, welche noch aus jener Zeit Stuttgarts im Umlauf sind, hat Haug seinen redlichen Anteil. Ueber den Rahmen der Privatfreundschaft hinaus ging Haugs Wirksamkeit für den Stuttgarter Liederkranz, an dessen Versammlungen er fleißig Anteil nahm und dem er noch in späten Jahren manches Gedicht geschenkt hat.

Auch nach auswärts fehlte es dem regsamen Schriftsteller nicht an zahlreichen und wertvollen Verbindungen, zu denen ihm längere Zeit schon seine Stellung als Redakteur des Morgenblatts, später die an der Bibliothek verhelfen mußte. Flüchtig zwar und ohne Folgen war die Bekanntschaft Goethe's, die Haug 1797 machte, nachdem er achtzehn Jahre zuvor unter Goethe's Augen zum Chevalier der Karlsschule erhoben worden war. Dagegen war zwischen ihm und Jean Paul offenbar ein näheres Verhältnis; auch mit Justinus Kerner war er in Verbindung, mit Uhland ohnehin durch Verschwägerung verwandt. Haug war auch persönlich bemüht, sich mit den Dichtern des Auslands im Verkehr zu erhalten. Im September 1825 unternahm der 64jährige eine Reise nach Heidelberg zu Voß, dem unerschütterlichen Ritter des Klassizismus; mit ihm erinnerte er sich des trefflichen Heinrich Voß, der dem Vater im Tode vorangegangen war; er versicherte, er werde den Besuch bei Voß nie vergessen. Von Heidelberg ging es nach Karlsruhe zu Hebel; in dem Prälaten vermißte Haug die frühere

Heiterkeit des „Hausfreunds“, aber doch sei der alte Humorist in ihm nicht ausgetilgt gewesen. Nachdem er Straßburg besucht hatte, reiste Haug 1827 nach Norddeutschland, wobei er Leipzig, Dresden, Weimar, Berlin berührte. Ueberall wurde der liebenswürdige alte Herr mit Freude und Achtung aufgenommen.

Das Jahr 1828 war noch ein Freudenjahr für Haug. Am 11. Februar fand die Säkularfeier von Herzog Karls Geburtstag statt, zu welcher Haug die Freunde von überall her zusammen zu treiben beflissen war und welche er selbst durch die Gabe seiner Muse verschönert hat. Es war ihm nicht mehr vergönnt, ein weiteres dieser Feste mitzumachen, welche noch durch eine Anzahl von Jahren die dankbaren Schüler Karls jährlich vereinigten. Unerwartet schnell machte eine Lungenlähmung dem Leben des 68jährigen Mannes am 30. Januar 1829 ein Ende. Die Trauer über Haugs Tod war allgemein. Die Teilnahme Stuttgarts zeigte sich bei seinem Begräbnis am 3. Februar; der spätere Prälat Oettinger hielt als Vikar ihm die Rede und der Liederkranz sang ein von Haug selbst gedichtetes Lied. Derselbe Verein veranstaltete am 24. März eine öffentliche Todtenfeier für Haug, bei welcher Reinbeck die Rede hielt. Ein bleibenderes Denkmal sollte ihm durch die Ausgabe seiner Werke geschaffen werden. Ursprünglich war von Haug selbst Matthisson zum Herausgeber bestimmt gewesen. Seine Uebersiedlung nach Wörlitz verhinderte ihn daran. Weißer, Uhland, Schwab und der Oberbibliothekar Moser unternahmen statt seiner die Arbeit. Es waren sechs Bände geplant;

aber das Unternehmen stockte, und es kam erst im Jahr 1840 eine Auswahl in einem Band heraus, welcher mit Haugs Bildnis nach einem Basrelief Danneckers geziert ist; der letzte Herausgeber war Karl Grüneisen. Der eine Band ist genügend, um einer Nachwelt, deren Geschmack ein sehr wesentlich anderer ist, durch eine Auswahl des Besten das Bild eines Schriftstellers festzuhalten, der im Kleinen groß gewesen ist und es nicht verdient hat, ganz vergessen zu werden.

Uhlands Beziehungen zu ausländischen Litteraturen.

Unter den hervorragenden deutschen Dichtern unseres Jahrhunderts ist wohl Uhland derjenige, dessen Wirkung sich am meisten auf Deutschland beschränkt hat. Es ist das gewiß kein Tadel für ihn; denn es wird das notwendig der Fall sein müssen bei solchen Dichtern, wie er sie selbst einmal als die „mittleren" bezeichnet hat, welche nicht durch die tiefe sachliche Bedeutung ihrer Gegenstände oder durch revolutionäre Neuheit wirken, sondern deren Größe in der spezifisch poetischen Form und Stimmung liegt. Wenn aber Uhland nicht zu den Dichtern für die Welt gehört, so hat er doch für seine Poesie sich nicht an die Grenzen der deutschen Nation gebunden — das hat noch keiner von unsern wirklich großen Dichtern gethan — und hat auch wissenschaftlich sich mit fremder Litteratur beschäftigt. Auf den engen Zusammenhang zwischen seinen Studien und seiner Dichtung haben schon andere oft genug hingewiesen. Aber eben in Beziehung auf die dichterische Verwendung fremder Stoffe erweist sich Uhland als echter Dichter. Er erscheint nie bloß als Anempfinder oder als virtuoser Nachahmer

fremdländischer Poesie, sondern fremde Stoffe und Formen haben bei ihm durchaus das Medium seiner kräftigen dichterischen Individualität passieren müssen.

Uhlands wissenschaftliche Thätigkeit ist in ihrer vollen Bedeutung erst nach seinem Tod bekannt geworden. Die Schriften über Walther von der Vogelweide und den Mythus von Thôr waren als vorzügliche Leistungen und bedeutende Förderungen der Wissenschaft allerdings bekannt. Der Aufsatz über das altfranzösische Epos aber lag in Fouqués Zeitschrift „die Musen“ so gut wie begraben, und von Uhlands Lebenswerk, der Volksliedersammlung, waren zwar die Texte erschienen, noch fehlte aber, was den tiefsten Einblick in die Genauigkeit und Feinheit seines Schaffens gewähren konnte, die Abhandlung und die Anmerkungen zu denselben.

Erst die acht Bände „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage“, welche seine drei germanistischen Freunde W. L. Holland, A. Keller, F. Pfeiffer herausgegeben haben, konnten uns eine genauere Kenntnis des Gelehrten Uhland vermitteln, und diese Veröffentlichungen müssen die höchste Achtung vor ihm erwecken.

Mit einer weisen Beschränkung, die für ihn kein Zwang war, denn sie ging aus seinen tiefgewurzelten poetischen Neigungen hervor, hat Uhland lediglich die mittelalterliche Poesie zum Gegenstand seiner Forschung gemacht. Die Poesie: diesen Begriff betont er mehr als einmal; mythologische oder litterarhistorische Gesichtspunkte stehen ihm in

zweiter Linie. Und innerhalb der Poesie ist es wieder in erster Linie die volkstümliche Dichtung, was ihn beschäftigt. In dieser letzteren Beziehung kann man ihn mit dem befreundeten und menschlich ihm ähnlichen Jakob Grimm vergleichen, wenn er in der liebevollen Ausarbeitung seiner Werke mehr dem jüngeren Bruder Wilhelm ähnelt. Es liegt dem Gegenstande dieses Aufsatzes ferne, das Gesagte in bezug auf Uhlands deutsche Studien auszuführen, wo es sich am schönsten zeigen und verfolgen ließe. Ich muß mich hier auf die Behandlung außerdeutscher Gegenstände beschränken. Fremde Litteraturen spielen allerdings, wie das bei der Behandlung des Mittelalters gar nicht anders möglich ist, auch in jene Aufsätze und Vorlesungen über die deutsche Poesie herein, sei es, daß die altnordische Mythologie und Heldensage als erster Teil der „Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker" vorgetragen wird, sei es, daß in denselben Vorlesungen die altfranzösische Heldensage behandelt ist, welche in ihren deutschen Uebersetzungen und Bearbeitungen auch im zweiten Teil der „Geschichte der altdeutschen Poesie" vorkommt, sei es endlich, daß in den Arbeiten über das Volkslied mit einem staunenswerten Fleiße die verschiedensten fremden Lieder, namentlich solche des skandinavischen Nordens, herbeigezogen und mit Glück verwertet sind.

Uhland hat sich aber in einigen wenigen Arbeiten auch ausschließlich mit der außerdeutschen Poesie des Mittelalters befaßt. Gleich seine erste gelehrte Arbeit gehört daher und war ein Meisterstück. Ich meine den Aufsatz über das alt-

französische Epos, welcher in der von Fouqué und Neumann herausgegebenen Zeitschrift „die Musen“, 1812, 3. Quartal, erschien, und welchem im nächsten Hefte „Proben“ dazu nachfolgten; beides in Uhlands Schriften, Bd. 4, wieder abgedruckt. Der Aufsatz ist die Frucht des Aufenthalts in Paris von 1810 und 1811 und gibt das beste Zeugnis dafür, wie vortrefflich Uhland diesen nur dreivierteljährigen Aufenthalt ausgenützt hat. Ohne die bequemen gedruckten Hilfsmittel unseres Jahrhunderts, zumeist durch mühevolles Studium der in dem unvergleichlichen Bücherschatze der Nationalbibliothek angehäuften Handschriften, gelang es ihm, einen tiefen Einblick in das Wesen und die Geschichte des altfranzösischen Epos zu gewinnen. Die Fachmänner wissen den Wert des Aufsatzes zu schätzen, der unter die grundlegenden in jenem damals noch kaum betretenen Litteraturgebiete gehört. Uhland hat hier schon ganz bündig den durch spätere Forschung nur bestätigten Nachweis geführt, daß und wie die auf der Karlssage ruhenden, für den Gesang bestimmten, in Tiraden aus vers communs gedichteten Chansons von den bretonischen, zum Lesen gedichteten, in kurzen Reimpaaren verfaßten Contes verschieden sind; auch der Nachweis ist schon von ihm geführt worden, daß jene karolingischen Epen nicht, wie früher angenommen wurde, auf der sogenannten Turpinischen Chronik beruhen.

Ein anderes Werk führt in den skandinavischen Norden, die „Sagenforschungen“. Von diesen hat Uhland selbst bloß den ersten Band erscheinen lassen, welcher den „Mythus von Thôr nach nordischen Quellen“ behandelt (Stuttgart und

Augsburg, Cotta 1836). Ihm sollte ein zweiter über den Mythus von Odin nachfolgen; eine Einleitung dazu schrieb Uhland schon 1837, und in seinen Briefen erwähnt er das Vorhaben noch öfters. Aber erst in seiner spätesten Zeit, wie das aus der Handschrift und aus manchen Citaten hervorgeht, hat er die Abhandlung selbst niedergeschrieben; es ist wohl kein Grund, dieselbe für unvollendet anzusehen, aber sie erschien nicht mehr zu Uhlands Lebzeiten. Erst fünf Jahre nach seinem Tode wurde sie, zusammen mit der über Thôr, als sechster Band der Schriften veröffentlicht.

Die Abhandlung über Thôr erschien ein Jahr nach J. Grimms Mythologie. Ihre Anlage ist aber eine ganz andere und vollkommen selbständige. Die deutsche Mythologie ist ganz bei Seite gelassen; es werden die einzelnen altnordischen Mythen von Thôr erzählt, im ganzen aufsteigend von den sofort verständlichen zu den schwierigeren, verwickelteren, durch freiere poetische Zuthaten getrübten. Die sinnige, einen echten Dichter von feinem Verständnis für das Volkstümliche verratende Art, wie Uhland diese Mythen erklärt hat, ist längst bekannt und geschätzt, wenn auch die naturalistische Mythenerklärung, von der Uhland hier ein hervorragendes Beispiel gegeben hat, die Wissenschaft nicht mehr wie früher beherrscht. Manches ist geradezu unübertrefflich; andere jener Mythen aber, deren Erklärung Uhland selbst als keineswegs sicher bekannt hat, hätten auch jeden andern Erklärer zur Verzweiflung bringen müssen.

Zwischen dieser Abhandlung und der über Odin liegen etwa zwanzig Jahre, in welchen manches für nordische und

deutsche Mythologie geschehen ist. Das merkt man bei der Lektüre der zweiten Abhandlung deutlich. Sie geht mehr systematisch vor; verglichen mit der früheren Methode des langsamen Vorwärtsschreitens von einer Mythenerzählung zur andern ist mehr Räsonnement und Diskussion im großen angestellt. Es ist überhaupt, was bei der Darstellung der von dem mythologischen System der Nordländer in den Mittelpunkt des Ganzen gestellten Gottheit nicht anders möglich war, die nordische Mythologie insgesamt in Betracht gezogen; namentlich der Abschnitt über die Vanen ist beachtungswert. Von der Naturerklärung, die beim Thôrmythus Mittelpunkt und Endpunkt des Ganzen war, ist hier vollständig abgesehen. Uhland scheint an eine Naturbedeutung Odins gar nicht geglaubt zu haben, schon in den Vorlesungen über Sagengeschichte (Schriften 7, 64) ist eine solche zurückgewiesen. Ein bezeichnender Unterschied gegen jene Vorlesungen über Sagengeschichte, welche schon vor der Schrift über Thôr, im Jahr 1831 und 1832, gehalten wurden, liegt in der starken Hereinziehung des historischen und geographischen Elements, welche nunmehr versucht wird. In den Vorlesungen sind die Vanen lediglich als Naturmächte dargestellt; im Odin wird auf ihren Zusammenhang mit Schweden, wie auf den Odins mit Dänemark und dem Festland hingewiesen; ja es wird der kühne Versuch gemacht, Freyjas Halsband Brisingamen aus einer Form Brŷsingamen zu erklären, als das „preußische“, aus dem Bernstein der estnischen Küste gefertigte; Bragi, der in den Vorlesungen noch als Ase erschien, wird nunmehr für einen

erst später in die Asenwelt eingedrungenen Skaldenurvater erklärt, was auch die neuere Forschung gebilligt hat. Durch solche Züge klingen Uhlands Forschungen schon bedeutsam an spätere nordischer Gelehrter (ich nenne Bang, Henry Petersen, Bugge) an, welche, wenn man auch gewiß sehr viel davon abziehen darf, das Gebäude der altnordischen und der von Grimm daran angelehnten deutschen Mythologie bedeutend erschüttert haben.

Was Uhlands Mythenforschungen charakterisiert und ihnen in ihrem bescheideneren Umfang einen Vorzug vor den großartigeren, aber auch öfters in der Irre gehenden Jakob Grimms verleiht, das ist eben jene Beschränkung auf die nordische Sage. Uhlands Forschung ist stets behutsam und vorsichtig; von den überkühnen Gleichungen, die wir in Grimms Mythologie finden, ist bei Uhland nichts wahrzunehmen. Diese Vorsicht spricht sich, um nur zwei Einzelheiten zu erwähnen, aus, wenn Uhland Grimms Beziehung der mittelhochdeutschen Personifikation des „Wunsches" auf Odin (Ôski) zurückweist [1]), und noch viel später, wenn er dem begeisterten Franz Pfeiffer gegenüber seine schweren, in der Folge glänzend gerechtfertigten Bedenken wider die Echtheit des bekannten althochdeutschen Schlummerliedes ausspricht [2]).

Gehen wir zu der dichterischen Behandlung fremder Stoffe bei Uhland über, so ist auch hier in der Hauptsache jene Beschränkung auf die mittelalterlichen Völker und Litteraturen wahrzunehmen, aber doch nur in der Hauptsache. Allerdings hat Uhland nur selten Gegenstände aus dem

Altertum oder aus der Gegenwart behandelt. Die letzteren beschränken sich, wenn ich meinem Programm gemäß die Gedichte über deutsche Zeitgenossen, wie Wilhelm Hauff, Gangloff, die poetischen Freunde Kerner, Mayer u. a. ausnehme, auf die beiden hauptsächlich von politischer Sympathie eingegebenen Gedichte Mickiéwicz (1833; S. 470 f. der 59. Aufl. der Gedichte von 1874) und die Bidassoabrücke (15./16. März 1834; Ged. S. 289 ff.); wozu man noch die ihrer ganzen Manier nach vereinzelt unter Uhlands Gedichten stehende Mähderin (9. Februar 1815; Ged. S. 238 ff.) stellen kann, als Bearbeitung einer zeitgenössischen Zeitungsanekdote, sofern nämlich die zu Grund liegende Geschichte sich in Frankreich begeben haben soll. Die beiden letztgenannten Gedichte sind bekannt genug, die Bidassoabrücke mit Recht berühmt, die Mähderin von W. L. Holland zum Gegenstand einer kleinen Monographie gemacht (Tübingen 1874); das Gedicht auf Mickiéwicz, welches den Dichter als Bürgen für die noch nicht ganz untergegangene Größe seines Vaterlandes begrüßt, ist erst von Holland aus dem handschriftlichen Nachlaß Uhlands herausgegeben worden.

Dagegen spielt das Altertum, wenn man näher zusieht, doch keine so völlig bedeutungslose Rolle bei Uhland. Der Orient allerdings, einschließlich der biblischen Stoffe, ist in Uhlands Gedichtsammlung ganz unvertreten. Unter dem handschriftlichen Nachlaß finden sich drei in den gewöhnlichen modern-christlichen, zum Teil noch an Klopstock gemahnenden Tönen gehaltene Gedichte „Simeon“, „Jesu

Kreuzestod", „Jesu Auferstehung und Himmelfahrt"[3]), welche bezeichnenderweise alle aus dem Jahr 1801, also der Zeit der Konfirmation stammen. Später hat der religiös, aber nicht konfessionell gesinnte Uhland sich solcher Stoffe gänzlich enthalten; zu der bekannten „Bitte" an die geistlichen Dichter (18. Juni 1816; Ged. S. 41), ihren bekannten Ton „nicht länger zu führen", läßt sich nunmehr noch eine Aeußerung Uhlands aus seinem Stilistikum fügen, in welcher er die Schwierigkeit, ja Bedenklichkeit biblischer Stoffe für die Poesie sehr klar darthut[4]).

Das klassische Altertum, seine Stoffe und Formen, nehmen einen etwas größeren Raum bei Uhland ein, als man zunächst denken sollte. Er hat sich auf der anatolischen Schule zu Tübingen einen sehr guten Schulsack geholt und war, wie man da und dort lesen kann, ein sehr gewandter Jünger der jetzt verschollenen Kunst, lateinische Verse zu machen. Otto Jahn (L. Uhland, S. 109 ff.) hat zwei Proben dieser Kunst veröffentlicht, eine in Distichen, die andere in sapphischen Strophen, beide aus dem Jahr 1803; ein weiteres sapphisches Gedicht, Ende 1802 verfaßt, ist mir handschriftlich bekannt. In den sapphischen Oden hat das offenbar minder gewohnte und größern Zwang auflegende Versmaß zu manchen Härten geführt. Die Distichen aber sind höchst elegant und graziös gemacht. In seinen deutschen Gedichten, soweit sie in seine Sammlung aufgenommen sind, hat sich Uhland antiker Versmaße ganz enthalten; nur das Distichon ist in der Abteilung „Sinngedichte" (Gedichte, S. 109 ff.) öfters verwendet, aber keines

der Gedichte geht übers Jahr 1814 herab. In den ungedruckten oder wenigstens nicht in die Sammlung aufgenommenen Gedichten aus Uhlands Jugendzeit finde ich antike Maße häufiger verwendet, aber auch als Ausnahme; öfters das Distichon, in einem Versuch aus dem Jahr 1800 („Scipios Wahl“, s. unten) den Hexameter, einmal in einem Gedicht von 1805 die sapphische Ode, in der Klopstockischen, bei den deutschen Poeten jener Zeit nicht seltenen Form, die den Dactylus im ersten Vers als ersten, im zweiten als zweiten, im dritten als dritten Fuß hat, zweimal (1805 und 1807) freie Rhythmen in Goethes Weise. Es ist für Uhlands spätere Neigung zum Reim charakteristisch, daß er eines der beiden letztgenannten Gedichte später mit Reimen versehen hat (jetzt Nr. 5 in dem Cyklus „der Königssohn“, Gedichte, S. 386 f.; vgl. Jahn, S. 121).

Auch die Stoffe des klassischen Altertums sind in Uhlands dichterischen Anfängen mehrfach vertreten. Er hat im Jahr 1800 eine Partie aus Silius Italicus unter dem Titel „Scipios Wahl“ in Hexametern übersetzt; in die folgenden Jahre, ohne daß eine genauere Datierung möglich wäre, fällt die Uebersetzung von Senecas Thyestes, welche Keller in seinem an interessanten Aufschlüssen überaus reichen Buche über „Uhland als Dramatiker“ (S. 13 ff.) mitgeteilt hat. Vier Jahre später hat er eine Tragödie „Achilleus Tod“ geplant, schon in der Zeit, da romantische Stoffe mächtiger auf ihn einwirkten, wie er denn dieser Einwirkung es selber zuschreibt, daß der Plan liegen blieb (Keller, S. 70). Eine etwas phrasenhaft ausgeführte Vision ist „Marius auf

Karthagos Trümmern" von 1801; in den bacchischen Ideenkreis stellt sich der junge Dichter mit mehr Glück in einer „Dithyrambe" von 1803; von 1810 ist ein Distichon „Hero und Leander", dem wohl wegen seines Mangels an einer Pointe die Aufnahme in die Gedichtsammlung verweigert wurde; und ein Jahr später nimmt ein Sonett „die neue Thetis" wenigstens in Form einer leichten Anspielung Bezug auf antiken Mythus. In den ersten Ausgaben der Gedichte stand auch noch das Distichon „Helena", zuerst in Kerners Almanach auf 1812 abgedruckt (Jahn, S. 126).

Nicht bedeutender an Zahl, wohl aber an Gehalt, als diese aus der Gedichtsammlung ausgeschlossenen Versuche sind die in sie aufgenommenen. Hier sind die epigrammatischen Distichen Achill (2./3. Dez. 1809; Gedichte S. 109); Narciß und Echo (3. Dez. 1809; Ged. S. 110, wozu aber noch mehrere ungedruckte gehören), Die Götter des Altertums (24. Juni 1814, Ged. S. 110) zu nennen, woran sich, wenigstens seiner Nomenklatur nach antik, Amors Pfeil (14. September 1810; Ged. S. 113) anreiht. In allen diesen entspricht dem antikisierenden Inhalt auch die metrische Form. Aber auch das Sonett In Varnhagens Stammbuch (27. Februar 1809; Ged. S. 126 f.) hat, und zwar in der glänzendsten und feinsten Weise, eine antike Sage bearbeitet. Ganz frei erfunden, aber aus gut antiker Anschauung heraus, ist Die Bildsäule des Bacchus (8. Dez. 1814; Ged. S. 314 ff.), und noch am 26. Nov. 1829 ist dem Dichter sein bedeutendster Wurf auf dem Gebiet antiker Stoffe, Ver sacrum (Ged. S. 379 ff.), geglückt. Ich

will nicht widerkauen, was über dieses wirklich großartige Gedicht hin und wider geschrieben worden ist. Aber ich möchte den Grund, warum dieses Gedicht weitaus die andern antiken Gedichte Uhlands überragt, eben in den tiefsten Neigungen des Dichters suchen. Hier ist keine fein ausgebildete, in klassischer Marmorkälte sich darstellende antike Kulturwelt, hier ist jungfräulicher Boden alten Volkstums, der am Tiber und am Rhein, an der Nordsee und am Indus den gleichen Erdgeruch ausströmt. Die einfachen, großen Züge heroischer Vorzeit hat Uhland mit genialster Meisterschaft aus den Notizen römischer Historiker wiederhergestellt; sie sind im tiefsten Wesen keine andern als die der germanischen Vorzeit auch, und wir könnten uns die Szene ebensowohl am Strande Norwegens denken, von wo ein Wikingerschiff nordische Landskraft über das Meer hinträgt, während Asathôr mit seiner Blitzesflamme den Segen dazu giebt.

Bleiben wir gleich in Skandinavien, dessen Mythenwelt Uhland so glücklich behandelt hat, so finden wir ihn schon lange vor jenen Studien poetisch mit der Welt des Nordens beschäftigt, vielleicht nicht so häufig, als man es nach der düstern, verschwimmenden, etwas ossianisch anmutenden Romantik seiner ersten gedruckten Gedichte erwarten sollte. Uebrigens sticht gleich das erste Gedicht, das hier zu erwähnen ist, durch markige Kraft sehr vorteilhaft von den andern jener Zeit ab: Die sterbenden Helden, 1804 am 14. Juli gedichtet (Ged. S. 199 f.). Wenn dieses Gedicht frei erfunden ist, höchstens angeregt durch eine Stelle des Saxo Grammaticus, so ist dagegen Der blinde König (Ged.

S. 201 ff.), einen Monat später gedichtet, aber in der Gestalt, wie es in der Sammlung steht, erst eine Ueberarbeitung vom 5. Dezember 1814, auf eine Erzählung Saxos aufgebaut. Auch dramatisch hat sich Uhland mit dem Norden zu thun gemacht, wie die etwa 1807/1808 fallenden Fragmente Hyld und Helgo (Keller S. 75 ff.) und Alfer und Auruna (Keller S. 79 ff.) beweisen.

Mit dem Uebergang aus dem skandinavischen Norden in den romanischen Westen und Süden treten wir in den Mittelpunkt der romantischen Dichtung des Mittelalters ein, und hierher gehört auch weitaus das meiste, was noch zu erörtern ist.

Unter den romanischen Litteraturen und Sagen des Mittelalters nimmt wiederum, wie in der historischen Wirklichkeit, so auch in Uhlands Dichtung die französische, mit Einschluß der provenzalischen, den ersten Rang ein. Mit ihr hat sich Uhland in Paris aufs liebevollste beschäftigt, doch sind (s. unten) auch schon vor 1810 Gedichte aus ihrem Kreis entstanden. Eine ganz unmittelbar aus den Pariser Studien herausgewachsene Frucht sind jedenfalls die Uebersetzungen, bezw. Bearbeitungen altfranzösischer Erzählungen, welche in der Gedichtsammlung S. 411 ff. unter der Bezeichnung „Altfranzösische Gedichte" vereinigt sind: Graf Richard Ohnefurcht (19./21. Oktober 1810), nach dem Roman de Rou; Legende (22. Oktober 1810), nach einer Pariser Handschrift; Roland und Alda (28. Februar 1811), nur die fünf ersten Tiraden von den als Beilage zum Aufsatz über das altfranzösische Epos (s. oben) erschienenen Mit-

teilungen aus „Gerhard von Viane“ [5]); endlich, nach einem französischen Volksliede, Die Königstochter (26. September 1810).

Daran reihe ich zwei Balladen, die aus dem vorhin genannten Roman de Rou geflossen sind: Die Jagd von Winchester (10. November 1810; Gedichte S. 304 f.) und Taillefer (10./12. Dezember 1812, S. 349 ff.). Wenn Scherer von dem letzteren sagt, daß sich in ihm Uhlands „bestes Können zusammengefaßt habe“, so nennt es Eichholtz „die reifste Frucht von Uhlands altfranzösischen Studien und überhaupt eins seiner besten Gedichte“; es ist in der That eine Ballade von ganz entzückender Frische, in der sich die hellaufjubelnde Kampfeslust glänzend widerspiegelt, in ihren unregelmäßigen springenden Rhythmen wie der Galopp einer dahinsprengenden Heldenschar ertönend.

Die Sage von Karl dem Großen, welcher „Roland und Alda“ entnommen ist, hat Uhland auch zu eigenen Gedichten angeregt, welche wohl die bekanntesten unter seinen französischen Balladen sein dürften. Am 17. und 18. Dezember 1808 entstand Klein Roland (Ged. S. 333 ff.). Nach Uhlands eigener Angabe entnahm er den Stoff aus einer 1713 erschienenen deutschen Uebersetzung der spanischen „Noches de invierno“ [6]); eine im wesentlichen gleiche Darstellung der Geschichte findet sich aber schon in den Reali di Francia [7]). Roland Schildträger (Ged. S. 339 ff.) ist frei erfunden, gedichtet am 10. September 1811. Ebenso ist König Karls Meerfahrt (Ged. S. 346 ff., gedichtet 31. Januar 1812) freie Erfindung Uhlands; nur die Situation

der Fahrt übers Meer ist der bekannten Sage von Karls Zug nach dem heiligen Grab entnommen. Diesen Zug wollte Uhland auch zum Gegenstand eines in der Art von Tiecks Stücken echt romantisch gedachten, daher auch wohl in die tieckisierende Periode des Dichters fallenden Dramas machen: Karl der Große in Jerusalem (Keller, S. 313 ff.) von welchem ein Fragment in mittelalterlichen Reimpaaren erhalten ist [8]). Eine weitere, weniger dramatische als dialogische Behandlung altfranzösischer (bezw. normännischer) Stoffwelt ist der liebliche Normännische Brauch (Ged. S. 170 ff.; Keller, S. 311 f.); er wurde am 15. Juni 1814 entworfen und angefangen, am 14./15. Februar 1815 ausgeführt. Das Gedicht beruht auf keiner speziellen Sage, sondern scheint frei erfunden; den Brauch, daß der Gast seinen Wirt durch eine Erzählung belohnen muß, konnte Uhland aus mehr als einem französischen Fabliau entnehmen.

Bis jetzt haben wir uns durchaus in der Welt der von altertümlicher Einfachheit, reckenhafter Frische und sinnigem Gemüt beseelten französischen Heldensage bewegt. Aber auch die glänzende Ritter-Romantik der provenzalischen Troubadours hat Uhland zu Gedichten gereizt. Hier ist schon das Original weit von der alten Naturwüchsigkeit entfernt, konventionell und stilisiert. So hat auch Uhland, was sonst, von den bloßen Uebersetzungen abgesehen, nicht seine Sitte war, sich mehr dem zierlichen, galanten Tone jener höfischen Dichtung bequemt. Wenigstens ist dies der Fall in dem Cyklus Sängerliebe (Ged. S. 266 ff.; 1812 und 1814 gedichtet), dessen meiste Bestandteile eben den Kreisen der Trou-

badours entnommen sind: Rudello (13. Juni 1812—5. August 1814), Durand (27. Juli 1814) und der Castellan von Coucy (17. Juni 1812)[9]. Die Geschichte des Castellans von Coucy, der sterbend sein Herz an seine Geliebte schickt, hat Uhland auch in dem Sonett Vermächtnis (23. August 1811; Ged. S. 125) symbolisch verwendet. Zweifellos ist freilich, daß Uhland auch diesen Stoffen ein gut Teil eigenen Ernstes und bedeutender Geistestiefe zu verleihen gewußt hat. Aber unendlich höher muß doch jedem Leser die Blüte der Troubadourromanzen Uhlands, Bertran de Born (Gedichte S. 284 ff.), stehen. Das Lob dieses Gedichtes ist schon oft genug gesungen worden; ich möchte nur ähnlich wie bei Ver sacrum fragen: wie kommt es, daß dieses Gedicht uns so weitaus bedeutender erscheint und so viel tiefer ergreift als jene? Die Antwort ist die nämliche: weil sein treibendes, inneres Motiv unabhängig ist von jeder zeitlich und modisch beschränkten Kultur.

Es sei mir aber gestattet, an dieses letztgenannte Gedicht noch eine stilistische Bemerkung anzuknüpfen. Bertran de Born wurde im Jahre 1829 gedichtet. Zu derselben Zeit (s. unten) „der Waller". Beide sind in dem nämlichen Versmaß gedichtet wie „Sängerliebe" und die damit nächstverwandten Gedichte: trochäische Tetrapodien, die ungeraden Zeilen reimlos, die geraden gereimt; nur daß dieses Versmaß in „Sängerliebe" 2c. je zwei Reimzeilen hat, in Bertran de Born und Waller je vier mit demselben Reim, wodurch das an sich leicht und bedeutungslos dahinfließende Versmaß zu einer unleugbaren lapidaren Großartigkeit, dem

tieferen geistigen Gehalt der beiden Gedichte entsprechend, gesteigert ist. Es ist wohl kein Zufall, daß Uhland, als er nach anderthalb Jahrzehnten wieder zum ersten (und letzten) Mal einen Stoff aus der Geschichte der Troubadours bearbeitete, sich auch wieder des nämlichen, sonst nicht von ihm gebrauchten Versmaßes bedient hat — den mutmaßlichen Ursprung dieses Versmaßes werde ich nachher zu erörtern haben —; es wird um so weniger ein Zufall sein, als Uhland in dem nämlichen Jahr 1829 manche andere Gegenstände in anderen Formen behandelt hat. Der Waller fällt jedenfalls etwas später, er ist am 17. Dezember 1829 gedichtet, während Bertran de Born, von dem kein bestimmtes Datum der Abfassung vorliegt, schon am 26. November veröffentlicht wurde. Von einer näheren Verwandtschaft des Stoffes kann hier allerdings nicht die Rede sein; das einmal mit Glanz verwendete Metrum konnte auch ohne eine solche zur baldigen Wiederverwendung reizen. Ich werde aber sofort auszuführen haben, daß der Grund, warum dieselbe metrische Form gewählt wurde, doch noch etwas tiefer zu suchen sein dürfte.

Von den Troubadour-Romanzen ist nur ein kleiner Schritt nach Spanien. Wie die Kunst der Troubadours auch südlich der Pyrenäen geblüht hat, so schließen sich Uhlands spanische Gedichte in der Form ganz genau an die aus dem provenzalischen Stoffkreise an. Der castilische Ritter (16./17. März 1810; Ged. S. 255 ff.), Sanct Georgs Ritter (5. Juli 1811; S. 257 ff.) und die in der Gedichtsammlung weggelassenen Gedichte Casilde und Sanct Ilde-

fons, letzteres eine nach Wort und Versmaß getreue Uebersetzung aus dem König Wamba des Lope, beide in Kerners Almanach auf 1812 erschienen, also spätestens 1811 gedichtet, haben das nämliche Versmaß wie „Sängerliebe", nur statt der Reime Assonanzen; während Don Massias (14. Juni 1812; Ged. S. 276 f.), der einen Teil von „Sängerliebe" bildet, und Der Student (Nr. 1 der „Liebesklagen," verfaßt 1814; Ged. S. 280 ff.) genau gereimt sind. Fünfzehn Jahre später kam Uhland wieder auf dasselbe Versmaß zurück, um es, wie oben gesagt wurde, modifiziert und in der Wirkung verstärkt, im Waller (17. Dezember 1829; Ged. S. 286 ff.) zu verwenden, der zwar nur äußerlich nach Spanien verlegt ist, während sein geistiger Kern, den Katholizismus freilich unbedingt voraussetzend, in jedem andern Lande gleichermaßen zu denken wäre, was abermals, wie schon in zwei andern Fällen, mit als ein Grund der tieferen Bedeutung und eminenten Wirkung dieses Gedichtes gelten darf. Noch fünf Jahre später ist aber Uhland in der schon oben erwähnten Bidassoabrücke (15./16. März 1834; Ged. S. 289 ff.) zu einem spanischen Gegenstand und abermals zu der alten metrischen Form (und zwar in der früheren Weise ohne die Modifikation in Bertran de Born und Waller) zurückgekehrt.

Solche Uebereinstimmung der Form in Gedichten, die inhaltlich zum Teil weit auseinander liegen, aber den — südfranzösischen oder spanischen — Schauplatz mit einander gemein haben, kann kein Zufall sein. In der That ist die Entstehung dieser Form nicht so schwer zu erklären. Man

muß beachten, daß die ältesten der Gedichte, die hier in Betracht kommen, zum Teil reinen Reim, zum Teil bloße Assonanz haben und daß erst nach 1812 der reine Reim durchaus Regel wird [10]). Die Assonanzen weisen auf Spanien, gerade wie das Metrum, das Uhland ja in einem der genannten Gedichte dem spanischen Original getreu nachgebildet hat. Man muß dazu nehmen, daß gerade die ältesten jener Gedichte, soweit sie einen bestimmten Schauplatz haben, in Spanien spielen, und so ist die Annahme wohl zweifellos, daß das Metrum von Uhland aus der spanischen Poesie (bezw. dem, was er durch Uebersetzungen, Aufsätze ꝛc. davon kennen lernte, denn er hat erst in Paris bei Immanuel Bekker gründlich spanisch getrieben) entnommen wurde; er hat es dann auf die verwandten provenzalischen Stoffe übertragen; daß er es zu derselben Zeit auch auf andere Gegenstände übertrug, für die es ihm schicklich dünkte, kann nicht Wunder nehmen. Nach 1815 hat er damit aufgehört; erst viel später, als er wieder ein paar mal auf spanische und provenzalische Gegenstände verfiel, bot es sich ihm durch eine begreifliche Ideenverbindung wie von selbst dar.

Noch ein paar andere Behandlungen spanischer Gegenstände sind namhaft zu machen.

Im Taschenbuch für Damen auf 1820 (S. 200 f.) stand von Uhland die Uebersetzung eines Liebesgedichtes von Juan Rodriguez de la Cámara (oder del Padrón), einem Freund und Schüler des von Uhland besungenen Don Massias; das damals noch ungedruckte Original hatte Uhland wohl aus Paris mitgebracht, wo es sich in drei Handschriften findet

(falls es ihm nicht von J. Bekker mitgeteilt worden ist). Caroline Michaelis de Vasconcellos, die gelehrte Hispanologin, hat die vortreffliche Uebersetzung nebst dem Original im Archiv für Litteraturgeschichte abdrucken lassen (14, 189 f.).

Auch ein paar dramatische Stoffe hat Uhland aus dem Spanischen gezogen. Eine bedeutende poetische Kraft zeigt sich in dem Entwurf und den Fragmenten von Bernardo del Carpio (Keller, S. 427 ff.), welche aus den Jahren 1819 und, zum kleineren Teil, 1822 stammen. Während einige Scenen prosaisch, andere im Blankvers entworfen sind, zeigt eine Scene abermals das nämliche spanische Versmaß (und zwar gereimt), wie „Sängerliebe". Auch freien dramatischen Erfindungen hat Uhland den spanischen Schauplatz gegeben. In erster Linie ist die in Gemeinschaft mit Kerner im Jahr 1809 gedichtete Posse Der Bär (Keller, S. 193 ff.) zu nennen. Es ist nicht möglich, den Anteil beider Dichter an diesem humoristischen Dramolet, das mit Kerners Eginhart und Uhlands Nachspiel dazu aus derselben übermütigen Romantikerlaune hervorgegangen ist, genau zu sondern. Nach dem Briefe Uhlands an Kerner vom 10. Juni 1809 (Notter, Uhland, S. 84; Keller, S. 193 f.) wäre die Prosa Kerners Anteil, die Gesänge Uhlands. Wenn sich das auch nicht mit aller Bestimmtheit in solcher Weise abgrenzen läßt, so glaube ich jedenfalls so viel annehmen zu dürfen, daß die Arien mindestens zum größern Teil von Uhland sind, vielleicht aber auch alle. Es geht das nicht nur aus Uhlands brieflicher Aeußerung hervor, sondern auch aus dem Metrum. Dieses ist nämlich bei den meisten Arien wieder

das schon mehrfach besprochene mit reinen Reimen, manchmal auch leicht modifiziert; z. B. so, daß auch die ungeraden Zeilen gereimt sind. Ich habe übrigens nichts dagegen, alles Lyrische als Uhlands Eigentum anzusehen, vielleicht auch noch mehr; als in den „Rheinblüten“ auf 1822 eine Scene abgedruckt und Kerners Name angegeben war, erklärte Kerner dagegen im Morgenblatt, daß die Szene nicht von ihm sei: dieselbe enthält Prosaisches und Lyrisches. Leider ist alles, was man über diesen Gegenstand sagen mag, bloße Vermutung, die durch die Mitteilung aus dem im Besitz von Kerners Sohn befindlichen Originalmanuskript der beiden Dichter jeden Augenblick bestätigt oder auch umgestürzt werden kann.

Endlich ist auch noch der Schauplatz des Lustspiels Die Serenade (1809; S. 256 ff.), welches nur bis zu einem Scenarium und einem kleinen Wechselgesang gediehen ist, von Uhland nach Spanien verlegt worden.

Nur wenig hat sich Uhland mit italienischen Stoffen zu thun gemacht. Er selbst war nie in Italien, er hat, so oft ihn seine Wanderlust in die Alpen führte, die Pässe nach Süden nie überschritten; „dem Lande blieb ich ferne, wo die Orangen blüh'n“, diese Worte der „Wanderung“ hat er zeitlebens wahr gemacht. Kunstschätze zogen ihn nicht an; neben der bloßen Lust zu reisen haben ihn immer nur seine Studien und der Wunsch nach näherer Kenntnis volkstümlicher Art an bestimmte Orte getrieben. So ist's auch in litterarischer Beziehung. Die eigentlich mittelalterliche Dichtung hat in Italien nur Nebenzweige von kurzer Lebens-

dauer getrieben. Lange Zeit hat sich die italienische Lyrik der provenzalischen, das Epos der französischen Sprache bedient. Die Antike war südlich der Alpen nie völlig erloschen; schon im 13. Jahrhundert wurde die theologisch-mystische Richtung lebendig, die in Dante sofort ihren Klassiker erzeugte, und nicht lang nach diesem begann mit Petrarka die alles beherrschende Renaissance. Da war für Uhlands Art nicht viel zu holen. Wenn er an Petrarka ein sinnvolles Sonett richtet (3. September 1811; Ged. S. 126), so ist es natürlich der Sänger der Lauragedichte, nicht der Humanist, den er anredet. Für Dante hatte Uhland eine tiefe Verehrung. Aber wenn er ihn im Gedicht besingt (Dante, Nr. 5 der „Sängerliebe", beendigt 26. Juli 1814; Ged. S. 277 ff.), so singt er die aus der irdischen herausgewachsene himmlische Liebe, die dem Dichter seine hohen Gesänge diktiert hat, nicht den Himmel, Erde und Hölle umspannenden Inhalt dieser Gesänge.

Aus Dante hat Uhland auch einen Dramenstoff genommen, Francesca da Rimino (Keller, S. 88 ff.); die Tragödie wurde ihm von Seckendorff 1807 empfohlen und 1807 bis 1809 in Pausen bearbeitet. Neben einem ausführlichen Plan ist auch einzelnes schon wörtlich entworfen, in Blankversen, deren Ausdrucksweise mir öfters an Goethes Tasso vernehmlich anzuklingen scheint.

Man kann sich wundern, daß Uhland nur selten nach England hinübergegriffen hat, dessen Vorzeit einerseits der deutsch-nordischen, andererseits der französischen doch so nahe steht. Ein wenig häufiger sind englische Stoffe allerdings

bei ihm als italienische; und es ist wenigstens den lyrischen Gedichten dieses Kreises ein gewisser Familienzug eigen. Die skandinavischen zeigten eine ernste, düstere Färbung, die französischen frische Männlichkeit und Heldenhaftigkeit, die provenzalischen, spanischen und italienischen zumeist erotische Gegenstände und öfters eine höfisch-galante Art der Behandlung; so ist den englischen Balladen Uhlands das Zauber-, Feen-, auch Elfenhafte als Grundzug eigen. Die „Jagd von Winchester" kann man ausnehmen, obwohl auch sie mit einem Traum beginnt; denn sie spielt zwar in England, ist aber aus altfranzösischer Poesie entnommen und daher oben besprochen worden. Aber die andern englischen Balladen, Harald (10. März 1811; Ged. S. 306 ff.), Merlin der Wilde (10.—12. Dezember 1829; Ged. S. 310 ff.) und Das Glück von Edenhall (16. Juli 1834; Ged. S. 354 ff.), haben alle mit dämonischen Mächten zu thun; und wenn dieser Gedichte nur drei sind, so gehören sie dafür sämtlich zu den ausgezeichneten Leistungen Uhlands. „Merlin" habe ich hierher gezogen, weil die Geburt dieses Zauberers von der Sage nach Britannien verlegt wird [11]). „Harald" aber gehört sicher nach England; denn (wie Keller, S. 264 angibt) Uhland hat diese Ballade für das damals von ihm geplante Drama Tamlan und Jannet (1809—1811; Keller, S. 263 ff.) bestimmt, dessen Stoff er einer von Conz übersetzten englischen Ballade entnommen hat. Es ist von diesem Drama nur wenig zu Stande gekommen; ein Stück davon hat Uhland in die Gedichtsammlung aufgenommen, unter dem Titel „Das Ständchen" (Ged. S. 164 ff.). Ein

englischer, genauer schottischer Dramenstoff ist auch Der eifersüchtige König (Keller, S. 309 f.), den Uhland am 21. Januar 1810 gegen Kerner erwähnt; von einer Ausführung hat sich nichts gefunden. Endlich darf auch noch der Stellen aus Thomas Kyd's „Spanish Tragedy“ gedacht werden, welche Uhland aus Bouterwecks Geschichte der Poesie übersetzt und (1809—1810) an Kerner geschickt hat (Keller, S. 478).

Wir haben Uhland durch einen sehr beträchtlichen Teil seines poetischen Schaffens begleitet. Nehmen die Gedichte mit ausländischen Stoffen in der Sammlung der Gedichte zusammen etwa ein Achtel ein, so steigt die Verhältniszahl in den Balladen und Romanzen auf ein Viertel, in den Dramen und Dramen-Entwürfen auf ein starkes Drittel. Der Zeit nach erstrecken sie sich über die ganze Zeit von Uhlands poetischer Produktion, von 1804--1834, nach welchem Jahr wir überhaupt kaum ein Dutzend Gedichte von Uhland haben; weitaus die meisten, zwei Drittel von allen, fallen in jene Jahre 1809—1814, in welchen Uhland sich so gern in romantischen Formen und Stoffen nach der Weise Tiecks bewegte, in welche überdies der Aufenthalt in Paris mit seinen Wirkungen fällt. Von Uhlands gesamter Poesie fällt in jene allerdings auch sonst besonders reichen Jahre doch nicht ganz die Hälfte. Die skandinavischen Stoffe eröffnen den Reigen, dann treten, nach einer Pause von zwei Jahren, die anderen Nationen ziemlich zu gleicher Zeit auf

den Schauplatz. Den breitesten Raum nimmt Frankreich ein; um den Preis der Vorzüglichkeit aber wollen wir keinen Wettkampf veranstalten. Mehrere der vorzüglichsten und reifsten Gedichte Uhlands, zumal unter seinen Balladen, wie Ver sacrum, Taillefer, Bertran de Born, Der Waller, haben ausländische Gegenstände und können sich mit Fug auf dieselbe Linie der Trefflichkeit mit allen anderen stellen.

Man fragt aber mit Recht nach zwei Dingen: bleibt ein Dichter, der fremde Stoffe behandelt, dem Geist ihrer Völker und Zeiten treu; und auf der anderen Seite: vermag er es, die Klippen des Antiquarischen, Anfremdenden, Akademisch-Gelehrten zu umsegeln, aus dem fremden Stoff ein uns von selbst anmutendes Bild zu gestalten?

Beides darf kecklich bejaht werden. Nur in einem Teil seiner ausländischen Gedichte — und trotz vieles Trefflichen nicht in den vorzüglichsten derselben — hat Uhland fremde Formen und Konventionen angenommen oder angedeutet; auch diese Gedichte sind mit eigener Empfindung getränkt und anziehend auch ohne ihren stofflich-stilistischen Reiz. In seinem Besten hat er die Nachahmung fremder Formen verschmäht, aber den Gehalt treu zur Darstellung gebracht. Er hat kaum je Stoffe gewählt, die nicht unmittelbar, ohne antiquarische Kenntnisse oder Liebhabereien, zum allgemeinen Geschmack und Gefühl sprechen, und die höchste Vollendung hat er da erreicht, wo der National- und Zeitgehalt mit dem rein Menschlichen, voraussetzungslos Schönen und Erhabenen zusammenfällt.

Anmerkungen.

1) Schriften 4, 16: „Die Personifikation des Wunsches ist nicht als eine mythische nachgewiesen, sondern nur als eine allegorische oder vielmehr sprachliche, aus der fortwirkenden Lebendigkeit und Bildlichkeit der Sprache hervorgegangene; die Belege sind auch nur der Ritterpoesie entnommen." Diese Worte stehen in den von Uhland selbst nicht zum Drucke gebrachten Anmerkungen zu den Volksliedern. Schon am 31. Dezember 1839 schrieb Jakob Grimm an Uhland über diesen Gegenstand (Uhlands Leben, S. 282); es läßt sich aber nicht erkennen, ob beide über denselben des weiteren brieflich (oder später mündlich) mit einander verhandelt haben.

2) Im Anhang zum Briefwechsel mit Laßberg, S. 328: „Es erregt mir Bedenken, daß dieses poetisch anziehende Stück mit geringen Ausnahmen so genau mit Graffs Sprachschatz, Grimms Grammatik und Mythologie übereinstimmt, während die Merseburger Segen so manches Rätsel zu lösen gaben. Unter den aufgezählten Gottheiten ist keine, die nicht in der Mythologie stände" u. s. f. Uhlands nüchterne Kritik erinnert sehr lebhaft an manche in demselben Band abgedruckte Aeußerungen Laßbergs, welcher in mythologischen Dingen sehr skeptisch war und stets vor dem Zusammenwerfen deutscher und skandinavischer Sagen gewarnt hat.

3) Das letzte abgedruckt: Uhlands Leben, S. 12 ff.

4) Holland, zu L. Uhlands Gedächtnis, S. 34 f.

5) Diese fünf Tiraden standen schon in Kerners Almanach für 1812 und wurden dann für den Wiederabdruck in Fouqué's Musen „einer nochmaligen Durchsicht unterworfen". Die Form aber, unter der wir dieselben in der Gedichtsammlung lesen, weicht davon abermals an mehreren Stellen ab.

6) Diese Quelle gibt Uhland selbst in einem Briefe an Alexander Kaufmann an; s. Eichholtz, Quellenstudien zu Uhlands Balladen S. 3, oder Herrigs Archiv 35, 476 f., wo der ganze Brief abgedruckt ist.

7) Wenn Siegmund Levy im Archiv für Litteraturgeschichte 12, 481 f., Uhlands Gedicht aus der Scene II, 7 in Shakespeare's As you like it ableiten will, so ist das, von Uhlands eigenem Zeugnis abgesehen, schon deshalb unmöglich, weil die Darstellung bei Shake-

speare von der, wie sie in Noches, Reali und Uhlands Gedicht wesentlich gleich erscheint, abweicht. Vielmehr hat Shakespeare die Scene, wie der von ihm gewählte Name Orlando beweist, selbst aus der Karlssage entnommen und für seine Zwecke modifiziert.

8) In diesem Fragment findet sich, an den Rand geschrieben, der Schluß der „Schwäbischen Kunde". Dieses Gedicht ist am 6. Dezember 1814 gedichtet. Nach einer kleinen Abweichung im Text muß man wohl schließen, daß der Eintrag in das dramatische Fragment vor die Abfassung des Gedichtes, so wie es in der Sammlung steht, fallen müsse; wie lange vorher, kann aber niemand wissen. Ich möchte daher die von Keller, S. 313, mit einem „vielleicht" angegebene Jahreszahl 1814 nur als terminus ad quem ansehen, denn die Schlußverse der Schwäbischen Kunde sind ja auch erst nach der Niederschrift des übrigen Fragments beigeschrieben. Frühjahr 1809 wurde Uhlands Nachspiel zu Kerners Eginhart verfaßt (Keller, S. 184 ff.), welches, allerdings in Prosa, auch in ähnlicher, nur noch mehr humoristisch gefärbter Tieckischer Art gedichtet ist. Ich erinnere ferner an das humoristische „Ständchen", ursprünglich zu dem Drama „Tamlan und Jannet" gehörig (Keller, S. 263 ff.), und an die mit Kerner gemeinsam verfaßte Posse „Der Bär" (Keller, S. 193 ff.), welche beide gleichfalls vom Jahr 1809 sind. Die andern romantischen Manifeste in Tiecks Art sind aus der Zeit zwischen 1809 und 1814, und damit dürften die Grenzbestimmungen für das Fragment „Karl der Große in Jerusalem" gegeben sein. (Das Versmaß dieses Fragments hat Uhland auch noch zwei Jahre später dramatisch verwendet, in den Fragmenten der „Weiber von Weinsberg", Keller, S. 359 ff.).

9) Außer diesen gehören überhaupt die Romanzen, welche Ged. S. 253—283 stehen, nach Versmaß und Stil durchaus zusammen: Der Sieger, der nächtliche Ritter, der castilische Ritter, Sanct Georgs Ritter, Romanze vom kleinen Däumling, Romanze vom Rezensenten, Ritter Paris, der Räuber, Sängerliebe, Liebesklagen; in der Form unterscheiden sie sich nur dadurch, daß die ersten fünf Assonanzen, und zwar nach Art der altfranzösischen Tiraden durch das ganze Gedicht hindurch, die andern strophisch wechselnde Reime haben. Sie alle sind aus den Jahren 1809—1815, also wiederum, wozu Form und Inhalt stimmt, aus der Tieckischen Periode Uhlands.

10) „Roland und Alda" (s. oben), aus derselben Zeit, etwa 1811, hat auch Assonanzen, statt der Reime des Originals, um des geringeren Reimvorrats der deutschen Sprache willen.

11) Dieselbe ist dann freilich allgemeines Gut geworden, wie z. B. die von Fortunatus, deren Bearbeitung durch Uhland ich im Zusammenhang dieser Darstellung gar nicht erwähnt habe; es ist ohnehin kein Grund zu finden, warum Uhland nicht aus dem deutschen Volksbuch von Fortunat geschöpft haben sollte, das er im Jahr 1809 gelegentlich erwähnt (Mayer, Uhland, 1, 120).

Uhland und Hebbel.

Seit Jahren wußte man, daß Hebbels Tagbücher sich in seinem Nachlaß befanden, aber nach seinem letzten Willen erst längere Zeit nach seinem Tode veröffentlicht werden sollten. Emil Kuh hat sie für sein Werk über Hebbel benutzen können; das Wenige, was er daraus mitteilen durfte, mußte die Begierde reizen, mehr kennen zu lernen. Fast ein Vierteljahrhundert nach dem Hingang des Dichters hat Felix Bamberg, sein alter und treuer Freund von Paris her, jene Tagbücher in zwei Bänden veröffentlicht. Wilhelm Scherer hat geurteilt, daß diese Tagbücher, die ihm in der Handschrift vorgelegt wurden, ein litteraturhistorisches Denkmal ersten Ranges seien. Das kann denn auch wirklich Niemand verkennen, der sie liest. Der Eindruck, den man von dieser Veröffentlichung erhält, wechselt von Seite zu Seite. Es hat etwas Unheimliches an sich, wenn man so zum Zeugen der tiefsten Gemütsvorgänge eines Menschen gemacht wird; dazu noch eines solchen Grüblers wie Hebbel, der mit Vorliebe das Pathologische aufsuchte. Aber dabei ist der Reichtum, den er da ausbreitet, ungeheuer. Ich schweige ganz von den zahlreichen Einblicken, welche die Tag-

bücher in die Entstehung und den Zusammenhang seiner eigenen Werke gewähren und welche an sich die Hauptsache an dem Buche sind; ich rede nur von dem Gewinn, den die deutsche Litteraturgeschichte überhaupt aus demselben ziehen kann. Gewiß, es hat sich in diesem Kopfe die litterarische Welt unendlich anders als in den meisten Menschenköpfen gemalt, und wenn Hebbel in seinen zahlreichen kritischen Werken höchst interessante Darlegungen seiner Ansichten gegeben hat — welche man freilich stets nur mit der Rechtswohlthat des Inventars entgegennehmen darf —, so stellen sich dieselben begreiflicherweise in den Tagbüchern noch weit frischer und mannigfaltiger dar. Zu diesen Tagbüchern sind nun in der letzten Zeit auch noch die Briefe Hebbels gekommen. Bamberg hat von dem Briefwechsel Hebbels bis jetzt einen starken Band veröffentlicht. Auch hier findet man sehr viel Interessantes; im Ganzen wird man aber gewiß den Tagbüchern als den unmittelbareren Kundgebungen den höheren Wert zuschreiben dürfen.

Aus diesen Quellen habe ich geschöpft, um die Beziehungen zwischen Uhland und Hebbel darzustellen. Uhland und Hebbel?! Das scheint eine seltsame Zusammenstellung zu sein. Was hat der Lyriker mit dem Dramatiker, was hat der einfache, trockene, maßvolle Mann mit dem weltenstürmenden Feuerkopf voll maßloser Unruhe zu thun? In der That ist auch das Verhältnis ganz und gar ein einseitiges. Es ist mir nicht gelungen, irgendwo ein, wenn auch noch so flüchtiges Urteil Uhlands über Hebbel aufzufinden, außer dem einen, das ich nachher geben werde, und

in späterer Zeit dürfen wir bei jenem seiner ganzen Art nach wohl kaum viel Zuneigung zu der ganz anders gestalteten Dichtung Hebbels annehmen. Und doch ist unter den deutschen Dichtern keiner, der auf Hebbel so mächtigen Eindruck gemacht, den er so warm und so ganz mit persönlicher Hingebung verehrt hätte, wie Uhland. Hebbel erzählt selbst, wie ihm Uhland zuerst entgegentrat. Er hatte wenig von Goethe gelesen und sich durch die „orakelhafte Präzision seiner Kompositionen" abstoßen lassen. Mehr kannte er von Schiller, mit dem er „auf dem Felde unfruchtbarer Reflexion umher irrte". Da bekam er Uhland in die Hände und sein erstes Gefühl war überwältigend. Von dem Augenblick, da ihm „des Sängers Fluch" in die Hand fiel, datierte er eine neue Epoche. Uhlands Poesie wies ihn „für Anschauung und Darstellung auf das Einfach-Menschliche zurück". Es muß hier eine Art von elementarer Verwandtschaft im tiefsten Gemüt Hebbels vorhanden gewesen sein, die aus seinen Werken schwer herauszufinden wäre. Uhland gegenüber hat der Mann, der keinem andern sich dienstbar gemacht und über die litterarischen Größen sehr rücksichtslose Urteile gefällt hat, die Empfindung reiner Hingabe: „Ich habe die Erfahrung gemacht, daß jeder tüchtige Mensch in einem großen Mann untergehen muß, wenn er jemals zur Selbsterkenntnis und zum sichern Gebrauch seiner Kräfte gelangen will; ein Prophet tauft den zweiten, und wem diese Feuertaufe das Haar sengt, der war nicht berufen!"

Es konnte nicht fehlen, daß diese ungestüme Verehrung

einer gemäßigteren Betrachtung Platz machte. Der Dichter tritt aus der von der prosaischen Umgebung im Schreiberdienste zu Wesselburen streng abgesonderten poetischen Welt in den großen Zusammenhang des Lebens, der Kultur hinaus. Da wächst ihm naturgemäß Goethes Gestalt als des großen Dichters der modernen Weltkultur immer höher vor den Augen empor. Ihn stellt er in dem Gedichte „Ein Spaziergang in Paris“ als modernen Geistesheros neben Beethoven und Thorwaldsen (von dessen Tod er soeben gelesen); mit Goethes Tode sei das Diadem zersprungen, aus dem nun wohl mancher ein Juwel vorzuzeigen habe, keiner aber das Ganze: „wer ist es, der den Geist und die Natur, wie er, ergreift auf ungetrennter Spur?“ Uhland ist kein Weltdichter, der eine ganze Kulturperiode vertritt; aber er steht als Dichter in seinem Bezirke keinem andern nach, und das ist Hebbel nicht müde geworden mit den eindringlichsten Worten immer und immer wieder zu sagen. Hebbel hat keineswegs zu den Feinden oder Verächtern Heines gehört; wie hätte auch der unbarmherzige Dialektiker des menschlichen Gemütes seinen ebenbürtigen Nachbar auf lyrischem Gebiete nicht verstehen sollen? Im Gegenteil, er rühmt ihn, er verteidigt ihn, er vindiziert ihm das große Recht, als ein Sprecher in der modernen Menschheit aufzutreten. Aber neben Uhland nennt er ihn nicht. Uhlands Liederpoesie ist ihm ohne jeden Zusatz „die schönste, die uns nach der Goethe’schen geschenkt worden ist“; er hat „unter allen unsern Dichtern den Schatz deutscher Nationalität am reinsten gehoben; all dies Träumen und Sehnen, dies Hoffen

und Dulden, aber auch all' den Mut, all' die Kraft, die nur beim Kampf in die vorderste Reihe tritt, nicht bei der Parade"; ein Gedicht von Uhland ist für ihn immer ein Ereignis, für ein zweites Glück von Edenhall gäbe er „die ganze Litteratur pro 1838 mit all' ihren Herrlichkeiten und Schätzen". Von dem hyperbolischen Ausruf „Uhland ist ein Dichter, dessen gewaltiger Name durch alle Jahrtausende dauern wird" ist Hebbel zurückgekommen; aber noch 1857, bei der Widmung der letzten Ausgabe seiner eigenen Gedichte, nennt er ihn „den ersten Dichter der Gegenwart", und bei der Nachricht von Uhlands Tode schreibt er in sein Tagbuch: „der einzige Dichter, von dem ich ganz gewiß weiß, daß er auf die Nachwelt kommt, nicht als Name, sondern als fortwirkende, lebendige Persönlichkeit". Die Bewunderung gegen Uhland ist im Stande, ihn ungerecht gegen andere Dichter zu machen. So namentlich gegen Rückert; eine Abneigung, die man recht wohl begreifen, auch teilen kann, die aber doch gar zu hart ausgesprochen ist. Ebenso verleitet ihn das Bedauern, daß Uhland die Gunst des großen Publikums mit andern, ihm nicht ebenbürtigen Dichtern teilen muß, zu Ausfällen gegen Freiligrath, „den Wüstenmaler", und Lenau, „den Todtenvogel". „Aber welche Riesen", setzt er hinzu, „sind wieder Freiligrath und Lenau, die doch neben Uhland kaum sichtbar bleiben, gegen ihre Nachfolger"! Man könnte bei diesem Stoßseufzer fast geneigt sein, an Geibel zu denken, dessen aufsteigende Beliebtheit, wie Kuh vermuten möchte, Hebbels eigene Lyrik zurückgedrängt habe. Charakteristisch ist alles das nicht bloß

für Hebbels tiefe Verehrung gegen Uhland, sondern auch für seine eigene poetische Richtung. Bei Uhland ist Form und Inhalt, Subjekt und Objekt noch im schönsten Gleichgewicht, so daß es schwer ist, einen ganz genau charakterisierenden Ausdruck für seine Poesie zu finden — sie kann mehr geliebt als definiert werden. Bei den andern Poeten, die ich genannt habe, ist dieses völlige Gleichgewicht nicht oder doch minder vorhanden. Das graziöse Spielen Rückerts, die rauschende Pracht Freiligraths, der funkelnde Glanz Geibels mußten dem lakonischen Hebbel widerstreben, und nach einer andern Richtung schien ihm Lenaus Poesie aus dem Zentrum des lyrisch-schönen zu weichen, ihm, der zur Charakteristik von Uhlands Gedichten die Worte gebraucht hat: „Sie tragen nicht den roten Fieberfleck der im Dunkeln umher tappenden Sehnsucht, die nicht findet, was sie sucht, und die deshalb den Gegenstand, über den sie stolpert, in die Arme schließt, an der Stirn, sie atmen jene lächelnd in sich selbst versinkende holde Befriedigung, ohne die es wohl einen Rausch, aber keine Freude, kein Leben gibt“.

Noch ängstlicher ist Hebbel bemüht, jede Verwechslung zwischen Uhland und seinen Nachahmern, dem „piepsenden Ratten- und Mäusekönig“, fern zu halten, gegen welche er mit groben Ausdrücken, die ich dem Leser schenken will, nicht sparsam ist. Einer solchen Verwechslung zwischen Uhland und seiner Schule soll nach Hebbels Deutung auch das weltbekannte ungünstige Urteil Goethes über Uhland entsprungen sein; eine Ansicht, die auf den ersten Blick sehr plausibel scheint, aber schwerlich richtig ist. Vielmehr möchte man

nach einer Aeußerung Goethes gegen Eckermann annehmen, daß ihn die Lektüre der in Uhlands Gedichten noch jetzt vorne an stehenden Jugendwerke abgeschreckt habe, welchen in der That die Eierschalen der Romantik im Stil Fouqués und des Heidelberger Kreises noch gar zu sehr ankleben. Doch das nur nebenbei. Ich müßte noch mehrere Spalten füllen, wenn ich alle einzelnen Urteile Hebbels über Uhland hier sammeln wollte. Er wird, namentlich in der ersten Hälfte seines Lebens, nicht müde, den Meister zu preisen und, was am Ende noch mehr bedeuten will, seine Gedichte als Muster und Belege für besondere poetische Gattungen und Stimmungen anzuführen. Einen Frühlingsdichter stößt er vor den Kopf, indem er ihm erklärt, er kenne nur ein Frühlingslied: „Die linden Lüfte sind erwacht.“ Uhlands „Traum“, in dem der Dichter die Freuden von der Erde scheiden sieht, ein Gedicht, das auch andere schon für das tiefste unter Uhlands Liedern erklärt haben, dient ihm als Beispiel für eine höchst treffende Bemerkung über den Unterschied zwischen den Gefühlen, die auf äußern Eindrücken beruhen, und denjenigen, welche in geweihten Augenblicken aus der Tiefe der Seele aufsteigen. Wohl eine Stunde lang, so erzählt Kuh, wurde Hebbel nicht müde, ihm auf der Fahrt nach Prag Verse seines Lieblingsdichters zu rezitieren, und selbst im Traume, der in seinen Aufzeichnungen eine sehr große Rolle spielt, macht er sich mit Uhland zu schaffen.

Seine Bewunderung beschränkt sich nicht, wie die der meisten, auf den Lyriker und Romanzendichter Uhland; er

erkennt auch den Dramatiker sehr warm an. Als Wienbarg in seiner Schrift über „die Dramatiker der Jetztzeit" die Paradoxie losließ, Uhland als Balladendichter sei nur der in tausend Stücke gesprungene Dramatiker, da hielt ihm Hebbel zwar die einfache Thatsache entgegen, daß die Lieder und Balladen einige Jahre vor dem Herzog Ernst erschienen waren — ein Argument, das allerdings durch die von A. Keller 1877 veröffentlichten zahlreichen Dramenpläne und -Fragmente aus Uhlands Jugend sehr an Bündigkeit verloren hat —; aber die Anerkennung von Uhlands Dramen teilt er vollkommen. Ludwig der Baier ist ihm „die deutscheste Tragödie"; Uhland, meint er, „könnte unserem Theater die heilige nationale Weihe geben, die ihm fehlt und die ihm allein Gehalt und Würde, Wirkung und Bestand verschaffen kann." Ja er übertrumpft Wienbargs Paradoxie durch eine eigene: „Uhland wählte die historischen Momente besser wie Kleist, er behandelte sie würdiger und größer wie Schiller". Solche Verkehrung des wirklichen Sachverhaltes konnte sich auf die Länge bei Hebbel, der nun selbst in die vorderste Reihe unserer Dramatiker trat, nicht behaupten. Wenn auch sein im Jahre 1841 hingeworfenes Wort, daß der Herzog Ernst „statt der Treue selbst Deklamationen über sie" gebe, wohl mit einer persönlichen Verstimmung Hebbels zusammenhängen mag, die sich im folgenden deutlicher zeigen wird: so hat er doch nach Uhlands Tod seinem Tagebuch anvertraut, daß er die Dramen desselben ehemals überschätzt habe. Schaden könnte es aber nicht, wenn an Stelle der allgemein gewordenen

Achtlosigkeit gegen Uhlands Dramen wieder eine gerechtere Schätzung derselben Mode würde, und auch Hebbel würde daran gewiß seine Freude haben.

Von persönlichen Beziehungen zwischen Uhland und Hebbel ist nicht eben viel zu vermelden. Die früh gewonnene Verehrung gegen den älteren Dichter trieb Hebbel schon im Jahr 1832 — er war erst neunzehn Jahre alt —, sich an Uhland mit einem Briefe zu wenden. Der junge Schreiber in Wesselburen sehnte sich aus den Fesseln seines Berufs und seiner Umgebung hinaus. Er schrieb an Uhland, bat ihn, ihm zu irgend einer Anstellung in Stuttgart zu verhelfen, in der er seine geistige Ausbildung fördern könnte, sprach von seinem früheren Plan, auf die Bühne zu gehen, den er aber bereits aufgegeben habe. Uhland antworte freundlich; er lobte den Entschluß, von der Bühnenlaufbahn abzusehen, welche ohne ein ganz entschiedenes Talent dafür höchst prekär sei. Er selbst sei nicht im Stand, einen Gehilfen zu verwenden, weder für seine akademische noch für seine ständische Thätigkeit; auf anderweitige Anstellungen habe er keinen Einfluß, und die Konkurrenz um solche sei im Lande selbst sehr groß. „Ich finde das Bestreben, in eine der geistigen Fortbildung günstigere Lage versetzt zu werden, nur achtungswert, halte aber doch für ratsam, nicht auf's ungefähre auch ein beschränkteres Verhältnis zu verlassen, zu dem man öfters nach gemachten Erfahrungen gerne zurückkehren würde. Sie bemerken selbst, daß sie an Ihren jetzigen engeren Kreis durch manches teure Band gefesselt seien, zugleich zeigen die poetischen Proben,

welche Sie mir mitgeteilt, daß es Ihnen auch in diesem engeren Kreise nicht unmöglich gewesen, Geist und Gemüt auszubilden, sollten Sie nun in demselben nicht noch länger nach Ihren besten Kräften an Ihrer innern Entwicklung fortarbeiten wollen, bis sich auch äußerlich eine günstigere Wendung der Umstände zeigt, der Sie sich mit Sicherheit überlassen können?" In ähnlicher Weise hat Uhland noch manchen andern geantwortet, die sich in solchen Dingen an ihn gewandt haben. Er hielt es für ein großes Unglück, einen solchen Sprung in's Leere zu thun. Sich weiter zu bilden und die Poesie zu pflegen, schien ihm neben jedem andern Berufe möglich, und gar die Poesie zum Lebensberuf zu machen, das hat er, wie nach ihm Freiligrath, von dem man es minder erwarten sollte und an dem man es nicht hoch genug schätzen kann, jederzeit widerraten. Das Wohlwollen, das aus Uhlands Briefe sprach, fühlte Hebbel durch, wenn er auch zunächst gründlich enttäuscht gewesen sein mag. Er hatte denn doch in seinem Heimatdorf zur Weiterbildung des Geistes fast gar keine Gelegenheit, was Uhland, der in einem Lande voll kleiner Städte mit lateinischen Schulen und einer wenn auch mäßigen Durchschnittsbildung lebte, sich wohl kaum so recht vorstellen mochte. Allein er mußte noch fast drei Jahre zu Hause bleiben, bis die hilfreiche Amalie Schoppe ihm in Hamburg Aufenthalt und Unterhalt verschaffte. Und nun setzte sein harter ditmarscher Kopf durch, was er wollte: er ging nach Heidelberg und studierte. Wenn er das Studium der Rechte ergriff, so that er es übrigens wohl etwas „gegen seines Herzens

Drang", wie Meister Uhland selbst, dem er sich nun zum zweitenmal brieflich näherte; denn wenn er auch an Uhland schrieb, er habe dieses Studium „in Uebereinstimmung mit Neigung und teilweise erlangter Geschäftsfähigkeit" ergriffen, so hat er sich in Wirklichkeit doch wohl nur eine äußere Stellung damit gewinnen wollen.

Hebbel stellte in Heidelberg eine Sammlung und Sichtung seiner lyrischen Gedichte an und gedachte dieselben Uhland zu widmen. Dies war der Inhalt und Zweck eines Briefs vom 4. Juli 1836, in welchem er, von der freundlichen Antwort, die ihm Uhland vor vier Jahren gegeben, anhebend, seine seitherigen Schicksale erzählte, um Erlaubnis zu der beabsichtigten Dedikation bat und abermals aussprach, wie viel ihm Uhland gewesen sei: „Sie haben auf Entstehung und Wesenheit jener Gedichte den größtmöglichsten Einfluß gehabt." Es kam keine Antwort auf diesen Brief. Hebbel holte sie sich. Er siedelte im September 1836 von Heidelberg nach München über, wo er seine Studien fortsetzte und promovierte. Die Reise ging nach Straßburg, von dort nach Stuttgart, wo ihm der allzeit liebenswürdige und gefällige Schwab freundlich begegnete und ihm ein paar Zeilen nach Tübingen an Uhland mitgab. Mit klopfendem Herzen betrat Hebbel Uhlands Schwelle und — trat tief enttäuscht über dieselbe zurück. Die gleiche Trockenheit und Unbeholfenheit, die Uhland Fremden fast immer zeigte, hatte auch Hebbel an ihm zu gewahren; nicht einen Geistesfunken wollte es ihm gelingen dem entsetzlichen Schweiger zu entlocken. Uhland trat ihm so ganz als ein gewöhn-

licher Mensch gegenüber und führte selbst die unbedeutendste Unterhaltung mit unbegreiflicher Schwierigkeit. Nun — wir wissen, Uhland hatte stets Todesangst davor, angeräuchert zu werden, und er hat mit seinem Benehmen bei ähnlichen Gelegenheiten noch manchen andern gründlich enttäuscht. Hebbel selbst war im Stande, sich darüber zu ärgern, daß er so überspannte Hoffnungen auf einen so kurzen Verkehr mit Uhland gesetzt hatte: „Ich wollte gedrückt, ja erdrückt sein, und eben dies, daß Uhland mich nicht drückte, war mir zuwider. Der Mensch ist ein Narr; läßt der Jupiter seine Donnerkeule zurück, so mag er sehen, wie er zum Weihrauch kommt.“ Er konnte zu seinem Trost bemerken, daß Uhland seinen Brief gar nicht erhalten hatte. In jenem geschäftsreichen Sommer, da Uhland in der Kammer war und gleich nach deren Schluß sein neues Haus in Tübingen bezog, konnte so etwas wohl begegnen. Aber leider waren damit auch die Gedichte nicht in seine Hand gekommen, und Hebbel hatte wohl nicht den Mut, die Rede darauf zu bringen.

Ein gutes Jahr später, am 24. November 1837, that er es schriftlich; er schickte abermals seine Gedichte an Uhland mit der Bitte, die Widmung anzunehmen und ihm einen Verleger zu verschaffen. Dieses Mal antwortete Uhland, wenn auch etwas spät, weil er lange von Haus entfernt gewesen war. Er bezeichnete die Gedichte als „erfreulich“, gab ein kleines Verzeichnis derjenigen, die ihm am besten gefielen, und schickte sie durch Schwab an Cotta. Hebbel war stolz auf dieses Urteil und auf diese Verwendung, obwohl

dieselbe nichts fruchtete; denn die Gedichte sind erst 1842 bei Hofmann und Campe in Hamburg, dem spätern Verleger von Hebbels gesammelten Werken, erschienen.

Nach seinen lyrischen und epischen Versuchen betrat Hebbel den Boden, auf dem er seine Lorbeeren pflücken sollte. Er ging zum Drama über. Im Jahr 1839 vollendete er die Judith, sein erstes dramatisches Werk, das ihn bei vielen Fehlern schon in seiner ganzen Eigentümlichkeit zeigt. Er schickte es am 17. Februar 1840 an Uhland und erbat sich ein Urteil über diesen Erstlingsversuch: „An einem einfachen Wort von Ihnen, sei es günstig oder nicht, liegt mir mehr, als an einem Trompetentusch der gesamten deutschen Journalistik, den ich, wenn ich nur zu Gegendiensten bereit wäre, leicht hervorrufen könnte. Ich weiß, daß derjenige, der an den Schöpfer von „Herzog Ernst" und „Ludwig der Baier", Dichtungen, die ich in ihrer lauteren Eigentümlichkeit und ihrer großartigen Symbolik durchaus den höchsten dramatischen Erzeugnissen beizähle, eine solche Bitte richtet, sehr viel wagt, auch bin ich auf jeden Ausfall Ihres Urteils gefaßt, nur nicht auf Ihr Stillschweigen; dieses würde mir unendlich weh thun." Vergebliche Liebesmühe! Uhland schwieg still. Es that Hebbeln in der That unendlich weh, sich „mit seiner Liebe abgewiesen zu sehen", und er zog den resignierten Schluß daraus, daß eben zwischen Jugend und Alter kein Verhältnis möglich sei; aber er schied das Persönliche aus seiner Betrachtung aus: dem Dichter bleibe seine Verehrung, dem Mann und Charakter seine tiefe Achtung zeitlebens. Warum Uhland nicht geantwortet

hat, wer will es sicher ergründen? Raten darf man wohl, da eine Unpünktlichkeit oder geflissentliche Unhöflichkeit gar nicht in seiner sehr zur Formalität hinneigenden Natur lag, daß es ihm peinlich gewesen sei, etwas zu schreiben, ohne entweder seiner Wahrheitsliebe zu vergeben oder Hebbeln etwas Unangenehmes zu sagen; denn daß gerade jenes Stück schwerlich sehr nach Uhlands Herzen gewesen sein werde, darf man wohl annehmen.

Ein längerer Groll — auch wenn wir die oben angeführte Aeußerung über den Herzog Ernst, vom Jahr 1841, mit auf Rechnung persönlicher Verstimmung schreiben wollten — ist bei Hebbel nicht zurückgeblieben. Sonst hätte er nicht im Jahr 1842 Uhland abermals persönlich aufgesucht. Uhland kam im Sommer jenes Jahres mit seiner Frau auf der großen Reise durch Norddeutschland und Dänemark auch nach Hamburg, wo ihn namentlich sein Landsmann Wurm und Lappenberg fesselten. Hebbel las am 28. August Uhlands Namen in der Fremdenliste. Elektrisch davon berührt, vergaß er allen Groll und begab sich alsbald nach Uhlands Gasthof, wo er, da Uhland ausgegangen war, einen schriftlichen Gruß nebst seinen kurz vorher endlich erschienenen Gedichten hinterließ. Am nächsten Morgen wiederholte er seinen Besuch; Uhland war schon auf die Bibliothek gegangen, wo er seinem Lebensstudium der Volksdichtung nachging, aber wenigstens seine Frau war da. Am Nachmittag gab Uhland den Besuch heim, und wenn er auch nur kurz verweilte, so hinterließ er doch bei Hebbel die angenehmste Erinnerung an diesen Tag. Er war „sehr

herzlich und liebevoll, als ob wir alte Freunde wären, nicht starr und kalt, wie die meisten ihn finden und wie ich ihn 1836 auch fand." „Freue mich", setzt Hebbel lakonisch hinzu, und Kuh weiß von dem Behagen zu berichten, mit welchem Hebbel jenen Besuch geschildert habe. Es ging ihm mit Uhland besser als seinem Freunde und Gönner Oehlenschläger, welcher sich im nächsten Winter gegen ihn schwer über Uhlands Unnahbarkeit beklagte, die er bei seinem Besuch in Dänemark trotz aller herzlichen Aufnahme (ein genauerer Kenner Uhlands hätte gesagt: eben durch diese gedrückt und in Verlegenheit gebracht) gezeigt habe und die ihm Oehlenschläger als Hochmut auslegen wollte.

Es scheint nicht, daß die beiden Dichter einander später noch gesehen haben. Aber einen alten Plan führte Hebbel doch noch aus, indem er, als im Jahr 1857 die dritte Ausgabe seiner Gedichte als Gesamtausgabe, diesmal bei Cotta, erschien, dieselbe „dem ersten Dichter der Gegenwart Ludwig Uhland in unwandelbarer Verehrung" zueignete. Nur fragte er diesmal nicht erst um Erlaubnis an. Der Brief, mit dem er die Zusendung des Widmungsexemplares begleitete, redete von der durch alle Zeiten hindurch dauerhaft gebliebenen Verehrung des Schreibers gegen Uhland. Diese Verehrung sei ihm geblieben, während er so vieles andere im Laufe der Zeit habe fallen lassen müssen. Vielleicht möge es für Uhland, der so vielen Wandel der Dinge leidend und thätig durchgemacht habe, ein wohlthuendes Gefühl sein, auf ein solches Beharren im Wechsel zu stoßen. Uhland hat sich für die Sendung und Zueignung mit freundlichen Worten bedankt.

Ein schöner und freundlicher Ausklang! Aber das Gefühl läßt sich doch nicht überwinden, dem Hebbel selbst nach Uhlands Tod Ausdruck gegeben hat: „das persönliche Verhältnis war unfruchtbar". Es war, wie ich gleich anfangs betont habe, durchaus einseitig. Man kann nur wünschen, daß aus Uhlands Nachlaß irgend etwas bekannt gemacht werden möge, was auf seine Auffassung Hebbels, auf sein Verhältnis zu ihm einiges Licht werfe; wahrscheinlich ist es aber keineswegs.

Es ist bekannt, wie wenig der persönlicher Freundschaft so sehr zugethane Uhland von litterarischer Zuneigung oder Abneigung gezeigt hat. Die Zeit der muntern, auch zu aggressivem Vorgehen geneigten Jugend, in welcher er als wackerer Romantiker gegen die „Plattisten" des Morgenblattes turnierte, ging schnell vorüber. Unter seinen Gedichten sind fast gar keine mit litterarischen Beziehungen; wenn man das mindestens ebenso sehr aus persönlicher als aus litterarischer Teilnahme hervorgegangene Gedicht auf Wilhelm Hauffs Tod abrechnet, so bleibt nur ein Gedicht, das eine bestimmte Person aus dem Reich der Poesie zum Gegenstand hat, die „Münstersage". Ganz von ferne und nebensächlich wird das Litterarische in einem halben Dutzend anderer Gedichte gestreift. In Uhlands Briefen ist unendlich wenig über andere Dichter zu finden; auch die Ausbeute aus seinen Bemerkungen in dem Tübinger Stilistikum ist, was die Urteile über andere Dichtergrößen betrifft, sehr klein. Als Tieck einmal mit Uhland zusammentraf und ihn fragte, wer denn wohl am meisten auf seine Poesie einge-

wirkt habe, mußte er sich zur Antwort geben lassen: außer den alten Rittergedichten und Goethe eigentlich Niemand. Jungen Poeten des verschiedensten Kalibers trat Uhland mild kritisierend, freundlich aufmunternd, aber stets mit der Reserve gegenüber, die er sich in allen nicht-politischen Dingen zum Grundsatz gemacht zu haben scheint; er hat keinen mit einem Fußtritt aus den Wolken geworfen und keinen zu eitler Selbstüberhebung gereizt. Auch wo er lobt und warm lobt, wird man keinen Anlauf zu genauerer ästhetisierender Begründung des Lobes genommen finden, während doch seine allgemeinen Bemerkungen im Stilistikum beweisen, daß ihm die Fähigkeit zu ästhetischer Analyse und Kritik gar nicht abging. Es muß bei ihm eine Art von Maxime oder doch naturgemäße Abneigung gegen alles, was als Orakel- und Koterie-Wesen erscheinen konnte, gewesen sein, daß er so wenig als möglich lobend oder tadelnd über andere Dichterindividualitäten sprach.

Wenn man das bedenkt und dazu nimmt, wie gering überhaupt das Interesse ist, das Uhland in späteren Jahren, zumal nach seiner Amtsenthebung, zeitgenössischen litterarischen Dingen entgegengebracht hat, so wird man nicht erwarten, daß er es Hebbel gegenüber anders gemacht habe. Die Verehrung, welche dieser ihm entgegenbrachte, mag ihm wohlgethan haben; aber sie war ihm nichts Ungewohntes, und sie konnte ihn, wie in so vielen andern Fällen, nur noch mehr in sich zurückdrängen. Ja, man möchte sagen, es will viel heißen, daß Uhland eine ganze Anzahl von Hebbels Gedichten besonders gerühmt und herausgehoben,

daß er sich zum Vermittler für den Verlag, wenn auch ohne Erfolg, gemacht hat: so gut ists jedenfalls nicht vielen geworden. Von dem Besuch in Hamburg wußte Hebbel zu erzählen, daß Uhland mit Vergnügen sich einzelner von jenen Gedichten erinnert und lächelnd dazu genickt habe.

Auf die lyrischen Gedichte hat sich aber Uhlands Anteil an Hebbels Poesie jedenfalls beschränkt. Daß er sich mit Hebbels erzählenden Werken, mit seinen ästhetischen Aufsätzen oder mit seinen Dramen irgendwie näher befaßt habe, ist kaum anzunehmen. Und noch weniger ist zu glauben, daß die letzteren, die den Höhepunkt von Hebbels Dichtung darstellen, ihm irgendwie zu besonderer Befriedigung gereicht hätten — falls er sie kannte. Die ganze Art liegt der seinigen zu fern. Diese Konzentrierung des dramatischen Stoffes in einer fast noch über Lessing hinaus gehenden epigrammatischen Weise, das Aufsuchen von ganz besonderen psychologischen und sittlichen Problemen, dazu die ausgeprägte Hinneigung zu sexuellen Fragen: das alles war jedenfalls nicht nach Uhlands Sinn. Man braucht selbst kein Titane zu sein, um titanisches Streben begreifen und würdigen zu können; aber wenn man allem gesteigerten Wesen, allem hero-worship so ferne steht wie Uhland, so wird man jenem Streben wohl nicht anders als verneinend gegenüber stehen können. Auch Hebbels Gegenstände konnten wenig anziehendes für Uhland haben. Die heilige Genoveva hätte höchstens dem eifrigen Romantiker um 1810 genehm sein, die Nibelungen für den Verehrer der deutschen Heldensage eine Anziehungskraft haben können — es ist mir übrigens

auch von irgend einem Interesse Uhlands für Geibels Brunhild nichts bekannt geworden —: aber als die Nibelungen erschienen, war Uhland nur noch um eines halben Jahres Länge von seinem Grab entfernt.

Man kann sich fragen, ob denn andererseits nicht in Hebbels Werken irgendwie sich der Einfluß des hochverehrten Uhland verspüren lasse. In den dramatischen nun wohl gar nicht; aber auch in den lyrischen wird man schwerlich viel direkten Einfluß Uhlands wahrnehmen. Am meisten in negativer Beziehung. Kuh hat nicht unglücklich darauf hingewiesen, daß Hebbel wohl am meisten durch die Lektüre Uhlands von der Rhetorik seiner ersten poetischen Versuche erlöst worden sei: „weil die dichterische Breite und Unbestimmtheit den ratlosen Anfänger irregeleitet haben, so weist er auch im Genusse der eroberten Kürze und schlagenden Bildlichkeit alles Lockere und Beredsame der Kunst als einen verdächtigen Ueberfluß von der Hand und bringt sich dadurch nicht selten um den Zauber einer leichten und beschwatzenden Darstellung, welche das Wesentliche und Notwendige mit gefälliger Schönheit überspielt". Soweit sich das auf die dramatische Dichtung Hebbels mit beziehen soll, wird man wohl besser an Uhlands Statt Heinrich von Kleist nennen, dessen unermüdlicher Vorkämpfer Hebbel gewesen ist, zu einer Zeit, da die Anerkennung dieses eminenten Dramatikers noch nicht Modesache war: jene Charakterzüge sind auch die Kleists, und man wird überhaupt nach Tugenden und Fehlern keine zwei näher verwandten Dramatiker nennen können, als ihn und Hebbel. In Beziehung auf

die lyrische Dichtung wird man Uhlands Beispiel und Einfluß gelten lassen dürfen. In der That wird man beim Durchlesen von Hebbels Gedichten kaum einen andern als eben Uhland finden, der sich als Pathe für diese Geisteskinder hätte stellen können. Aber auch diese Aehnlichkeit ist eine nur von ferne erscheinende. Bedeutende Männer assimilieren die geistige Speise ihrem Organismus; und speziell Uhlands Lyrik hat so gut wie gar keine von jenen hervorstechenden stilistischen Eigenheiten, welche mehr als der Geist eines Dichters die Beute seiner Nachahmer zu werden pflegen. Gewiß verdanken ihm seine schwäbischen Nachfolger das beste ihrer poetischen Wesenheit; aber bei keinem von den wahrhaft begabten unter ihnen ist eine direkte Nachahmung Uhlands wahrzunehmen.

Jedenfalls, wenn wir einen Einfluß von Uhlands Lyrik auf die Hebbels konstatieren wollen, so kann es nur ein höchst vorteilhafter sein. An Originalität und centraler Lebensgewalt mit seinen dramatischen Schöpfungen nicht zu vergleichen, sind Hebbels Gedichte auch reiner von Abstoßendem und Unbefriedigendem als jene. Der blendende Glanz, welcher Gedichte von minder bedeutendem Gehalt, aber von jenem Reiz der Form, der in der Lyrik zunächst wirksam wird, in den Vordergrund gerückt hat, jener Glanz fehlt Hebbels Gedichten zumeist. Aber sie haben dafür eine stille Wärme und ein tieferes geistiges Interesse, welche sie über die flimmernden Erzeugnisse der von der Zeitgunst getragenen Lyrik emporheben. Darf ich sie zum Schluß mit denen eines andern, nicht sehr viel älteren Dichters ver-

gleichen, der als ein vereinsamter Greis noch vor kurzem unter uns gelebt hat, der auch, wie Hebbel, für seine gedankenreichen, in der Form groß und edel, wenn auch nicht glänzend und gewandt ausgeführten Gedichte die wohlfeil zu erringende und doch schwer zu entbehrende Gunst eines weiteren Publikums nicht gefunden hat? Ich meine Gustav Pfizer. Auch er hat Uhland dankbar seinen Lehrer genannt und darüber Goethes abweisendes Urteil erfahren, das ihm nur bei denen schaden kann, die nun einmal Scheuklappen vor den Ohren haben und dem Zügel des Altmeisters gedankenlos und willenlos folgen. An geistiger Vertiefung und bedeutender Auffassung sind beide Dichter einander ebenbürtig; und es ist kein Zufall, wenn bei der Lektüre von Hebbels vielleicht bedeutendstem Gedicht „Der Bramine" auch ein Freund, dem ich es zu lesen gab, von selbst den Namen Pfizer genannt hat. Hoffen wir, daß so redlich gemeinte, so ernst und groß gedachte Poesie unserem Volke auch in weiteren Kreisen nicht für immer verloren sei!

Mörike, Ludwig Bauer und Waiblinger.

Justinus Kerner hat sich satirisch darüber geäußert, daß man immer von einer schwäbischen Dichterschule rede. Mit Recht, sofern die bedeutenderen unter unsern Dichtern in keiner Weise stärker von Uhlands Vorbild beeinflußt sind als andere deutsche Poeten, schwache Nachahmer aber sich überall und immer an die Fußsohlen eines Großen heften. Richtiger war das Bild, das Friedrich Strauß gebrauchte, wenn er von der „schwäbischen Dichterstaude" redete, welche es liebt, zu verschiedenen Zeiten dreiblätterige Triebe sprießen zu lassen. Es ist ganz richtig, man kann die signifikanteren Erscheinungen unserer schwäbischen Litteratur seit dem Beginn unseres Jahrhunderts in Gruppen zusammenfassen, welche je durch ein Jahrzehnt oder auch zwei von einander getrennt sind, was die erste und epochemachende Erscheinung betrifft. Gleich in den ersten Jahren des Jahrhunderts sind Kerner und Uhland als Lyriker aufgetreten und von 1811 bis 1815 sind in Kerners Reiseschatten, seinen beiden Almanachen, Uhlands Gedichtsammlung die Proben ihrer poetischen Begabung und Richtung erschienen. Unter der jüngeren Generation eilt dann der frühreife Waiblinger seit

1821 mit seinen Veröffentlichungen voran, um schon 1830 mit seinem frühen Tode abzuschließen. Anfangs der zwanziger Jahre beginnen auch Ludwig Bauer und Mörike ihre poetische Produktion, treten aber erst seit 1828 in die Oeffentlichkeit. Damals erschien „der heimliche Maluff“ von Bauer, 1836 sein Alexander, der Maler Nolten 1832 und die Gedichte Mörikes 1838. Man kann, wenn man will, eine dritte Gruppe unterscheiden, indem man an die politische Dichtung und den Zeit- und Volksroman erinnert, welche seit den vierziger Jahren auch in Schwaben in den Vordergrund treten: Ludwig Seeger, Herwegh, Auerbach; doch ist diese Gruppe nicht nur zeitlich, sondern namentlich auch persönlich minder scharf abzugrenzen, da besonders Hermann Kurz, der vielseitig begabte, zwar von Mörike seinen Ausgang genommen hat, aber durch persönliche, politische und litterarische Verbindung in den engsten Zusammenhang mit der Zeitbewegung gekommen ist.

Es fehlt nicht ganz an Merkmalen, welche die Poesie Mörikes und seines Kreises von der der älteren Generation scheiden. Als das hauptsächlichste dürfte man die lebhaftere Bewegung und größere Subjektivität bezeichnen; auch die Neigung zum Scherz, der gern phantastisch-romantische Formen annimmt. Insbesondere aber erscheint diese zweite Generation, wie schon früher einmal erwähnt wurde, weit mehr von dem Studium Goethes, in zweiter Linie auch Shakespeares, durchdrungen. Es ist freilich keinem zu verübeln, wenn er auf jene subjektiven Merkmale nicht allzuviel geben will; wenn er darauf hinweist, daß Bauers Poesie

an Ruhe und Leidenschaftslosigkeit der Schwabs und Uhlands gleichkommt, daß andererseits bei Kerner, in sehr beschränktem Maße auch bei Uhland, das Phantastische seine Rolle spielt. Spezifisch für Mörike und Bauer dürfte aber sein, daß die Romantik sich bei ihnen in klassizistischer Form zeigt, eine Mischung, die einen großen Teil des spezifischen Reizes von Mörikes Gedichten ausmacht, wie sie wiederum manchen verhindert, ihnen näher zu kommen.

Man wird aber gut daran thun, festzustellen, daß es sich hier in der Hauptsache um persönliche Freundschaften handelt, welche sich zum Teil mit gemeinsamer litterarischer Richtung verknüpfen, daß aber die Individualitäten der einzelnen Dichter sehr verschieden sind. Es läßt sich kaum eine größere fundamentale Verschiedenheit des menschlichen Charakters denken als zwischen Uhland und Kerner; in minderem Maße sind auch Schwab und Karl Mayer — denn dieser vierte im Bunde, der Uhland menschlich und politisch am nächsten stand, sollte nicht vergessen werden — wieder eigentümliche Persönlichkeiten. Und doch ist der Unterschied der poetischen Individualität zwischen Mayer, Schwab und Kerner etwa ein viel größerer als zwischen Uhland und Kerner, welche litterarhistorisch einander sehr nahe stehen, wenn auch der ästhetische Eindruck ihrer Poesien verschieden ist. Ebenso bei den Jüngeren. Waiblinger ist nach Persönlichkeit und Begabung den andern ziemlich fremd; auch Mörike und Bauer sind qualitativ kaum minder verschieden, als in dem Maß der Begabung. Am meisten Verwandtschaft zeigt Hermann Kurz in seinen früheren Werken mit

Mörike; hier aber liegt, wie wir jetzt besonders durch ihren Briefwechsel wissen, bewußte Anlehnung des Jüngeren vor, wie bei Schwab in seinen älteren Sachen ein solche an Uhland.

Dagegen sind die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Waiblinger, Bauer und Mörike eine Zeit lang sehr eng gewesen und zwischen den beiden letzten es auch geblieben. Sie beide sind wohl eben durch Waiblinger zusammen gekommen; jedenfalls ist Mörike zuerst mit Waiblinger in Berührung gestanden. Ich bin im Stande gewesen, für den Verkehr dieser beiden, sowie für die spätere Lösung des Verhältnisses zwischen Bauer und Waiblinger einige briefliche Mitteilungen zu benutzen. Aus dem Nachlasse von Eser, dem treuesten Freunde Waiblingers, hat die öffentliche Bibliothek in Stuttgart vor Jahren Briefe an Waiblinger und andere Papiere erworben; die Briefe Mörikes und Bauers habe ich dem Folgenden zu Grunde gelegt. Leider ist mir über die Briefe Waiblingers an beide nichts bekannt geworden — Bauers Korrespondenz scheint seit der Herausgabe seiner Schriften (1847), in denen ein halbes Hundert seiner Briefe abgedruckt ist, verloren zu sein.

Die Bekanntschaft Mörikes mit Waiblinger datiert vom Sommer 1821. Zwar ist Waiblinger schon vom Frühjahr 1819 bis zum Frühjahr 1820 auf der Schreibstube des Oberamts in Urach beschäftigt gewesen, wo Mörike von 1818 bis 1822 als Seminarist lebte. Aber damals haben

sie sich wohl noch nicht gekannt. An Ostern 1820 kam Waiblinger als Schüler in das Stuttgarter Obergymnasium. Dort hat er sich, erst sechzehnjährig, schon viel mit der Poesie und dem Theater zu schaffen gemacht und ist gleich im nächsten Jahr vor das Publikum getreten. Mörike und Hartlaub, schon damals befreundet, müssen sich im Jahr 1821 an den gleichaltrigen Waiblinger von Urach aus brieflich gewandt haben, es galt wohl die Bitte um litterarischen Rat. Waiblinger hat darauf freundlich geantwortet, und mit dem Dank dafür beginnt Mörikes erster erhaltener Brief vom 27. Oktober 1821. An Ostern 1822 müssen beide in Stuttgart zusammen gewesen sein, wo Mörikes Familie lebte. Dann kamen beide im Herbst nach Tübingen. Es sind im ganzen acht Briefe Mörikes an Waiblinger erhalten, von denen nur die zwei frühesten, beide noch von 1821, datiert sind. Ich habe einen ganz unbedeutenden weggelassen und gebe nun die sieben andern in der Reihenfolge, die mir am wahrscheinlichsten scheint. Die Orthographie habe ich geglättet und einige Stellen ohne Bedeutung weggelassen. Die Briefe werden wohl verdient haben, mitgeteilt zu werden, denn sie zeigen Mörikes Individualität schon ganz ausgeprägt und geben auch Kunde von seiner Lektüre in der Uracher Seminarzeit. Die zunächst folgenden sechs sind in Urach geschrieben.

I.

Samstags den 27. Oktober 1821. Nachts. Urach.

Länger, verehrter Freund, säum' ich nun nicht mehr Ihnen für ein unerwartet freundliches Schreiben, das Hart-

laub und ich vorigen Sommer erhielt, zu danken und Sie der innigen Freude zu versichern, die mir der liebe Gruß gewährte. Freilich mag es Ihnen bei dieser Versicherung auffallen, wie eine Erwiederung und der herzlichste Dank so lange ausbleiben konnte; glauben Sie mir aber jenes dennoch! Dann verzeihen Sie mir vielleicht zugleich auch das letztere. Als ich Ihren Brief gelesen, war es fest bei mir beschlossen, ihn gleich am folgenden Tage zu erwiedern, daran wurd' ich aber gehindert und nun ward es eben verschoben, bis ich am Ende den Mut nicht mehr recht hatte. Besonders schätzbar mußte uns auch der Blick sein, den uns jenes Schreiben in Ihre poetische Eigentümlichkeit gewährte, die Freundlichkeit, mit der Sie auf das Schöne und Gute hinwiesen. Sie rekommandieren uns den Jean Paul — leider hatt' ich noch nicht viel Gelegenheit, diesen originellen Schriftsteller näher kennen zu lernen, außer aus Sentenzensammlungen (namentlich: „Sentenzen für Humanität und Menschenbildung aus Jean Paul, Hippels Schriften, aus Dya-Na-Sore u. s. w." und „Akkorde der deutschen Klassiker", der „Alemannia" von Preuß u. s. f.) — Almanachen und dergleichen; — ferner empfehlen Sie uns die Wanderjahre, auch sie hab' ich trotz meines Bemühens noch nicht bekommen — doch, von diesem Gegenstande, wenn es vergönnt ist, künftig mehr.

Was nun die Bemerkungen betrifft, die wir Ihnen „aus unserm geheimsten Archiv" mitteilen sollen, so muß ich gestehen, daß ich für diesmal dieser Forderung nicht entsprechen kann, namentlich weil sie eben so weit umfassend

ist, als sie billig sein mag, doch hoff' ich, Sie sollen mich mit der Zeit schon mehr kennen lernen, so wie ich wünsche, Sie möchten einstweilen die Bemerkung aus meinem geheimen Archiv, daß ich Ihnen, seitdem ich von Ihnen gehört, im Stillen zugethan war, freundlich aufnehmen. Am Ende der letzten Vakanz (denn ich war die wenigste Zeit zu Stuttgart), war ich in Ihrem Hause, Sie zu besuchen, hörte aber, daß Sie abwesend wären; ich tröstete mich der Hoffnung, Sie bald — entweder hier oder in den Weihnachtsfeiertagen zu Stuttgart zu sehen. Wie würd' es mich freuen, recht bald wieder ein Briefchen von Ihnen zu erhalten oder gar eine Mitteilung einiger Stücke Ihrer Poesien!

In dieser Hoffnung und mit Wiederholung meiner Achtung und Liebe verbleibe

Ich
Ihr Freund
Eduard Mörike.

II.

Urach, den 20. Dezember 1821.

Vielen Dank für deinen lieben — unverdient schnell erfolgten Brief; was du darin in Beziehung auf die Beantwortung deiner Schreiben verlangst, bin ich recht gerne gesonnen, nach Möglichkeit zu erfüllen, was aber deinen Wunsch, uns in den Weihnachtfeiertagen gegenseitig zu sehen und zu sprechen betrifft, so muß ich dir mit eigenem größtem Unwillen die Unmöglichkeit hievon kund thun. Kürzlich nämlich ward ich rheumatischer Umstände wegen auf mehrere Tage ins Bett gesprochen, worauf mir denn gestern —

trotz meiner ziemlichen Erholung — eine Professor-Stimme unfein vorbeugend ins Ohr geraunt hat: bei mir könne natürlich von Reiseplanen nicht die Rede sein. Und so mußt' ich mich ungeachtet des förmlichsten — allemal hiezu erforderlichen Einladungsschreibens bescheiden. Ich verschluck's, in der Hoffnung, daß wir doch in Bälde so oder so zusammenkommen müssen. Die Pause, die rücksichtlich der Lebhaftigkeit in unserem Kloster die Tage entstehen wird, macht wohl, sofern sie nicht zu lange dauert, einen angenehmen Eindruck auf mich — und wenn du vollends wolltest, daß mir in der Zeit ein Tagbuch [1]) oder dergleichen etwas zukäme!

Die beiden ersten Bände von Dichtung und Wahrheit hab ich nunmehr gelesen. Sie hatten eine wunderbar anmutige Wirkung für mich. Es thut Einem wohl, den Großen so menschlich zu sehn; man meint keine Ursache zur Schüchternheit vor ihm zu haben, fühlt sich ihm näher gebracht, wenn man hier liest, wie er so umgänglich und menschlich war — an Jedem in seiner Umgebung findet er etwas Gutes. Heut sagte Einer, der das Buch vor sich hatte, zu mir, er wisse nicht, das Ding sei eigentlich doch ein * * *. Nicht wahr, der hatte wohl von dem Ahndungsvollen nichts verspürt, wovon das Gemüt bei Schilderung des altertümlichen Vaterhauses oder der Empfindungen, die der Knabe beim Anschau'n von den ehrwürdigen Dingen hatte, — eingenommen wird?

*
* *

Jene also war eine Frau? ich begreif's nicht; wenig-

stens schrieb ich all' jene Worte ganz aus mir heraus, so wie mir die Erscheinung noch gegenwärtig war; es müßte denn meine Phantasie vom Wunsche deine Valerine [2]) gesehen zu haben, gleichsam bestochen, mir falsch diktirt und das wahre Bild, d. h. das einer Frau, aus dem Sinne gerückt haben.

Vorgestern Nacht sah ich dich träumend im Zimmer eines Stuttgarter Wirtshauses mit vielen anderen Leuten, worunter ein großer Teil Gymnasisten und Uracher und andere Studenten, namentlich aber Ludwig Uhland war. Du hattest so ziemlich das Ansehen eines der letzteren, und erschienst mir gar nicht in der Gestalt, der ich mich von hier aus noch an dir erinnere; du sprachst wenig — warst noch nicht bekannt mit mir, doch sah ich in ein Buch hinein, das du mitgebracht hattest. Uhland so wie Matthisson sah ich, ungeachtet ich es sehr wünsche — und auch etwas verwandt mit dem erstern bin, noch nie mit Wissen. (Haug [3]) hingegen, der dir ja auch lieb ist, sprach schon öfters mit mir im Garten meines Oheims [4]), auch erinnere ich mich einiger Bonmots, die er mir gesagt.) Du glaubst nicht, mit welcher Stimmung ich einen solchen Mann betrachten würde. — Aber noch einen Traum hätt' ich damals — der mir traurig zeigte, was ich schon seit ½ Jahre weiß. Ich nannte einst ein Wesen mein, wie du eines dein nanntest — dir wards genommen, aber du hasts noch. Ich hab's auch verloren aber trauriger, — denn zu einem andern ists übergegangen — —

Ich eile nun, den Brief — der dir eigentlich blos

sagen sollte, daß ich die Feiertage hier zubringen muß — auf die Post zu fördern.

Lebe wohl! Schreib, was noch nicht geschrieben ist, oder schick, was du schon geschrieben.

Geküßt von deinem

Mörike.

1) Ueber Waiblingers ausführliches Tagbuch siehe seine Werke, besonders den siebten Band.

2) Eine Jugendliebe W.'s, die eigentlich Philippine hieß; s. W.'s Werke 1, 103 ff.

3) Der Epigrammatiker.

4) Des Präsidenten Georgii in Stuttgart.

III.

Nicht lange nach unserer Rückkunft.

Du bist nun wieder fort! und jetzt, da du's bist, treibt mich's recht eigentlich, dir alsbald ein Schreiben nachzusenden, wenns auch nicht groß ausfallen sollte.

Vor allem wünscht' ich dir den Eindruck zu vergegenwärtigen, den dein Besuch bei mir zurückgelassen hat; doch, müßt' ich nicht besorgen, nicht ganz verstanden zu werden? aber das halte du für wahre Herzenssprache, daß ich dich ungemein — ungemein lieb gewonnen habe, daß ich dir um den Hals fallen möchte, dir guter Kerl! Und in Wahrheit, dein Hiersein hat einen guten, schönen Entschluß neu bei mir belebt. —

Wie bist du hinuntergekommen?

Nachmittags, wo in der Geschichtstunde einigemal der Städtenamen Waiblingen genannt wurde, konnte meine Hand beim Nachschreiben das r nicht los werden, auch während

unseres eiligen Heimkehrens zum Kloster sprachen wir immer von dir.

Schick doch bald dein Tagbuch wieder, und schreibe etwas eigenes auf beiliegendes Blättchen, das in mein Stammbuch gehört; ich meine, etwas von dir — nicht wahr? Auf die Hinterseite mach mir den versprochenen Namenszug von Goethe .....

Beiliegendes Liedchen leg ich bei [1]), damit du etwas mehr zu lesen hast, als dir dieser Brief allein gäbe. Es entstand kurz vor deiner Hieherkunft auf eine üble Nachricht und das, daß es mir aus der Seele floß, ists allein, was dieser Kleinigkeit einigen Wert gibt; die Hütte ist dieselbe, von der ich dir schon gesagt.

Lebe wohl und liebe mich.

Dein

Eduard Mörike.

(Beigesetzt von anderer Hand:)

Ein Unbekannter, der Sie schätzen gelernt, entbietet Ihnen seinen herzlichen Gruß.

B.......n.

[Bruckmann.]

1) Ist verloren; unter Mörikes gedruckten Gedichten ist keines, das ich mit diesem zu identifizieren vermöchte; die „Hütte" ist jedenfalls dieselbe, welche in dem „Besuch in Urach" erwähnt wird; aber dieses Gedicht ist erst von 1827.

IV.

Lieber Waiblinger, ich schreibe dir! — Der Anfang deines Briefs machte mich über einen Gedanken ruhig, der

mir lange im Kopf umging und mir die Rückerinnerung an deinen hiesigen Aufenthalt fast verkümmerte. Du hast mir in deinem Brief gezeigt, daß du mich jetzt wieder aus der Gestalt herausfinden könnest, in der ich dir damals erschienen bin. Das ist ein wunderlicher, aber schon tausendmal von mir verfluchter Zug, daß ich, aus einer dunkeln Besorgnis, ich möchte dem Freund oder Bekannten, den ich zum erstenmal oder auch nach langer Zeit wieder sehe (der aber im ersten Fall schon von mir gehört haben muß), in einem ungünstigen Licht erscheinen, blitzschnell aus meinem eigentlichen Wesen heraustrete. Das ist schon so eingewurzelt bei mir, daß ich diese Maske fast bewußtlos annehme und so den Freund abhalte, mir frei, mit warmem Zutrauen entgegenzukommen, mithin keinem von beiden, am wenigsten mir selbst damit diene. Dabei ist mir nicht wohl zu Mute, es drückt mich immer; es ist, als wär' ich in einen neblichten Duft halb eingeschleiert, als stünde der Freund klar und wahrhaft mir vor Augen, wo ich mich ihm dann so gerne ganz offen und unbefangen zeigen möchte, je mehr ich ihn liebgewinne und bemerke, daß er so mich nicht lieben kann, da möcht' ich ihm gerne mit Thränen mein Inneres aufschließen, das von Wunden blutet — aber ich kann nicht mehr aus dem Schleier herausspringen, ich scheue mich vor ihm und zürne wütend über mich selber; und dieser Zwiespalt, diese Unzufriedenheit mit mir steigt dann aufs Höchste, wenn der Geliebte fort ist — ich brenne, ihn noch einmal zurückrufen zu können, um ihm das unechte Bild aus dem Herzen zu reißen. — Aber genug! Laß dich jedoch nicht

reuen diesen psychologischen Exkurs gelesen zu haben, aber schließe nicht weiteres aus ihm, du könntest — auf meine Gefahr — leicht fehlgehen!

Ich freue mich unbeschreiblich auf dein Trauerspiel [1]), denn deine Gedichte — wenige und namentlich das von Weihnachten ausgenommen — lassen mich noch zu keinem entschiedenen Urteil kommen. Es war vor Kurzem davon die Rede, ob und wie sich die Geschichte von Heloise und Abälard zu einem Trauerspiel nehmen ließe; gib uns deine Meinung. Das begreift sich wohl, daß das Historische nicht zureichte und keine eigentliche Katastrophe zuließe.

Was für ein Entschluß das war? Der wars, daß ich schaffen und mich regen will! Ist er nicht groß genug, und wert, daß du ihn veranlaßtest?

In unsere Hütte führte ich dich darum nicht, weil ich um dein Pedal wußte. Gestern las ich eine Stelle aus Novalis, die mich an dieses mein Sorgenfrei erinnerte [2]). „Eine Liebe zu einer leblosen Sache ist wohl gedenkbar, auch zu Pflanzen, Tieren, der Natur, ja zu sich selbst. So entsteht ein höchst geistiger und sinnlicher Umgang und die höchste Leidenschaft ist möglich — — Die Geheimnisse dieses Umgangs sind noch sehr unbeleuchtet.“ — Eine gewisse Einsamkeit scheint dem Gedeihen der höhern Sinne notwendig und daher muß ein zu ausgebreiteter Umgang der Menschen mit einander manchen heiligen Keim ersticken und die Götter, die den unruhigen Tumult zerstreuter Gesellschaften und die Verhandlung kleinlicher Angelegenheiten fliehen, — verscheuchen. Lieber, in der abgeschiedenen Zelle bei diesem

brennenden, freundlichen Lichte — da, ich kann dirs nicht nennen, wie ich mich da fühle. . . . . .

Wirklich [3]) thut die Musik eine unbeschreibliche Wirkung auf mich — oft ists wie eine Krankheit, aber nur periodisch. Ich sage dir, eine bewegliche, nicht gerade traurige Musik — oft eine fröhliche, kann mir manchmal mein Innerstes lösen, da versink' ich in die wehmütigsten Phantasien, wo ich die ganze Welt küssend voll Liebe umfassen möchte, wo mir das Kleinliche und Schlimme in seiner ganzen Nichtigkeit und wo mir alles in einem andern, verklärten Lichte erscheint. Wenn die Musik dann abbricht, möcht' ich in meiner Empfindung von einer hohen Mauer herabstürzen, möcht' ich sterben, so giengs mir damals bei dem herumziehenden Harfner. — — Viel Dank für das Stammbuchblättchen! Ungemein lieb war mir's, daß du oben hinschriebst: Seinem Mörike. . . . . .

Wirklich ist der Vicar of Wakefield in einer deutschen Uebersetzung unter uns; ich denk es so bald als möglich zu lesen. Der Grüßende [4]) ist Ernst Bruckmann aus Heilbronn — ein Freund von mir. . . . . .

Ich bleibe der deine

E. Moericke.

Mein älterer Bruder bat mich dringend, ihm etwas von dir mitzuteilen. Ich schick' ihm das Christtagsgedicht und die Sehnsucht [5]).

1) Von dramatischen Plänen Waiblingers in jener Zeit ist die Rede in seinen Werken Band 1, S. 101. 107. 109 f.; das „Trauerspiel" wird wohl am ehesten „Haß und Liebe" gewesen sein.

2) Mörike citiert unvollständig; die Stelle findet sich in N. Fragmenten; Schriften, 3. Aufl., Bd. 2, S. 141.

3) „gegenwärtig“, nach dem bekannten schwäbischen Sprachgebrauch.

4) im vorigen Brief; Ernst Bruckmann, geboren eine Woche nach Mörike, gestorben als Pfarrer in Trossingen 1878.

5) „Sehnsucht nach der Geliebten“, W.s Werke 7, 173 f., verfaßt 1821. Das Weihnachtsgedicht ist nicht in der Sammlung.

V.

Mein Lieber!

Hier senden wir dir den fünften Band deines Tagebuchs zurück, ich hab' ihn mit unendlich vielem Interesse gelesen, aber der Wunsch, das teure Mädchen einmal mit eigenen Augen zu sehen, ward nur um so größer. — — Du hältst gegen das Ende deines Buches einmal Rechnung mit deinem bisherigen Schicksal und gestehst selber, daß es dich reich beglückt habe — ich gesteh' es auch. .... Eh ich weiter gehe, geb' ich dir erst noch einiges auf deinen letzten Brief — deine Fragen zurück. Der eine von den beiden Versen, die ich dir jenesmal beigelegt, ist von Milton und steht über einer Ode bei Klopstock, der andere ist aus Ariost (nach Gries). Was die Lektüre des Calderon und Shakespeare betrifft, so hat mich der letztere, soweit er mir zugänglich war, am meisten durch Hamlet, den Lear und Macbeth entzückt und erschüttert. Vom ersteren kann ich nichts sagen, weil ich ihn so gut als nicht kenne.

Ich lese wirklich den Vicar of Wakefield und Millers Siegwart. Wahrlich, der Vikar ist etwas Herrliches. Siegwart ist fähig, mich zu bessern, das muß ich ihm danken. Manche Schilderungen widerstanden mir in etwas. Mit

jenem bin ich noch nicht bis zur Mitte gelangt; ich werde ihn vor der Vakanz noch einmal lesen.

Mein älterer Bruder? er ist gegenwärtig in Stuttgart bei meiner Mutter, nachdem er in Tübingen das Camerale studiert hatte. Du hast ihn wohl schon oft ohne ihn zu kennen auf der Bibliothek — dem Museum — oder im Theater gesehen. Stell dir keinen trockenen Cameralisten drunter, vor. Ich lieb ihn über alles. Sein Liebstes ist Musik, zwar ists schon längst noch ein anderer nicht minder schöner Gegenstand, der ihn begeistert.

Von Bruckmann sprech' ich dir gerne, wenn auch nicht so viel, als ich möchte. Wir waren anderthalb Jahr hier im Kloster, ohne daß wir uns um einander sonderlich viel bekümmerten, er war mir sogar eher zuwider als lieb — und nun — Einmal, da wir beide zufällig näher zusammen kamen, konnten wir uns bald recht wohl leiden und mochten uns darauf gar nicht mehr entbehren, und dieses, ohne daß ich merkte wie es zuging. Seine Unbefangenheit, Offenherzigkeit und sein arglos frommer Sinn, der ihm schon aus dem braunen Auge spricht, war mir stets das Liebste an ihm. Wir thaten uns dazumal alles Liebs und Guts, aber nach zwei Jahren, in denen unser Verhältnis immer innig geblieben war, gestaltete sich dieses auf eine festere und ernstere Art. Wir sahen uns tiefer in die Seele und schenkten einander das uneingeschränkteste Vertrauen. Manchen Abend nahm er mich mit dem wahrsten Gemüt, mit der treuesten Meinung und der ihm ganz eigenen Natürlichkeit bei Seite, wo er mit mir über unser Verhältnis

sprach, mir oft auch Vorwürfe machte, wenn ich etwas zu leichtsinnig war — er wurde mir der liebste Trost, wenn er mich betrübt sah — und dies thaten wir uns alles gegenseitig.

Er trägt einen Ring von mir, der unser gemeinsames Eigenthum ist, der aber an sich ohne die ihm gegebene Bedeutung wenig Werth hätte. Nie fand ich, daß er unredlich oder ungerade gewesen wäre; er ist treu und beleidigt niemanden ohne Noth. Früher war er mehr leichtsinnig als jetzt — er ists nimmer. In seinem Angesicht hat er etwas Anmutiges — Beruhigendes, besonders wenn er traurig ist. Ein gesunder Verstand so wie ein gewisses kräftiges und selbständiges Wesen offenbart sich sogleich. Ebenso äußert sich oft und ohne alle Affektation eine nicht gemeine Begeisterung fürs Vaterland und für seinen Dienst. Jahn verehrt und liebt er mit Recht. Für Sand hat sein Enthusiasmus in etwas abgenommen. Als er mir früher dessen Leben vorlas und an seine Abschiedsbriefe kam, weinte er heiße Thränen. (Ich mußte den Sand von jeher wegen seiner echten, guten Gesinnung lieben, ich gesteh' aber, daß so manch eisenfresserischer Studiosus mit ihrem kindischen Geschrei oder vermeintlichen Enthusiasmus, wie er sich besonders in Stunden des Weins bei manchem Lümmel, der nicht weiß was er will, in Lobeserhebungen Sands zu äußern pflegt —, mir das Gute und Wahre, das ich an dergleichen Dingen fand, verkümmerte, so daß mir nicht selten ein eigener Widerwille aufsteigt, wenn ich von Sand rühmlich sprechen höre.) Aus dem gewöhnlichen freien und muntern Betragen

Bruckmanns sollte man eher auf ein ziemlich gewöhnliches Gemüth schließen. In so fern fand ich manchmal einen kleinen Widerspruch zwischen mir und ihm, als er mir bei einzelnen Gegenständen, die ich mit entschiedener Vorliebe ergriffen oder geschildert hatte, weniger angeregt schien, z. B. bei manchem fremden Gedichte oder wenn ich von einzelnen mir eigenthümlichen Neigungen mit Eifer sprach.....

VI.

Es freut mich, lieber Waiblinger, an dich zu schreiben, und obwohl mir dies einiger Ersatz ist, so wäre mir doch zehnmal besser, könnte ich drunten sein bei euch. Ich kam, wie's allemal geht, guter Dinge hier mit meinen Begleitern und Freunden an, es war mir auch bis jetzt ganz wohl in dem gewohnten Kreise; was mich aber auf diesem Spaziergang, von dem ich eben heimkomme, angewandelt hat, ist nicht das, was sonst unter dem Namen Heimweh bekannt ist, und doch möcht' ich meine gegenwärtige Stimmung am liebsten so nennen. Das während der Ferien durch Zerstreuungen aller Art unterdrückte Bewußtsein ist wieder neu erwacht — verloren zu haben, was mir sonst mein Liebstes war. Sie [1]) hat mich wohl seit einiger Zeit nicht mehr so recht befriedigt, aber nun in meiner Alleinheit treten die alten Erinnerungen wieder vor mich hin, sie wird mir wieder viel lieber und anmuthiger, und ich glaube, ihr Unrecht gethan zu haben, wünsche, jetzt gleich zu ihr zu können, um alles wieder gut zu machen, womit ich sie in meiner falschen Meinung beleidigte. Lieber Freund! Daher kommt, wie

ich meine, meistenteils die Leere und Unruhe und Ekel in mir. Aber laß mich nur ganz machen! ......

Manchmal, wenn ich allein ausgehe und mir so manches aus der Vakanz zurückrufe, mach ich absichtlich Maurers [2]) Gang nach, wobei ich dich dann immer an meiner Stelle denke und laut lachen muß.

Merkwürdiges ist mir, seit ich dich nicht sah, nichts begegnet, als etwa, daß mich ein Offizier, der sich viel auf seine Bildung zu gute thut, verächtlich belächelt, wie ich ihm auf seine Frage, was ich am liebsten unter Schillers Werken lese, zur Antwort gab: den Wallenstein.

Schreib mir auch etwas von deinem Trauerspiel.

Leb wohl!

dein

M.

Viel Grüß' von Mährlen [3]) und nächstens woll er dir schreiben.

1) Wer diese Jugendliebe M.s war, weiß ich nicht.

2) Schauspielers in Stuttgart. Man ist versucht, an die späteren schauspielerischen Neigungen Mörikes zu denken, der zeitlebens ein vortrefflicher Recitator gewesen ist.

3) Dem spätern Professor am Polytechnikum in Stuttgart, † 1871.

Im Herbst 1822 kamen Waiblinger und Mörike zum Studium der Theologie nach Tübingen. Waiblinger trat dort alsbald an die Spitze einer Schar von Freunden und Verehrern, unter denen auch der ein Jahr ältere Ludwig

Bauer war. Waiblinger war den andern voraus nicht nur dadurch, daß er mehrere Jahre in Stuttgart gelebt und an dem damals sehr bedeutenden geistigen Leben der Hauptstadt teilgenommen hatte – konnte er sich doch rühmen, Gustav Schwabs Interesse erweckt zu haben —, sondern auch durch eine wirkliche Frühreife, die er freilich noch immer weiter zu stimulieren beflissen war. Der „Phaethon" erschien eben, als er die Hochschule bezog. Ein angehender Student Verfasser eines gedruckten Werkes, eines Werkes, das ganz bedeutenden Gedankenflug zu offenbaren schien — mußte der nicht jungen, empfänglichen und harmlosen Gemütern imponieren? Moritz Rapp, der die Gabe, nach dem Leben zu zeichnen, auch in seinen Erinnerungen an Waiblinger bewährt, hat eine sehr konkrete Schilderung aus der Studienzeit Waiblingers gegeben, deren Grundzug eben der ist, daß der junge Poet dem Kitzel der Eitelkeit nicht zu widerstehen im Stande gewesen ist. Den Jünglingen, die unverdorben und freiheitsdurstig den Bannkreis der Hochschule betraten, mußte ein solches Talent Bewunderung einflößen; erst allmählich ward ihnen das Vermögen zu Teil, tiefer zu blicken und die wahre, stille Genialität, wie sie einer von ihnen in sich trug, von derjenigen zu unterscheiden, die sich im Paradeexerzieren verbrauchte.

Zwei Jahre lang hat die Freundschaft zwischen Mörike, Bauer und Waiblinger jedenfalls gewährt. Der letzte Brief Mörikes an Waiblinger, der sich erhalten hat, ist nach der freundlichen Mitteilung, die mir Clara Mörike darüber gemacht hat, im Sommer 1824 in Stuttgart geschrieben, und

er zeigt das Verhältnis zu Waiblinger noch innig und warm, aber nicht mehr ganz wolkenlos. Nicht leicht hat Mörike die innersten Seiten seines Wesens irgendwo so geoffenbart, wie in diesem Briefe. Wir sehen aus demselben auch, daß er poetischen Austausch mit dem Freunde gepflogen haben muß, und erfahren, daß eine der phantastischen Erfindungen, in denen sich der junge Mörike gefiel, schon aus jener Zeit stammt. Es ist in dem Brief eine ganz deutliche Anspielung auf den „sichern Mann“ zu finden. Diese Figur, welche Mörike erst 1838 durch das bekannte Gedicht verewigt hat, gehörte, wie wir aus dem Maler Nolten wissen, dem Sagenkreis von Orplid an. Aber dieser ist erst 1825 von Mörike und Bauer zusammen erfunden worden; die Figur Suckelborsts hat also, ob unter diesem Namen oder nicht, schon vorher unabhängig davon existiert. Ich teile nunmehr den Brief Mörikes mit.

VII.

Lieber Getreuer. Wieder bin ich im Waldhäusle [1]) am frühen Morgen — alle meine Fenster laß' ich offen, damit ich dem frischen Regen, der immer kernhafter auf meine Bäume tröpfelt, fein behaglich zuhören kann. Nicht wahr, wir kennen uns sogar bis auf den Punkt von der Witterung — von der guten, wie von der bösen (! — Nein!) und daß es zuweilen höchst angenehm ist, wenn so der Tag recht früh mit Flößer-Stiefeln naß und melancholisch angerückt kommt. Dieser und dadurch gewissermaßen unser eigenes Wesen scheint dann einen bestimmten, geruhigen

Charakter zu bekommen, das Leben selber scheint, wie das Grün von Bergen und Bäumen, auf diesem sanften, aschgrauen Grund erst recht beachtenswert und innig. Unser Innerliches fühlt sich sonderbar geborgen und guckt wie ein Kind, das sich, mit verhaltenem Jauchzen vor dem nassen Ungestüm draußen, versteckt, mit hellen Augen durchs Vorhängel, bald aus jenem bald aus diesem vergnügten Winkelchen. O lieber Wilhelm (weil du ja den Namen schon lang nicht mehr wirst gehört haben, brauch' ich ihn, jedoch halb mit Scheu und Zaudern), wenn du jetzt hier bei mir auf dem Sopha meines Gartenhäuschens säßest und sähest die freundliche Dämmerung drin, — die leeren Stühle so etwas geistermäßig umherstehen, und den Regen draußen hart neben uns, — überall Ruhe und fast Wehmut! Dann, denke ich, müßt' es dir auch so sein, wie mir, wohl nämlich, bald weinerlich bald lustig —

Das Kind, davon ich dir vorhin sagte, würde dir liebreich ins Gesicht sehen, und du fragtest dich vielleicht leise, ists denn meine Vergangenheit oder meine Zukunft? Oder dächtest du — ob du nicht in der kurzen Zeit einen Traum gehabt, wo sich alle schönen Gestalten in Feuer und Qualm aufgelöst und dich zum Teil verlassen haben, zum Teil neben dir in den Schutt versunken, vergangen seien und daß nur das Kind aus dem Traum heraus in die Wirklichkeit dir nachgelaufen sei, verkörpert, — nicht von dir lassen könne und möge, der du so lebhaft und liebevoll von ihm geträumt. Aber das Kind schiene dir — mit einer Verwandlung jedoch — bekannt und einer jener versunkenen

Gestalten ähnlich zu sein, doch nicht sowohl körperlich, außer einer blauen, sanften Ader, die an den Schläfen durchscheint. Es redet nichts und bittet doch stille, daß du es zu dir nehmen, heimlich bei dir behalten sollst; und aus den Augen, wo Heiterkeit und Trauer in Einer einzigen, schon geweinten Thräne längst begraben und untergegangen sind, und wo nur noch Stille und Ruhe und Klarheit wohnen, siehst du manchmal in der hintersten Tiefe das Gewebe eines zweiten Traums hervorblicken, einer wundervollen, geheimen Rückwandlung in ein schon Gewesenes! —

Was soll ich weiter so fortfahren, wo du doch nicht bei mir bist und, was mit Schrift geschrieben ist, doch nur aussieht wie stumpfes Bilderwerk, während die Gegenwart Zweier es zur lebendigen Wahrheit erheben kann? Ich möchte jetzt doppelt so gerne um dich sein, da dir — ohne Vorwurf — ein Zweiter mehr sein muß als je und du ihm eben so viel willkommener, — warum sag' ich nicht edler auch? wenigstens denk ich mir's. — Vorhin — plötzlich und unerwartet ändert sich die Landschaft draußen; — so ists nur ein leichter Sommerregen gewesen und die helle Sonne liegt wieder auf Baum und Busch! Sogar mit meiner Stimmung ists dadurch schnell anders geworden; statt daß ich euch herbeiwünschte, möcht ich eher Flügel bekommen, um unter euch treten zu können, — ihr habt Freude und Leid droben [2]), mit dem ich in mehr als Einem Bezug so verwachsen bin, daß mich oft eine Angst befällt, wie wenn ihr mit einem von mir losgerissenen Teil, mit einem Substrat von mir magnetische Versuche triebet. Als ich gestern einen sehr in-

haltsreichen Brief von Flad[8]) bekam, überlief mich beim Oeffnen ein fühlbares Zittern; aber was die Nachrichten für einen Eindruck in mir hervorbrachten, kann ich dir nicht beschreiben. — Es ist überhaupt in meinem wirklichen Zustand ein besonderer peinlicher Zug, daß Alles, auch das Kleinste, Unbedeutendste, was von außen Neues an mich kommt — irgend eine mir nur einigermaßen fremde Person, wenn sie sich mir auch nur flüchtig nähert, mich in das entsetzlichste, bangste Unbehagen versetzt und ängstigt, weswegen ich entweder allein oder unter den Meinigen bleibe, wo mich nichts verletzt, mich nichts aus dem unglaublich verzärtelten Gang meines innern Wesens heraus stört und zwingt. Mit meiner ältern Schwester besonders und mit Klärchen treib ich mich um. Du begreifst nicht, welchen Einfluß jene auf mich ausübt und wie wir uns von ferne verstehen; ja sie hilft mir oft, ohne es nur zu wissen, dem Verständnis meiner selbst auf die Spur, wovon ich dir jetzt absichtlich nur ein höchst unbedeutendes Beispiel geben will: Tret' ich mit ihr in ein Zimmer, dessen Tapete und sonstiger Ausdruck mir neu und unterhaltend ist, und antworte ich auf ihre Frage „wie mir das alles gefiele?“ fast mit Entzücken über einen solch anmutigen Aufenthalt, so kann mich zwar ihre ganz entgegengesetzte Ansicht sehr frappieren; dennoch aber, während sie die einzelnen Gründe dagegen schnell und leicht anführt, wird mir die ganze Herrlichkeit auf einmal zu nichts, und ich finde, daß auch bei mir im Hintergrund eine Stimme ganz dunkel schon dagegen gewesen ist, die vielleicht nur durch das Bestechende irgend eines zu-

fälligen Reizes unterdrückt ward; und von jetzt an scheide ich mit lebhaftem Mißfallen von dem Zimmer, das um seiner sonderbaren geheimnisvollen Einsamkeit, ja sogar um des darin verbreiteten Geruches willen meiner gegenwärtigen Stimmung so sehr entsprochen hatte. Ich sehe nun auch wirklich das ein, daß selbst dieses Behagen an der mystischen Abgeschiedenheit bloß Selbsttäuschung war, kein reiner bleibender Genuß, nicht ein lauterer, sondern ein höchst unfreundlicher Eindruck.

Und so gehts durchweg, — in den bedeutendsten Lebensbeziehungen, so daß dieses oder jenes schöne Verhältnis, wie ich es bisher mit einem eigenen Gemisch von Lust und Unlust und darum nach meiner Art mit einem Uebergewicht der letztern betrachtete, nun, nachdem die Schwester mir's unwillkürlich von einer andern Seite gezeigt und mit treffenden Worten klar ausgesprochen hat, eine unbegreiflich günstige Aenderung für mich erlitten zu haben scheint, einen überaus liebreichen herzlichen Bezug für mich gewonnen hat. — Auf eine andere Art steh ich mit Klärchen, da ist die Bewunderung auf ihrer, — die Wirkung oder vielmehr der Betrug geht von meiner Seite aus, ich mache ihr tausend (jedoch unschädliche) Sachen und hohle Nüsse vor, wodurch sie außer sich selbst gesetzt wird und mich mit großen Augen ansieht; bis wohl auch zuweilen diese Bewunderung in ein lautes Schreien, Weinen und Hilferufen gegen das zitierte Geisterreich ausschlägt.

Vorgestern aber hatte ich die angenehmste Unterhaltung von der Welt mit ihr. Wir waren Morgens allein hier

und entdeckten eine zierliche Spinne am Gartenhäuschen, mitten in ihrem zarten, überaus vollkommenen Netz sitzend. Da fiel mir die Anekdote von Beethoven ein, die ich ihr zu wirklicher Rührung erzählte, und sogleich wollten wir auch einen musikalischen Versuch machen. Nun hat Klärchen ein kleines Kinderliedlein — (mir in ihrem Mund so lieb wie jede andere Arie), — daran die Melodie um der Unschuld, Einfachheit und Naivetät willen auf Kinderlippen etwas unwiderstehlich Liebes, Rührendes hat. Sie beugte mit Lächeln ihr Köpflein zu der Spinne nieder und sangs, mit einer Miene voll des herzlichsten Verlangens, dem Tierchen eine Freude zu machen. Und wirklich! es rührte die Füßchen wie zum Takt, so oft Klärchen wieder anheben mochte. Wir beide wurden wie bezaubert. Das Verslein heißt:

Führ mir mei Kindle
Im Wägele 'rum!
Führ mir's fein 'rum!
Und wirf mir's net um!
Daß i net um mei liebs Kindele komm'!

...... Zu guter Letzt zerriß ich — eben wie der Sichere [4]) — durch eine unvorsichtige Bewegung das Gespinnst, eine Sünde, die wir durch unaufhörliches Mückenfangen für die Spinne wieder zu versöhnen trachteten. Einmal sagte Klärchen mit fast zitternder Stimme: Ach Gott, jetzt kann se keine Mückla mehr fanga — sie ist jetzt vielleicht ganz nüchtern! — Mit unermüdlichem Eifer umspann die Spinne jedes Insekt, das wir brachten; da sie nun recht satt schien, sagte Kl.: Gelt du, jetzt hat sie vielleicht wieder Speichel

sammeln können, daß sie Fäden zieht? — Du! thät sie uns wohl danka, wenn se schwätza könnt? Ich machte ihr endlich weis, daß wir's durch Informieren und Unterricht wohl zum Reden mit ihr bringen könnten! Kl.: „Aber wie fangen wirs denn an?“ — Und nun gieng sie hin und rief laut: Sag: „Dank!“

* * *

Jetzt — seit gestern — haben wir das neue Logis in der Gartenstraße bezogen. Es wird vielleicht im Haus selber dem Bauer und Mährlen weniger gefallen — à propos noch eine Anekdote: Als in jener Zeit, wo bei uns überm Gespräch von einer Logis-Veränderung manches von Kammern, Küchen u. s. w. hin und her geredet wurde — besonders aber von Kammern — hatte Klärchen, nach Art meiner Mutter, wenn sie nach Wohnungsanzeigen suchte — eben eine Zeitung in der Hand und buchstabierte leise für sich. Dann rief sie vergnügt: Mama! sieh, da wär' auch vielleicht eine Kammer. Das war aber die Kammer der Abgeordneten in P[aris].

1) Ist weiter unten als „Gartenhäuschen“ bezeichnet, schon deshalb nicht mit der Uracher Waldhütte zu verwechseln.

2) In Tübingen. Mörike befand sich während des Monats August 1824 im Urlaub in Stuttgart. In diese Zeit wird unser Brief fallen.

3) Einem Altersgenossen Mörikes, der schon 1830 gestorben ist; vgl. Bauers Schriften S. XXI f.

4) Siehe oben im Text. Daß die „Geburt Orplids“ erst im Hochsommer 1825 stattgefunden hat, erhellt ganz deutlich aus dem Brief Bauers an Mörike vom 27. Juni 1826, Bauers Schriften S. XXIX. Dort ist von „des Bengels Collegium“ um 3 Uhr die Rede; Bengel hat aber nach den Vorlesungsverzeichnissen (außer

dem Wintersemester, das nach Bauers Angabe nicht in Betracht kommen kann) nur im Sommer 1825 zu dieser Stunde gelesen.

Wir wissen durch Strauß und andere, daß die Tübinger Freunde sich allmählich von Waiblinger abgewandt haben, der in maßlosem Streben sich selbst und andere mit zu verderben drohte. Kein Zweifel, daß sein Liebesverhältnis zu Julie Michaelis mit dem, was es im Gefolge hatte, ihm die meisten entfremdet und auch die öffentliche Meinung auf die Dauer gegen ihn eingenommen hat. Wir wollen die Toten ruhen lassen und diesen unerfreulichen Dingen nicht weiter nachforschen; die Verhältnisse, in die Waiblinger durch diese Leidenschaft hinein gezogen wurde, sind allem nach von vorn herein keine erquicklichen gewesen. Die Tragödie dieses Hauses hat erst viele Jahre später mit dem Wahnsinn und Tode des Bruders der Geliebten geendigt. Aber schon das Jahr 1824, in welches der Beginn und das Ende von Waiblingers Liebe fiel, hat häßliche Dinge gezeitigt, welche die öffentliche Meinung lebhaft aufgeregt haben. Zweimal wurde im Spätherbst die Wohnung des Oheims und des Bruders Juliens von einem Gehilfen in Brand gesteckt, der, wie er selbst angab, Rache für schlechte Behandlung nehmen wollte und über die Familie Michaelis die schlimmsten Gerüchte verbreitete. Waiblinger selbst ist gerichtlich in die Sache verwickelt worden, muß sich aber gereinigt haben.

Damals hat Bauer von seiner Mutter die Weisung erhalten, den Umgang mit Waiblinger aufzugeben. Er bat

sie um Zurücknahme dieses Gebotes, denn er wollte selbst an die Unschuld des Freundes glauben. Aber es scheint, daß es doch zu einer dauernden Entfremdung gekommen ist. Leider sind die acht Briefe Bauers an Waiblinger, welche die Stuttgarter Bibliothek besitzt — einer hat poetische Form —, sämtlich undatiert, und es läßt sich nur so viel mit Gewißheit sagen, daß sie alle aus der Zeit jener Katastrophe sind. Es ist doch wohl nicht allein der kindliche Gehorsam, der Bauer geleitet hat, obwohl er ihm sehr entschiedenen Ausdruck gibt: „Du kennst mich ja, daß ich die Verhältnisse der Natur über später entstandene setze, daß für mich in der Mutterbrust das einzige Orakel schläft, du siehst ein, daß ich gehorchen muß, ohne Wahl gehorchen werde und ganz unfehlbar gehorche. Es vermag keine Vorstellung, keine Begeisterung den Befehl der Natur zu unterdrücken.“ Bauer fühlte auch eine tiefe Verschiedenheit der beiden Naturen, und seine eigenen Wahrnehmungen stimmen ganz vortrefflich mit denjenigen überein, welche Strauß darüber gemacht hat. Nicht wirkliche Harmonie der Seelen hat beide verbunden: „Was mich an dich fesselt, wirkt wie bloße Anziehung, nicht wie recht warme Liebe, es ist etwas Zwingendes darin, das mich peinigt; etwas, das außer mir in mich hineinzukommen und mich zu bannen scheint ...... Wir können nicht zwei verschiedene Instrumente spielen, jeder das ihm angemessene, sondern der eine muß sich gefallen lassen, ein ihm nicht geläufiges zu übernehmen oder eine Rolle zu spielen ..... Ich fühle, daß du etwas durchdringendes hast, wie scharfer Nordwind, das die Temperatur

der Gegenstände, die es berührt, leicht ändert .... Du trafst mich an, wie ein schwankendes Rohr: ich muß erstarken und werde erstarken, aber durch den still aus der Wurzel meines Lebens einströmenden Saft.“ Damit ist das Wesentliche gesagt. Zwischen dem bescheidenen, harmlos-natürlichen Wesen Bauers und der in allem entgegengesetzten Art Waiblingers war ein dauerndes Verhältnis auf Grund gegenseitigen Gebens und Nehmens unmöglich. Bauer hat auch deutlich gesehen, wie viel Selbstgefälligkeit in Waiblinger war: „Du hast von Jugend auf mutwillig das schwarze Verhängnis heraufbeschworen, hast von unseligem Jammer gesprochen, als du ihn noch abwenden konntest, hast dich deinen Freunden zunächst als den Wahnsinnigen angekündigt, hast gewünscht, unglücklich zu werden, der Vorsehung geflucht.“ Diese innere Unwahrheit mußte auch in das Freundschaftsverhältnis zu Bauer den Todeskeim legen. Wenn Strauß vom „Banne des „württembergischen Pharisäertums“ spricht, in dem Waiblinger gestorben sei, so ist das mindestens nur halb richtig.

Waiblingers Name kommt in Bauers Briefen von da an, außer einer nichtssagenden Erwähnung, nur noch einmal vor, im Sommer 1826, als Bauer von dem Plane, die hohenstaufische Geschichte dramatisch zu bearbeiten, sich durch die Absicht Waiblingers, dasselbe zu thun, abschrecken ließ; kein Wort persönlicher Teilnahme ist dabei. Im Herbst 1826 ging Waiblinger für immer nach Italien und ist dort, der Heimat völlig entfremdet, nach mehr als drei

Jahren gestorben. Bauers Briefe erwähnen seinen Tod nicht einmal.

Neun Jahre nach Waiblingers Tod wurde eine Gesamtausgabe seiner Schriften veranstaltet, welche von 1839 bis 1840 in neun kleinen Bänden erschien, aber leider nur mäßigen Ansprüchen genügte. Nach einer freundlichen Mitteilung Bächtolds hat Mörike über diese Ausgabe einen längeren Aufsatz geschrieben; aber ob und wo derselbe veröffentlicht worden ist, habe ich nicht finden können. Im Jahr 1844 hat Mörike Waiblingers lyrische und epigrammatische Gedichte in einer besondern Ausgabe veröffentlicht als „diejenige Seite seiner Poesie, die er am reinsten ausgebildet habe.“ Er hat sich dabei einige Weglassungen und leichte Aenderungen erlaubt, in der Ansicht, „daß der Verfasser sie bei einer spätern Sammlung einer strengen Auswahl unterworfen und vielfach verbessert haben würde“, wenn ihn sein früher Tod nicht daran verhindert hätte.

Die Freundschaft, welche Bauer und Mörike als Studenten verband, hat für das Leben vorgehalten. Auch sie waren sehr charakteristisch verschiedene Naturen und Talente, aber sie waren eins in der Reinheit und Wahrheit des Seelenlebens. Oertlich sind die beiden seit 1825, wo Bauer die Hochschule verließ, meistens getrennt gewesen. Dem verdanken wir aber die prächtigen Briefe Bauers, welche einen erquickenden Blick in die Tiefe seines Dichtergemüts thun lassen. Mörikes Briefe sind leider für uns verloren.

Auch Bauer ist früh gestorben; ein schnell verlaufendes Lungenleiden hat ihn, aus einer scheinbar üppig blü-

henden Gesundheit heraus, am 22. Mai 1846 dahin gerafft. Mörike, der so viel leidend war und sich wohl noch mehr dafür hielt, hat den Freund fast um drei Jahrzehnte überlebt.

Friedrich Notter.

Friedrich Notter ist ein Kind Ludwigsburgs, derselben Stadt, welche durch einen jener Einfälle, die der Genius der Geschichte mitunter zu haben scheint, in kurzer Frist nach einander mehrere der bekanntesten Vertreter der Litteratur und Geisteskultur Schwabens, Justinus Kerner nebst seinen minder allgemein bekannten, aber in ihrer Art nicht minder bedeutenden Brüdern, Eduard Mörike, Friedrich Vischer und Friedrich Strauß, hervorgebracht hat. Notter steht dem Alter nach ungefähr in der Mitte zwischen ihnen, und so mag er auch in mancher Beziehung als ein Mittelglied zwischen den zwei schwäbischen Dichter- und Schriftstellergenerationen angesehen werden, welche durch Uhlands und Mörikes Namen wohl jede ihre treffendste Charakterisierung erhalten. Wenn es wahr ist, was der alte Goethe öfters zu äußern liebte, daß lange leben eigentlich so viel heißt, als Viele erleben und Viele überleben, so läßt sich das auf Notter, der noch ein paar Monate älter geworden ist, ganz besonders anwenden; denn sein Leben fiel nicht nur in eine sehr bewegte Zeit, sondern er war auch, thätig oder bloß vermittelnd, in Verbindung mit den verschiedensten

Interessen und Strömungen seines Zeitalters, in seiner schwäbischen Heimat aber während der letzten Jahrzehnte der hochverehrte Nestor der Dichter und Litteraten, dessen Haus ein belebendes Zentrum schöngeistliger Bestrebungen war.

Am 23. April 1801 wurde Notter geboren. Von dem größten Einfluß auf sein ganzes Leben und auf die Richtung seiner schriftstellerischen Thätigkeit waren schon die Umstände, unter denen er aufwuchs. Er entstammte einer angesehenen Familie, die sich in den besten, man sagte sogar in glänzenden Verhältnissen befand. Sein Vater war Offizier, ein Mann von feinster Geistesbildung, wie wir deren gerade in jenen Tagen unter den Reihen der württembergischen Armee nicht wenige finden. Schon ein Jahr nach Friedrichs Geburt zog die Familie nach Stuttgart; der Knabe sah die Franzosen 1805 vor den Thoren der Stadt und hörte ein Jahr später die Königswürde ausrufen, ein Geschenk Napoleons, das für das Land selbst zunächst wenig mehr als ein Danaergeschenk war, denn durch diese Erhöhung seiner Würde erhielt der selbstherrliche Fürst das Recht, die Verfassung des Landes aufzuheben und eine absolute Monarchie einzuführen. Notters Familie hatte unter dieser autokratischen Herrschaft mit zu leiden; denn sein Vater fiel als Freund des Kronprinzen, auf den die Hoffnungen der liberalen Württemberger gerichtet waren, beim König in Ungnade. Er mußte seinen Posten im Generalstab, auf dem ihm schöne Erfolge bevorzustehen schienen, verlassen. Auch die Vermögensverhältnisse der Familie hatten in den Kriegszeiten Einbuße erlitten; Haus und Garten in der

Stadt wurden verkauft, und die Familie zog auf den unterhalb der Solitude gelegenen Berkheimer Hof. Dieser ländliche Aufenthalt, dem das Jahr zuvor ein solcher in Calw bei der väterlichen Großmutter vorhergegangen war, machte auf den jetzt fünfjährigen Knaben großen Eindruck und es zeigte sich schon damals bei ihm der ihn später charakterisierende Hang zur Weltflucht und zur Einspinnung in eine selbstgeschaffene Phantasiewelt. Im Jahre 1809 mußten die Württemberger gegen die Tiroler ausrücken. Notters Vater wurde bei dieser Gelegenheit reaktiviert und machte den kleinen Vorarlberger Feldzug mit. Auch drei Jahre später, zum russischen Feldzug, rückte er mit aus; auf dem Rückzuge scheint er bis an die Beresina gelangt, dort aber von den Russen gefangen genommen worden zu sein; unter den Toten eines russischen Spitals wollte ein zurückkehrender Offizier auch den Namen Notter gelesen haben. Sichere Nachrichten darüber sind nicht an seine Angehörigen gelangt. So stand denn der Knabe von seinem zwölften Jahre an, wie auch vorher schon zeitweilig, ohne väterliche Leitung da. Eine ausgesprochene Scheu vor öffentlicher Thätigkeit und eine tiefe Neigung zu mystischer Kontemplation mag bei dem Manne, der sonst nichts weiblich-weichliches an sich hatte, doch wohl mit aus dem weiblichen Umgang zu erklären sein, auf den er in seiner Kindheit angewiesen war: neben der Mutter zwei Schwestern, an denen er zeitlebens mit zärtlicher Liebe hing und denen nur noch ein erst 1807 geborner Bruder zur Seite stand.

Es war vielleicht nicht ganz überflüssig, die erste Ju-

gendgeschichte Notters etwas ausführlicher zu erzählen. Es erklärt sich aus ihr nicht allein seine glühende Vaterlandsliebe, welche durch die zahllosen Bedrängnisse der napoleonischen Zeit erweckt und zur lebhaften Flamme geschürt wurde; auch ein anderer, nicht minder charakteristischer, obwohl an sich weniger wichtiger Zug findet seine natürliche Begründung. Notters Familie war aufs engste mit den Geschicken Württembergs verbunden — wenn man will, sogar durch Verwandschaft, denn seine Mutter war eine Verwandte der Herzogin Franziska; und es ist daher kein Zufall, wenn wir bei Notter, am meisten vielleicht in seinem Buche über Uhland, eine sehr genaue Kenntnis der württembergischen Geschichte finden, aus der er eine Masse von Einzelheiten mitgeteilt hat und für die er auch im persönlichen Umgang eine wahre Fundgrube gewesen ist.

Im Jahre 1810 war Friedrich nach Heilbronn zum Besuch des Gymnasiums geschickt worden, das er 1811 mit der höheren Lehranstalt seiner Vaterstadt Ludwigsburg vertauschte. Seine Mutter zog 1815 wieder nach Stuttgart, und der Sohn besuchte nun vier Jahre lang das Stuttgarter Gymnasium. Unter den trefflichen Lehrern, die er dort fand, ist in erster Linie Gustav Schwab namhaft zu machen, welcher sich schon damals des fleißigen, von feurigem Streben beseelten Jünglings annahm und auch später in freundschaftlicher Verbindung mit ihm geblieben ist. Im Herbst 1819 bezog Notter die Tübinger Hochschule, um Jurisprudenz zu studieren, ging aber an Ostern 1822 zum Studium der Medizin über. Er war ein eifriges Mitglied

der deutschen Burschenschaft, deren patriotische Ideen und deren sittliche Tendenz seinem Wesen sehr zusagten. Wenn er selbst in seiner Biographie Mörike's von sich sagt: „Die von mir feurig geteilten Ansichten der allgemeinen deutschen Burschenschaft hinderten mich keineswegs, das Juvenile, das in der Aeußerung jener Ansichten nur allzu häufig lag, zu erkennen", so spricht hier nicht etwa bloß der gereifte Mann gegenüber dem unklaren Jugendidealismus, sondern es charakterisiert Notter durchaus, daß die wärmste Begeisterung für eine Sache oder Person bei ihm nicht abgeschwächt wurde durch die daneben hergehende strengste, öfters fast peinliche Kritik, die er an derselben als ein Mann der diffizilsten Gewissenhaftigkeit übte — Zeugnis vor allem wiederum sein Werk über Uhland. Den ärztlichen Beruf praktisch auszzuüben, hat Notter vielleicht nie im Sinne gehabt, jedenfalls hat er es nie gethan. Möglich, daß er seinen Mangel an praktischem Geschick selbst erkannte, wie Schiller, der sein ärztliches Treiben so köstlich selbst verhöhnt hat. Die Dissertation, mit der sich Notter im September 1827 den Doktor der Medizin erwarb, hatte mehr ein wissenschaftliches als ein praktisch-medizinisches Interesse; denn sie handelte „über die Eigenschaften, welche sich bei Menschen und Tieren von den Eltern auf die Nachkommenschaft vererben, mit besonderer Rücksicht auf die Pferdezucht". Philosophische und verwandte Studien hatte er schon bisher mit Liebe gepflegt, und nachdem mit dem Doktortitel eine soziale Stellung errungen war, stand in ihm der Entschluß fest, sich dem schriftstellerischen Berufe ohne amtliche Thätig-

keit hinzugeben. Dieser Entschluß ging jedenfalls aus Notters innerster Natur hervor, und es ist wohl ebenso sicher, daß der Mangel einer festen Berufsstellung ihn in seiner Hinneigung zum einsamen, weltflüchtigen Grübeln befestigt hat, wie es vergeblich wäre, diesen mit dem Kern seines Wesens verwachsenen Charakterzug wegzuwünschen.

Nach seiner Promotion begab sich Notter auf eine längere Reise. Der in dem geistigen Leben Stuttgarts mitten inne stehende Sulpiz Boisserée hatte ihn als einen „feinen jungen Mann" kennen gelernt und empfahl ihn als solchen an Goethe, indem er zugleich seine lebhafte Neigung zur Poesie erwähnte. Leider erfahren wir über seinen Besuch bei Goethe nichts Wesentliches, als daß die damaligen Bestrebungen zur Zolleinigung Deutschlands besprochen wurden. Die Reise ging nach Berlin, Paris und Südfrankreich und durch die Schweiz nach der schwäbischen Heimat zurück. In jener Zeit entstand das „Ausland" als eine der wertvollsten Schöpfungen von Joh. Friedr. Cotta's erfinderischem Geiste. Notter war schon von Berlin, nach seiner Heimkehr auch von Stuttgart aus für diese Zeitschrift thätig. Im Oktober 1829 wurde er an derselben als zweiter Redakteur — neben Mebold als erstem — angestellt, wobei er namentlich auch für die naturwissenschaftlichen Artikel Sorge trug. Der Aufenthalt in München, dem damaligen Erscheinungsorte, sagte ihm sehr wohl zu, und nur ungern siedelte er im Sommer 1830 mit der Zeitung, welche er am liebsten schon damals nach Stuttgart verpflanzt gesehen hätte, nach Augsburg über. Die Thätigkeit des Redakteurs war nicht der Be-

ruf, zu dem Notter geschaffen war; er hat es selbst ausgesprochen, daß seiner geistigen Eigentümlichkeit große Stoffe und die Vertiefung in ein einheitliches Arbeitsthema mehr zusagten, als die aufregende und zersplitternde Arbeit an einer Zeitschrift, welcher er trotzdem mit all dem Fleiße oblag, der ihn zeitlebens geziert hat. So sehen wir ihn denn bald von der Redaktion des „Auslands“ sich trennen und seinen Wohnsitz wieder in Stuttgart, abwechselnd damit auch auf dem väterlichen Berkheimer Hof nehmen. Das Unternehmen des „Hesperus“, an welchem Notter wieder als Redakteur beteiligt war, ist von keiner langen Dauer gewesen, und was aus dem Plan eines neuen, hauptsächlich für politische Aufsätze bestimmten Blattes geworden ist, den er im Winter 1832 auf 1833 gehegt hat, weiß ich leider nicht anzugeben. Die größeren, zusammenhängenden Arbeiten, zu denen Notter sich mehr berufen glaubte, kamen bald nachher zum Vorschein. Zunächst jedoch muß noch von einem anderen Werke die Rede sein, an welchem Notter bei seiner Entstehung, wenn auch nicht bei seiner Herausgabe, mitbeteiligt gewesen ist.

Unter Notters engstverbundene Freunde gehörte schon in der Studentenzeit Paul Pfizer, der spätere Märzminister. Philosophische gleichwie politisch-liberale Bestrebungen verbanden beide, der Feuergeist Pfizers und die mystische Kontemplation Notters mochten einander wohlthätig ergänzen; spekulativer Ernst, patriotische Gesinnung waren beiden gemeinsam. Als sie räumlich getrennt wurden, indem Notter sich auf seine Reise begab, während Pfizer Assessor am Ge-

richtshof in Tübingen wurde, setzten sie den Austausch ihrer Ideen brieflich fort. Das Denkmal dieses Gedankenaustausches war der „Briefwechsel zweier Deutschen“, den Pfizer zu Anfang 1831 erscheinen ließ. Für den Spätgebornen, der, in so ganz anderen Verhältnissen des politischen und litterarischen Lebens mitten inne stehend, dieses feurige, so recht aus der Zeit geborne Werk liest, ist es nicht leicht, ein adäquates Urteil über dasselbe zu gewinnen; genug, daß es ein wirkliches litterarisches Ereignis war, das einen wahren Sturm der Aufregung und Begeisterung hervorrief. Uns geht hier bloß Notters Anteil an demselben an. Daß das Buch aus dem Briefwechsel, den er mit Pfizer geführt hat, hervorgegangen ist, steht außer Zweifel; ebenso hat aber Notter selbst in seinem Nekrolog Pfizers ausgesprochen, daß es unmöglich wäre, den geistigen Anteil beider säuberlich auseinander zu lesen. Schriftstellerisch ist das Buch Pfizers alleiniges Werk; denn er hat es ohne Notters Mitwirkung herausgegeben und, was er von dem Freunde entlehnte, mit der dem Künstler zustehenden Willkür aufs engste und mannigfaltigste mit seinem Eigentum verflochten. Was aber die ursprüngliche Autorschaft betrifft, so bin ich in der glücklichen Lage gewesen, eigenhändige Aufzeichnungen Notters darüber zur Hand zu haben. Nach diesen ist der zweite, „praktische“ Teil des Buches mit ein paar verschwindenden Ausnahmen ganz von Pfizer, ebenso auch das weitaus meiste in dem ersten Teil, wenigstens wenn man auf die äußere Form sieht. Dagegen sind da und dort zerstreut manche Sätze, auch mitunter etwas längere Ausführungen, die Pfizer

wörtlich oder annähernd wörtlich aus Notters Briefen entnommen hat. Es ist charakteristisch, daß die meisten derselben den Schreiber in der Opposition gegen eine rein begriffliche Fassung des Absoluten, sei es in Spinozistischer, Fichtischer, Schellingischer oder Hegelischer Weise, und als beredten, feurigen Vorkämpfer eines poetisch gefärbten Theismus zeigen. Denn darin zeigt sich schon recht deutlich Notters später für ihn sehr bezeichnende spiritualistische Mystik vorgebildet.

Im Jahre 1834 gründete Notter seinen eigenen Hausstand, indem er sich mit Charlotte, der Tochter des von ihm hochverehrten Generals von Theobald, vermählte. Dem äußerst fein organisierten, nervös-zarten Wesen seiner Frau sagte der Landaufenthalt mehr zu als das Leben in der Stadt, und so wurde der Berkheimer Hof zum Wohnsitze gewählt. Ein geistig bewegtes Leben — denn die junge Frau war von der feinsten Bildung — wurde dort geführt, und es fehlte an manchen Besuchen von Freunden nicht, unter denen, neben dem alten Gönner Schwab und dem durch seine spiritistischen Neigungen mit Notter verbundenen Justinus Kerner, besonders auch Lenau und Graf Alexander von Württemberg genannt werden müssen. Aber es war doch eine Einsiedelei, welche viel dazu beigetragen hat, daß Notter sich noch tiefer in die seiner Natur ohnehin entsprechenden mystischen Grübeleien vergrub.

In jene Zeit dürfte wohl auch noch das Manuskript oder doch der Entwurf eines umfassenden Werkes zurückreichen, das unter dem Titel „Stimmen der Völker über

Gott und Seele" eine Anthologie hervorragender, namentlich poetischer, Aussprüche der verschiedensten Zeiten und Völker über die höchsten Forschungsprobleme, nebst eigenen Einleitungsgedichten des Herausgebers bilden sollte. Das Werk ist erst ein halbes Jahrhundert später nach Notters Tode von einem Verwandten zum Druck befördert worden. Noch manche andere handschriftliche Reliquien Notters, welche sich mit theosophischen, mystischen und spiritistischen Dingen befassen, mögen aus jener Zeit stammen, da den Einsamen die Geister leichter besuchen konnten, als später in dem lebhaften Treiben der Hauptstadt, die er, wie wir sehen werden, nach langer Vereinsamung wieder zu seinem Wohnsitz erwählte. Nicht nur die hinterlassenen Papiere, welche voll der eindringlichsten Studien, der mannigfaltigsten Entwürfe sind, sein ganzer makelloser, tief ernster Charakter ist Beweis genug dafür, daß es ihm mit seiner Mystik und seinem Geisterglauben bitterer und heiliger Ernst war. Aus seinem tiefsten Wesen entsprungen, wurde diese Geistesrichtung durch Lebensweise und Schicksale noch verstärkt; Ursache und Wirkung sind ja in solchen Fällen nicht zu unterscheiden, und auch von Notters Freundschaft mit Mörike, die später, als beide an einem Orte wohnten, noch fester und inniger wurde, dürfte es schwer zu sagen sein, ob mehr poetische Bestrebungen oder mehr gemeinsamer Glaube an übersinnliche Erscheinungen sie geknüpft hat. Nicht unwert der Erwähnung mag es sein, daß beide ein gemeinsames Werk in Briefen über solche Dinge geplant haben, welches aber durch Mörikes nur zu wohl bekannte Saumseligkeit nicht zu Stande

kam. Unter Notters Freunden, so weit sie nicht etwa selbst solchem Glauben ergeben waren, bestand eine Art stiller Uebereinkunft, diese Punkte im Gespräch mit ihm nicht zu berühren; aber es hat gewiß keiner von ihnen den edlen Mann um seines Geisterglaubens willen gering geschätzt oder gar an dessen völliger Ehrlichkeit im mindesten gezweifelt.

Von schriftstellerischen Unternehmungen Notters ist in den dreißiger und vierziger Jahren wenig Selbständiges in die Oeffentlichkeit gedrungen. Seine ersten größeren Arbeiten waren Uebersetzungen. Notters schriftstellerisches Hervorbringen war kein naives, unmittelbares Schaffen, es war wesentlich ein reflektiertes, wie uns seine eigenen Schöpfungen deutlich zeigen. Ein solches Talent, verbunden mit feiner und vielseitiger Bildung, war die natürliche Grundlage für die Uebersetzerthätigkeit, die Notter, man kann sagen sein Leben lang und als ein seiner Natur Gemäßes mit einer gewissen Vorliebe geübt hat. Seine erste Arbeit derart hatte Notter schon vor seiner Verheiratung begonnen: die Uebersetzung der Werke Bulwers, an welcher außer ihm namentlich Gustav Pfizer teilnahm.

Notters Anteil an dieser Uebersetzung, welche großen Beifall fand und bald neu aufgelegt werden mußte, beläuft sich etwa auf ein Viertel des Ganzen; die von ihm übertragenen Werke erschienen rasch hintereinander in den Jahren 1833—1836, und wir stellen uns gern vor, wie seine der englischen Sprache sehr wohl kundige Frau ihm dabei als Mitarbeiterin zur Seite gestanden ist. Mit Adelbert Keller

und Duttenhofer zusammen übersetzte Notter einige Jahre später (1839—1841) den Cervantes; von Notter stammt die Uebertragung des ersten Drittels der Novellen und die der Geschichte von Persiles und Sigismunda her.

Auf ein neues, späterhin noch mehrfach von Notter betretenes Gebiet, das der schwäbischen Geschichte und Litteratur, führt uns sein Aufsatz über „Die schwäbische Dichterschule", der 1842 in Ludwig Bauers „Schwaben wie es war und ist" erschien. Er hat darin Uhland, Kerner, Schwab, Mayer, Mörike und Gustav Pfizer, jeden in einer kleinen Monographie, behandelt. Diese Abhandlungen zeigen vor allem des Verfassers unbestechlichen Gerechtigkeits- und Wahrheitssinn. Er stand mit den Dichtern, die er hier kritisierte, in freundschaftlichen Beziehungen, und die zwei ersten von ihnen waren um ein gutes älter als er; aber das hat ihn an der freimütigsten Aeußerung der Kritik nicht gehindert. Solche Wahrheitsliebe ohne Scheu vor dem Zorn und ohne Buhlen um die Liebe anderer hat Notter zu allen Zeiten gezeigt, und sie ist eine der hauptsächlichsten Zierden seiner Werke. Man merkt ihm allenthalben an, daß es ihm keineswegs darum zu thun ist, sein Licht leuchten zu lassen, durch geistreiche Paradoxien zu verblüffen oder einer vorgefaßten ästhetischen Theorie die Thatsachen anzupassen. Es ist ihm rein um die Sache zu thun, und er ist bemüht, seine ehrliche Meinung von derselben so genau und so wohl begründet als möglich zu sagen. Es ist nicht zu läugnen, daß er dabei öfters ins Tifteln geraten ist; er macht Einwände gegen den behandelten Gegenstand und Einwände

gegen sich selbst, die er nachher wieder aufhebt; er windet sich oft peinlich, um ein vielleicht auffallend erscheinendes Urteil zu begründen. Das ist keine dialektische Sophistik, es ist vielleicht am meisten als ein dem frischen und unverclausulierten Ausdruck der Gedanken schädliches Uebermaß von Gewissenhaftigkeit anzusehen, verbunden mit einer gewissen Schwerfälligkeit, die sich bei Notter auch im praktischen Leben zeigte. Im ganzen finden wir allerdings diese Eigenschaft in dem Aufsatz, von dem hier zunächst die Rede ist, noch weit weniger als in Notters späteren Schriften und in diesen weniger da, wo er verhältnismäßig schnell arbeiten mußte und keine Zeit zu solchen Aengstlichkeiten hatte — z. B. in seinen kürzeren Nekrologen —, als in den ausgeführten, in Buchform erschienenen Werken, wie denen über Uhland und Mörike; aber vorhanden ist sie auch dort schon. Diese Peinlichkeit hat auch auf das Sachliche manchmal ihre Wirkung geübt; er findet, nicht aus besserwissender Hyperkritik, von der in seinem pietätvollen Gemüte kein Funke war, sondern aus ängstlichem Streben, nirgends die volle und ganze Wahrheit zu verschweigen, manchmal Fehler, die freilich vorhanden sind, aber über die man billig hinwegsieht, zumal wo sie sich in Werken finden, die durch naive, populäre Haltung sich den Anforderungen des hohen Stils überhaupt entziehen. Das führt zu einem weiteren Charakteristikum dieses Aufsatzes und Notters überhaupt. Neben der größten Unparteilichkeit und Duldsamkeit gegen alles, was in sich schön und vollkommen ist, mag es auch auf einer anderen Seite liegen, als da, wohin die

Blicke des Betrachters mit Vorliebe gerichtet sind, muß doch natürlich in jedem Werke dieser Art sich die individuelle Richtung und Neigung des Verfassers geltend machen; wer wollte das anders wünschen, da doch ohne das bloß mark- und seelenlose Produkte zu Tage kommen könnten? Nun ist Notters dichterische und litterarische Tendenz ganz entschieden auf die Dichtung hohen Stils gerichtet; das zeigen seine eigenen poetischen Erzeugnisse, das zeigt seine spätere Beschäftigung mit Dante, und das zeigen ebenso seine ästhetischen Aufsätze. So neigt sich denn Notters Urteil über Uhland ganz entschieden auf die Seite seiner späteren, künstlerisch vollendeteren Gedichte, und man mag leicht der Meinung sein, daß seine volkstümlichen, rein liedmäßigen Erzeugnisse daneben nicht ganz nach Gebühr gewürdigt seien. Dagegen kann es nur erfreulich sein, daß Notters Vorliebe für großartige künstlerische Konzeption und Formung ihm eine sehr warme Würdigung von Gustav Pfizers Gedichten eingegeben hat, die leider nie völlig durchgedrungen sind und denen doch wahrlich Goethe's orakuloses Urteil nicht bis auf den heutigen Tag mehr schaden sollte. Im ganzen: sehen wir von dem angeführten, doch wesentlich die Formgebung des Aufsatzes betreffenden Mangel ab, so haben wir da eine sehr gerechte und im einzelnen viele fruchtbare Gedanken und Gesichtspunkte aufweisende Arbeit vor uns.

Man hört auch noch von anderen litterarischen Plänen Notters, die in jene Zeit der dreißiger und vierziger Jahre zurückreichen mögen. So beabsichtigte er eine Biographie des Herzogs Karl von Württemberg, zu der seine gute Kennt-

nis württembergischer Traditionen ihm Stoff genug hätte liefern müssen; sie kam aber nicht zu Stande, da ihm die unentbehrlichen archivalischen Dokumente nicht zu Gebote standen. Manche andere Arbeiten Notters aus jener und aus späterer Zeit muß ich hier ganz unerwähnt lassen, da die Nennung seiner verschiedenen Artikel für diese und jene Zeitschriften zu weit führen würde.

Aus der Versenkung in seine philosophischen, litterarischen und historischen Studien wurde Notter durch die Blitze und Donner der Februarrevolution aufgeweckt; im eigentlichen Sinne aufgeweckt, denn er selbst bekannte dreizehn Jahre später, wie es in ihm „viele Jahre lang stumm gewesen" und wie er in jenem Jahre erst wieder in die Welt getreten sei „wie einer, dessen Name längst schon starb". Von dem Ueberschwang der Begeisterung, der ihn nun erhob, redet er in den weihevollsten Worten. Er, der als Kind sein Vaterland hatte in den Staub treten und die Verfassungsrechte seines Stammes mit einem Federstrich vernichten sehen, der Zeuge und Mithandelnder in der ersten Jugendzeit der deutschen Burschenschaft gewesen war, er mußte von dem gewaltigen Strome der Zeit ergriffen und zur jubelnden Freude über die bevorstehende Verwirklichung seiner Ideale entflammt werden. Er war der erste Vorstand des „Vaterländischen Vereins", und die Wähler des Oberamts Leonberg, zu dem der Berkheimer Hof gehört, wählten ihn als Abgeordneten in den württembergischen „langen Landtag" von 1848 und 1849. Notter hat keine Protagonistenrolle im parlamentarischen Leben gespielt. Dazu

hätten ihm Ehrgeiz und Gewandtheit gleichermaßen gefehlt. Ein Realpolitiker war er auch nicht; aber ein unerschrockener Charakter und ein unabhängiger Denker. Es mochte republikanisch anmuten, wenn er am 4. Oktober 1848 den Antrag stellte auf „Aufhebung des Amts- und Ordensadels, sowie Einführung eines gemeinsamen, nur nach dem Grade des Verdienstes, nicht nach dem gesellschaftlichen Stande sich unterscheidenden Verdienstzeichens für alle Klassen der Staatsbürger" — ein Antrag, der in der Kommission begraben worden zu sein scheint. Zu der extremen republikanischen Partei gehörte übrigens Rotter keineswegs, wie er auch in den allgemeinen deutschen Fragen die Gesinnungen der erbkaiserlichen Partei teilte. Aber die Hochflut verlief im Sande, und tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich der Männer, die ihre beste Kraft an die größte Sache gesetzt hatten. Nicht zum mindesten Rotters, von dem uns ein Denkmal solcher Resignation erhalten ist. Er wurde in die dritte verfassungberatende Versammlung von Württemberg (1850) wieder und zum dritten Male in den Landtag von 1851 bis 1855 gewählt. Im letzteren war es, am Waterloo-Tage von 1851, daß er eine Rede für die Schleswig-Holsteiner hielt, der die große Mehrheit des Abgeordnetenhauses beifiel. Ein edler, männlicher Schmerz spricht aus dieser Rede, der nicht ohne ein Gefühl bitterer Verachtung gegen die ist, welche so weit hinter dem zurückgeblieben sind, was man von ihnen erwartete. Keinen Kammerbeschluß will der Redner herbeiführen, er weiß auch sehr wohl, daß seine Worte außerhalb des Stuttgarter Halbmondsaals

doch ungehört verhallen; aber er will seine Schuldigkeit thun und „dem Mitgefühl des württembergischen Volkes für die in ihren verfassungsmäßigen Rechten tief verletzten deutschen Bruderstämme und der Entrüstung über die Erniedrigung der deutschen Ehre und Nationalität an den Grenzmarken Deutschlands Ausdruck geben". Die angeführten Worte entnehme ich den Lebenserinnerungen Ludwig Reyschers. Er nahm damals und später unter Rotters politischen Freunden neben Paul Pfizer vielleicht den ersten Rang ein. Nicht nur ein entschiedener, aber in seinen Forderungen gemäßigter Liberalismus war ihnen gemeinsam, sondern auch die Hinneigung zu Preußen, in welchem sie, wie es Pfizer schon in dem „Briefwechsel" ausgesprochen hatte, die zur Führung Deutschlands berufene Macht erblickten. Zunächst freilich, und noch für lange Zeit, standen sie damit ziemlich allein. Als 1859 in Frankfurt das Statut des Nationalvereins aufgestellt wurde, waren unter den 130 Unterzeichnern Reyscher und Rotter die einzigen Württemberger, und sie beide fanden wenig Anhänger, als sie zu Ende desselben Jahres bei einer Versammlung in Göppingen den Zutritt zu dem Verein empfahlen. Die folgenden Jahre machten den Riß zwischen den Angehörigen der bis 1848 noch einig gewesenen freisinnigen Partei immer tiefer und klaffender. Im Jahre 1866 stand Rotter auf der Seite der württembergischen Minorität, welche vom Anschluß an Oesterreich abriet und Preußen nach wie vor zur Hegemonie berufen glaubte. Der Sieg, den Preußen im Feld erfocht, hatte zunächst noch keinen Umschwung der in Süddeutschland

herrschenden Stimmung zur Folge; das Zollparlament wurde als eine Lockspeise des annexionssüchtigen Preußens perhorresziert und in Württemberg lauter Gegner Preußens für dasselbe gewählt. Notters preußenfreundliche Gesinnung blieb sich in allen diesen Wirren gleich; aber wenn ihn auch die abweichende Meinung mancher Freunde schmerzen mochte, er war von zu tiefem Billigkeitsgefühl durchdrungen, um politische Gegnerschaft auch auf das Privatleben zu übertragen.

Inzwischen — wir müssen weit zurückgreifen — hatte sein einsames persönliches Leben sich wieder bewegter gestaltet. Zunächst griff ein schmerzliches Ereignis tief in seine Existenz hinein. Seine Frau starb, nachdem sie lange leidend gewesen, am 6. November 1850. Diese Erschütterung war für sein tiefes, treu anhängliches Gemüt schmerzlich genug; aber sie mochte doch heilsam sein, denn sie trieb ihn, mitsamt dem parlamentarischen Beruf, der seine Anwesenheit in Stuttgart erheischte, aus der ländlichen Einsamkeit heraus. In Stuttgart fehlte es nicht an belebendem Umgang. Der alte Lehrer und Gönner Schwab war 1850 gestorben; aber andere Freunde lebten noch, und zu den alten kamen neue. Mit Gustav Pfizer, dem politisch gleichgesinnten und geistesverwandten Dichter, unterhielt Notter bis zu seinem Tode regen Verkehr; nicht minder mit Mörike, der im Jahre 1851 seinen Lehrauftrag am Stuttgarter Katharinenstift erhalten hatte. Daran schlossen sich noch gar manche andere Poeten und Schriftsteller von gutem Namen. Auch Notters Häuslichkeit erhielt wieder ihren Mittelpunkt. Im

August 1854 verheiratete er sich zum zweiten Male; die Erwählte war Karoline, geborne Faber, die Wittwe seines Freundes, des Pfarrers Schmidlin in Bürg. Stellte diese Verheiratung ihn mitten hinein in die lebhaftesten Familienverbindungen mit zwei alten württembergischen Häusern, so war auch die Persönlichkeit der neuen Gattin ganz geeignet, ihn zu frischerer Lebensäußerung zu gewinnen und der Geselligkeit aufs neue zu schenken. In dem gastfreien Hause wurde es jedem Besucher wohl; das lebhafte Naturell der Hausfrau ergänzte aufs beste das schwerfälligere des Mannes; es bildeten sich regelmäßige Zusammenkünfte, in denen manches litterarische Werk — ich nenne nur die zweite Bearbeitung von Mörike's „Maler Nolten" — zum ersten Male vor den prüfenden Ohren des Hausherrn und seiner Freunde zum Vortrag gekommen ist.

Jetzt erwachte auch der Drang zu schriftstellerischer Produktion wieder lebhaft in Notter, und vor allem seine poetischen Werke fallen wenigstens der Zeit ihrer Veröffentlichung nach alle in diese spätere Lebenszeit. Das erste derselben war abermals eine Uebersetzung. In Gemeinschaft mit Mörike gab Notter 1855 die Gedichte der griechischen Bukoliker Theokrit, Bion und Moschos in deutscher Uebertragung heraus. Den weitaus größeren Teil der Gedichte hat Notter übersetzt, auch rührt die ziemlich ausführliche und von eindringlichem gelehrtem Studium zeugende Einleitung von ihm her. Der fleißige Forscher, der sich nun schon in drei Sprachen als Uebersetzer mit Glück bewegt hatte, der von der Geschichte und den Litteraturen der

verschiedensten Völker der Welt eine mehr als dilettantische Kenntnis besaß, fühlte aber auch den Drang in sich, das Große, das er an diesem und jenem Punkte seiner Studien kennen und bewundern gelernt hatte, durch eigene dichterische Thätigkeit zu verherrlichen. So entstand in ihm der Plan eines Cyklus von Gedichten zu Ehren der hervorragendsten Geister aller Zeiten, von welchem ich nicht weiß, ob und in welchem Verhältnis seine Genesis zu dem alten, oben erwähnten Vorhaben der „Stimmen der Völker" und zu einem anderen, speziell auf die Verherrlichung berühmter Schwaben gerichteten steht. Denn auch dieser neue Plan kam nicht zur Ausführung oder richtiger nur mit Beschränkung auf einen einzelnen Genius. Das war Dante. Daß Notter sich zu ihm ganz besonders hingezogen fühlte, war sehr natürlich. Die Figur des großen Patrioten und Enthüllers tiefer Gesichte mußte ihm, dessen Geistesrichtung eine so ganz verwandte war, notwendig die persönlichste Herzensteilnahme abgewinnen. So ließ sich Notter denn zunächst zu einem reichen Kranze von Romanzen begeistern, in welchen er Dante's Lebensgeschichte und was mit ihr in innerem Zusammenhang steht, besang. Mit Ausnahme einzelner Gedichte Dante's, welche er eingestreut hat, sind alle diese Romanzen, 91 an der Zahl, in demselben für diese Dichtart glücklich ausgewählten Versmaße gehalten und stellen so schon äußerlich ein zusammenhängendes Ganzes dar, obwohl jede derselben wieder in sich geschlossen ist. Ein hoher, feuriger Geist geht durch alle diese Romanzen hindurch, bei deren Lektüre man sich wohl am meisten an die

Gedichte des befreundeten Gustav Pfizer gemahnt fühlt. Im Jahr 1861 war Notter, von dessen Beschäftigung mit Dante die Kunde in weitere Kreise gedrungen war, aufgefordert worden, öffentliche Vorträge über den Dichter zu halten. Er kam diesem Verlangen in sechs im Stuttgarter Museum gelesenen Vorträgen nach, welche vor allem in das Verständnis der göttlichen Komödie einleiten sollten. Der große Beifall, mit dem diese Vorträge aufgenommen wurden, äußerte sich in der weiteren Aufforderung an den Verfasser, sie durch den Druck zu veröffentlichen. Notter leistete derselben Folge, und die Vorträge erschienen mit den Romanzen zusammen als ein Buch noch im nämlichen Jahre. Wie er selber die Romanzen als einen poetischen Kommentar zur Divina Commedia bezeichnete, so bildeten die Vorträge gewissermaßen einen prosaischen; beide aber liefen unverbunden hinter einander her. Das that dem schriftstellerischen Charakter der Arbeit Eintrag, wie Notter selbst wohl fühlte, und insbesondere drückte es die Romanzen, die ursprünglich das einzige gewesen waren, was er beabsichtigt hatte, und die auch so noch die Hauptsache bleiben sollten und zu bleiben verdienten, dadurch, daß sie in dem Buch in die zweite Stelle gerückt waren, zur scheinbaren Nebensache herunter, als wären sie ein Anhängsel zu dem prosaischen Teil, wie etwa Paul Pfizers Gedichte am Schlusse seines „Briefwechsels".

Die folgenden Jahre ließen noch mehrere poetische Erzeugnisse Notters an das Tageslicht treten. Im Jahre 1862 erschien unter dem Titel „Blumen aus der Fremde"

eine Auswahl von Uebersetzungen lyrischer und lyrisch-epischer Gedichte aus verschiedenen Sprachen. Die Uebersetzungen stammten von vier Dichtern her, neben denen Mörike als fünfter die Schalkheit hatte, zwei eigene, ausländischen Ton vorzüglich treffende Gedichte einzuschmuggeln. Unter den anderen vier hat Notter am meisten beigesteuert, mehr als zwei Drittel des Ganzen. Eigene lyrische Erzeugnisse, auch mehrere Romanzen, hat Notter in das auf 1864 von Ludwig Seeger herausgegebene „Deutsche Dichterbuch aus Schwaben" gestiftet, wie er auch, als Eduard Paulus und Karl Weitbrecht dieses Unternehmen im Jahr 1883 erneuerten, mit Beiträgen bereitwillig zur Hand war. Es läßt sich nach allem bisher Gesagten nicht anders erwarten, als daß diese lyrischen Gedichte durchgängig den Stempel eines ernsten, auf hohen Inhalt und edle Form gerichteten Strebens an sich tragen, und daß ihnen daneben die Gabe zu naiver, so zu sagen selbstverständlicher Formgebung und Sprache abgeht, welche denn auch gar nicht vom Dichter beabsichtigt worden ist. Doch sind ihrer eben wenige, und gründlich, im Zusammenhange würde sich über Notters lyrisches Talent erst urteilen lassen, wenn die Herausgabe seines poetischen Nachlasses, zu der sich mehrere Freunde verbunden hatten, Thatsache geworden wäre.

Ganz allein unter Notters Werken steht das Schauspiel „Die Johanniter", welches 1865 herauskam. Es behandelt denselben Stoff, wie Schillers Fragment „Die Maltheser"; daß es durch dasselbe hervorgerufen ist, kann nicht bezweifelt werden. Die Motive sind dieselben: La Va-

lette's Kampf mit der weltlichen Gesinnung der Ordensritter, ihre Empörung gegen ihn, seine Vaterschaft St. Priests (der bei Notter La Rivière heißt), dessen Tod, der Fall St. Elmo's; auch ein paar Einzelheiten sind gemeinsam: die Griechin und der Streit in der Eingangscene. So kann man wohl annehmen, daß Notter eben den Schillerischen Plan im wesentlichen vor Augen hatte; damit streitet es nicht, daß er die Ritter verlangen läßt, es solle Verstärkung nach St. Elmo geschickt werden, während sie bei Schiller die Aufgebung dieses Forts verlangen, und daß der bei Schiller nur angedeutete glückliche Ausgang hier völlig ausgeführt ist; denn das hat mit den inneren dramatischen Motiven nicht direkt zu thun. Aber in der Ausführung ist Notter ganz selbständig; es fehlt bei ihm der Chor, den Schiller zu verwenden gedachte, und das Scenarium ist ganz anders. Nicht zu reden von der Ausführung des Dialogs; denn von Schillers Stück ist ja bloß die erste Scene und diese nur in einem Fragment vorhanden, von dem Notter in der Fassung gänzlich abweicht. Der Stoff war ganz sympathisch für Notter. Das Weihevolle, Mystische, das hier schon im Personal des Drama's liegt, die Ideen strenger Selbstzucht und Bändigung des fleischlichen Wollens waren seinem Naturell ganz gemäß, und es ist ihm deshalb auch gelungen, den Eindruck des Großartigen, Priesterlich-Geweihten sehr nachdrücklich hervorzurufen, wenn man auch die stets in einer gewissen erdentrückten Höhe sich haltende Sprache, sowie manches Einzelne vielleicht nicht so recht dramatisch finden wird; weshalb auch das Stück seit

dem Jahr 1867, da es in Stuttgart gegeben wurde, nicht mehr zur Aufführung kam und als Lesedrama trotz des Glanzes der äußeren Scenerie, der sich hier sehr wohl anbringen läßt, entschieden mehr Wirkung thun muß als auf den Brettern. Zum Lesen aber mag es recht ernstlich empfohlen sein; denn manches andere, über dem es vergessen worden sein mag, ist nicht wert, daneben gestellt zu werden.

Seit seinen Dante-Romanzen hatte Notter den florentinischen Dichter nicht mehr aus dem Auge gelassen. Seine hochragende Gestalt schien ihm immer wieder zu neuer Annäherung zu winken und übte denselben bannenden Einfluß auf ihn aus, wie auf so manchen anderen deutschen Forscher. Notter gehörte zu den Mitgliedern der Dante-Gesellschaft und ließ sich auch die genaue philologische, historische und theologische Erforschung des Dichters nicht verdrießen. Der Schlußstein seiner Dante-Forschungen war eine vollständige Uebersetzung der göttlichen Komödie. Schon für seine Vorträge hatte sich Notter die Uebersetzungen der vielen daselbst angeführten Stellen aus Dante's Gedichte selbst angefertigt. Nun trieb es ihn, das Ganze in sein geliebtes Deutsch zu übertragen. Er ging dabei mit aller ihm eigenen Gewissenhaftigkeit zu Werke; dennoch aber war, Dank dem unbeugsamen Fleiße des Mannes, der nun doch schon ein hoher Sechziger war, die Uebersetzung nebst allen Zuthaten in erstaunlich kurzer Frist beendigt; denn nachdem 1869 als Probe die zwei ersten Gesänge der Hölle nebst Kommentar erschienen waren, konnte Notter die Vorrede zum ersten Bande des Gesamtwerkes (der unternehmende

Verleger Paul Neff in Stuttgart verdient hier füglich genannt zu werden) vom August 1871, die zum zweiten vom August 1872 datieren. Notter hat sich nicht mit der Uebersetzung begnügt, sondern die Hälfte des ganzen Werkes wird von der Einleitung „Dante's Leben und Ansichten", den Anmerkungen und Exkursen eingenommen, welche nicht nur von einem sehr genauen Studium des Dichters und seiner Geschichte zeugen, sondern auch eine fruchtbare Verwendung der alten religionsgeschichtlichen, mystischen und philosophischen Studien zeigen. Für die Uebersetzung hat sich Notter, um „in unserer rauhern und reimearmen Sprache dem Wohlklang des Originals nur einigermaßen, wenn auch zum Teil auf geradezu entgegengesetztem Wege von jenem, nahe zu kommen", nicht nur möglichste Reinheit der Reime zum Gesetz gemacht, sondern auch nach dem Vorbilde von Streckfuß stumpfe und klingende Reime, wo irgend möglich, regelmäßig abwechseln lassen. Er hat sich, wie er ohnehin niemals sich etwas leicht zu machen bestrebt war, die so wie so schwere Aufgabe noch mehr erschwert. So fehlt es auch keineswegs an Härten des Ausdrucks und Metrums, an ungewöhnlichen Wendungen, die durch das Original nicht gefordert waren. Aber in dieser mitunter fremdartigen Form steckt ein bedeutender Geist, der seine Verwandtschaft mit dem des Originals nicht verläugnet.

Mit der Dante-Uebersetzung hat Notter seine poetische Thätigkeit, wenigstens an größeren Werken, beendigt. Vielleicht sind ein paar zusammenfassende Worte über sein Dichternaturell gestattet. Notter brachte zur Dichtung entschiedene

Vorzüge mit, jedenfalls zu den höher stilisierten Gattungen derselben, auf die ihn richtige Selbsterkenntnis sich beschränken ließ. Eine reine, edle Seele, die von dem Schmutze des allbändigenden Gemeinen so frei war, wie vielleicht nur wenige, eine offene Empfänglichkeit für erhabene und rührende Eindrücke, dazu eine damit unmittelbar zusammenhängende Neigung zur Erhebung über das Gewöhnliche waren gewiß gute Grundlagen für eine Dichtung von dem Schlage der seinigen. Dazu kam seine große Belesenheit, vor allem auch in fremden Litteraturen, und die formelle Uebung, in der er sich durch seine Uebersetzer-Thätigkeit erhielt. So wird man edle Empfindung, Gehalt und poetische Stimmung nirgends vermissen. Daneben aber geht eine allzu starke Neigung zu philosophischer Abstraktion her, die sich unter anderem charakteristisch in dem häufigen Gebrauche des Wortes und Begriffes der Seele zeigt, an die mystischen Neigungen des Dichters öfters vernehmlich gemahnend. Manche Stellen der Art sind von echter Schönheit, nur dem Verständnis der Menge nicht zugänglich, wie die Schlußwendung des schönen Gedichts „Liebesgeständnis", wo er den Freund bittet, das diesem anvertraute Geheimnis vor dem Anvertrauenden selbst zu bewahren: „Nicht wissen will ich bis zu jenem Ziel, daß du ein Andrer seist als meine Seele;" andere aber gequält, wie die in den Johannitern: „Zu meiner Seele werde, strenger Gott . . . . Und füll' sie aus mit deinem harten Inhalt." Ein instinktives poetisches Schaffen läßt sich von Notter schwerlich aussagen; es fehlt bei ihm, trotz seiner Richtung auf Stil und

Form, die dem geübten Uebersetzer natürlich sein mußte, nicht an harten Ausdrücken und an harten Versen, an schwer verständlichen und über- oder unpoetischen Wendungen neben Strophen, die das Lob echter Schönheit vollauf verdienen. Dagegen hat er nie Effekt zu machen gesucht und nie durch hochklingende Worte Gedankenarmut bemäntelt; seine Poesie war manchmal ungefüg und schwerfällig, wie seine schriftstellerische und menschliche Persönlichkeit, aber wie diese auch immer wahrhaftig, treu gesinnt und von hohen Gedanken beseelt.

Neben dieser dichterischen Thätigkeit lief in den sechziger und auch noch in der ersten Hälfte der siebziger Jahre eine nicht ganz unbedeutende Prosa-Schriftstellerei her. Längere Zeit war Notter Referent für den Schwäbischen Merkur über die Stuttgarter Theateraufführungen. Damals lebte Karl Grunert noch, der erste Charakterspieler des Stuttgarter Hoftheaters. Notter war ein eifriger Bewunderer dieses bedeutenden Schauspielers, und seine Artikel waren stets voll seines ungeschmälerten Lobes. Hier sprach sich der in Notters Seele tiefgewurzelte Drang zur Anerkennung ohne die Clauseln und Modifikationen aus, die man sonst von ihm gewohnt war; ja man hätte hier wohl ein weniger uneingeschränktes Lob erwartet, denn bei Grunert lagen große Fehler hart neben großen Tugenden. Auch der Nekrolog Grunerts in derselben Zeitung stammte aus Notters Feder, aus welcher gerade in jener Zeit mancher Nachruf an Freunde, die dem Alternden vorausgingen, geflossen ist. Zwei derselben, die durch ihren Umfang sich zu kleinen

Monographien erhoben, sind in der Allgemeinen Zeitung erschienen, die auch sonst noch manchen interessanten Aufsatz Notters brachte: der Nekrolog Friedrich Römers, des einstigen württembergischen Märzministers, und der Gustav Kolbs, des langjährigen Redakteurs der Allgemeinen Zeitung. Eine größere Anzahl von Nekrologen brachte der Schwäbische Merkur. Mit Ausnahme des schon erwähnten Grunert waren es lauter Württemberger, für deren Lebensbeschreibung dem Verfasser nicht bloß langjährige, zum Teil sehr intime Freundschaft mit ihnen, sondern auch seine genaue Kenntnis württembergischer Geschichte und Verhältnisse zu statten kam. Darunter waren Politiker, Staatsmänner, im Dienste des Landes ausgezeichnete Beamte, wie Adolf Seeger, Paul Pfizer, Präsident Schmidlin, Franz Weber; auch ein Meister der bildenden Künste, Heideloff; namentlich aber Schriftsteller und Dichter, wie Uhland, Albert Knapp, Hermann Hauff, Friedrich Seeger, Karl Mayer, Herwegh und Mörike. Zwei von diesen Nekrologen hat Notter nachher zu besonderen Werken erweitert. Der über Uhland, der eingehendste von allen, erschien im Frühjahr 1863 als Buch unter dem Titel: „Ludwig Uhland. Sein Leben und seine Dichtungen mit zahlreichen ungedruckten Poesien aus dessen Nachlaß und einer Auswahl von Briefen“, mannigfach umgearbeitet und erweitert. Ich habe den ausführlicheren Titel absichtlich eingerückt; denn die zuvor ungedruckten Gedichte und Briefe Uhlands bildeten einen unter den Vorzügen dieses Buches. Es sind nun allerdings seither andere Werke über Uhland erschienen, welche von diesen

Zuthaten Notters gleichfalls Gebrauch gemacht haben; vor allem das zweibändige von Karl Mayer, welches zum größten Teil aus solchen dokumentarischen Belegen besteht. Aber Notter war der erste, der solche Belege, und darunter einige recht wertvolle, gegeben hat. Ueberhaupt war sein Buch über Uhland eines von den allerersten, die erschienen sind; nur das kleine, aber für das Verständnis von Uhlands gelehrter Thätigkeit wertvolle Büchlein von Franz Pfeiffer war schon zuvor erschienen und ist von Notter benützt worden, wogegen Otto Jahn umgekehrt für seine treffliche Arbeit über Uhland Notters „inhaltreichen und unbefangenen Nekrolog" verwerten konnte und das schöne Buch von Uhlands Wittwe erst zwei Jahre später erschienen ist. Notter kann aber nicht bloß diese Priorität des Erscheinens für sich in Anspruch nehmen; sein Werk hat bleibende Vorzüge, die ihm stets einen ehrenvollen Platz in der Uhland-Litteratur sichern werden. Uhlands Charakter ist mit unparteilicher Feder gezeichnet; besonders ist das Politische, das in seinem Leben eine so große Rolle spielte, gut, treffend und, trotz der abweichenden Meinungen Notters, gerecht behandelt — die bedeutende Mitberücksichtigung desselben ist überhaupt einer der Vorzüge des Buches; in der zusammenhängenden Beurteilung der Gedichte Uhlands ist vieles Einzelne, zum Teil eingehend, erörtert. Von dieser letzteren gilt im allgemeinen, was über den älteren Aufsatz von der schwäbischen Dichterschule gesagt wurde. Die stilistische Darstellung ist die schwächste Seite des Buches. Dasselbe ist ohne Kapiteleinteilung in einem Zuge fortgeschrieben;

das mag von der ursprünglichen Entstehung als Nekrolog in einer Zeitung herkommen, wo ja die Verteilung nach Nummern keine sachliche Bedeutung hat, es bildet auch für die Lektüre keine Schwierigkeit, wohl aber für das Aufsuchen von Einzelheiten, wozu doch ein Buch, das so viele Einzelheiten bringt, auch dienen soll. Das Suchen wird noch mehr erschwert durch Notters Gewohnheit, Exkurse, allgemeine Bemerkungen u. dergl., manchmal von größerer Ausdehnung, einzuschieben, wie denn die oben geschilderte Umständlichkeit des Vortrags hier vielleicht am allermeisten zum Vorschein kommt. Aber um seines sachlichen Gehalts willen wird das Buch stets geschätzt werden müssen, und ich meine damit nicht nur die zahlreichen objektiven Mitteilungen, durch die Notter unsere Kenntnis von Uhland bereichert hat, sondern auch seine eigenen Urteile, mag man nun immer mit ihnen einverstanden sein oder nicht.

Ungefähr dasselbe ist von dem Büchlein über Mörike zu sagen, das noch in Mörike's Todesjahr 1875 erschienen ist: in einer häufig mangelhaften Form ein tüchtiger Gehalt. Wer sich selbst schon schriftstellerisch mit Mörike befaßt hat, weiß diesen Gehalt zu schätzen und wird gern den Satz unterschreiben, daß es einem mit Notters litterarhistorischen Werken überhaupt ergeht, wie mit manchem hochangesehenen, obwohl durch seinen Vortrag nicht eben ausgezeichneten Kathederdozenten: es ist stets etwas, öfters recht viel von ihnen zu lernen. Warum? weil es ihrem Verfasser Ernst, heiliger Ernst mit ihnen gewesen ist.

Ueber solcher ausgedehnten Schriftstellerthätigkeit war

Notter gemach ein Greis geworden. Einen glühenden, schöne kommende Tage verheißenden Abendsonnenschein warf das Jahr 1870/71 in sein Leben. Mit seinen Ereignissen kam auch als schöne Friedensblume die Versöhnung so mancher politischen Gegensätze, die ihn und diesen oder jenen Freund von einander geschieden hatten. Noch einmal wurde Notter aufgefordert, an den Geschicken Deutschlands selbstthätig mitzuarbeiten. Der neunte württembergische Wahlkreis schickte ihn in den Reichstag. Notter trat in demselben gleich seinen bisherigen politischen Freunden der national-liberalen Partei bei. Selber als Redner aufgetreten ist Notter während der ganzen Legislaturperiode (1871—73), in der er dem Reichstage angehörte, nicht. Aber doch wenigstens durch seine Stimme an dem Aufbau des Reiches mitwirken zu können, gewährte ihm Befriedigung; denn hier sah er ja vor Augen, was er ehemals kaum zu hoffen gewagt hatte und was ihm doch nach dem kläglichen Ausgang im Jahre 1849 als gewisse Erwartung vor seiner Seele erschienen war. Auch erinnerte er sich stets mit inniger Freude der Ehre, die ihm zu Teil geworden war, in Gemeinschaft eines Verwandten dem General von Werder als dem Beschützer Süddeutschlands ein aus Württemberg ihm zum Danke gestiftetes Schwert überbringen zu dürfen.

So umfaßte das Leben Notters, das ihm, dem nie mit sich selbst zufriedenen, manchmal ein verfehltes scheinen wollte, doch die Erfüllung seiner heißesten Jugendwünsche, und es war ihm gegönnt, sich noch lange an dieser Erfüllung zu laben, wenngleich nicht alle Erscheinungen, die in

dem neuen Reiche zu Tage traten, seinen Beifall hatten. Er trat eben in die Reihe der Siebziger, als das Reich gegründet wurde, und die Gebrechen des Alters begannen sich allmählich einzustellen, doch minder als es vielleicht den Anschein haben mochte. Wer ihn im letzten Jahrzehnt seines Lebens zum ersten Male sah, dem mochte er wohl den Eindruck eines gebrochenen Greises machen. Er konnte lange stumm dasitzen, mit seinen schwach gewordenen Augen vor sich hinblickend und dessen, was um ihn herum geredet wurde, scheinbar kaum achtend. Aber es genügte, an einen Gegenstand zu rühren, der ihn interessierte, und die Mienen des Greises belebten sich, sein jung gebliebenes Herz, seine lebhafte Teilnahme an allem wirklich wissenswerten brach durch und man glaubte nur ungern der äußeren Erscheinung, welche sein wirkliches Alter verriet. Auch seine Unbeholfenheit in äußerlichen Dingen war durch das Alter wohl nur größer geworden, jedenfalls aber schon früher vorhanden gewesen; denn in Dingen, die keinen geistigen Inhalt haben, war er ein Kind. Aber nur in solchen, und es kann nicht befremden, daß er z. B. in der Politik mit einer glühenden Liebe zu der von ihm erwählten Sache auch die Erkenntnis der richtigen Mittel wohl zu verbinden wußte. Welche zähe Kraft seinem Körper innewohnte, mag man nicht allein daraus ersehen, daß er nahezu 83 Jahre alt geworden ist und bis zu den letzten Wochen seines Lebens noch immer im Stande war auszugehen und selbst an größeren und länger dauernden geselligen Vereinigungen, wie an der Luther-Feier von 1883, Anteil zu nehmen, son-

dern auch daraus, daß er mit 62 Jahren eine Fußtour von Zermatt über das Weißthor nach Macugnaga und noch als Mitglied des Reichstags eine solche auf die Schneekoppe mitzumachen im Stande war. Eine herzliche Freude wurde ihm zu Teil, als seine Stuttgarter Freunde am 23. April 1881 die Vollendung seines achtzigsten Lebensjahres im engeren Kreise festlich begingen. Ein Jahr darauf wurde sein einziger Sohn ihm durch einen jähen Tod entrissen. Er selbst alterte immer merklicher; namentlich die Augen wollten ihren Dienst fast versagen. Ein unglücklicher Fall, bei dem er sich einen Beinbruch zuzog, führte 1884 nach kurzem Krankenlager seinen Tod herbei, der am 15. Februar als ein friedliches Einschlafen ohne Kampf erfolgte. Ein herrlicher milder Wintertag war es, als man ihn auf den Friedhof trug, und die wärmenden Strahlen der Abendsonne schienen auf sein Grab, als seine Reste in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung der Erde übergeben wurden. Unter denen, die Rotters Grab umstanden, ist gewiß keiner, der ihn irgend näher kannte, gewesen, der sich nicht bewußt gewesen wäre, daß mit diesem Tod ein schmerzlicher Riß durch viele Herzen ging. So wenig der Geschiedene in den letzten Jahren seines Lebens mehr selbst thätig mitwirken konnte, so sehr war man gewohnt, auf ihn wie auf eine aus alter Zeit stehen gebliebene ehrwürdige Säule zu blicken. Und doch ist das nicht das richtige Bild. Denn er war so gar nicht ein Lobredner der alten Zeit, sein Herz war so ganz offen geblieben für alles Schöne und Erfreuliche, was jetzt noch auf dasselbe einströmen mochte. In

den Stürmen der Zeit, in der Hast des eigenen Berufes hat mancher sich an dem Bilde des Mannes gestärkt, der, wenn irgend einer, nur der Stimme des treibenden Geistes gefolgt ist, der, so menschlich mild und weitherzig er gegen andere war, sich selbst gegenüber kein Feilschen und Markten an den höchsten Anforderungen geübt hat und der kein anderes Ziel seines Dichtens und Trachtens kannte, als die Wahrheit zu sagen und ihr nachzuleben. Er bleibt uns unvergessen; denn er war ein edler Mensch, ohne Falsch vom Scheitel zur Sohle, ein Mensch, dem es ungesucht gelang, was unter tausenden nicht einem zu Teil wird: keinen Feind zu haben.

Aus der Geschichte der schwäbischen Dialektdichtung.

Seit Hebel, Groth und Reuter ist die Aufmerksamkeit unseres Lesepublikums vielfach den schriftstellerischen Erzeugnissen in den deutschen Mundarten zugewendet. Auch solche, welche nicht der seltsamen Ideologie dieser und jener Niederdeutschen huldigen, als ob die Schriftsprache, wenigstens für gewisse populäre Wirkungen, wider durch den Dialekt zurückgedrängt werden sollte, sind doch der litterarischen Verwendung der Schriftsprache in ausgedehntem Maß gewogen. Wir haben humoristische und ernsthafte, satirische und lehrhafte, tragische und sentimentale, lyrische, epische und dramatische, metrische und prosaische Produkte in verschiedenen Mundarten. Hebel hat das Alemannische aufgebracht, Groth und Reuter haben das Plattdeutsche zur Modesache gemacht, und das Neueste ist Bairisch-Oesterreichisch, was einem nun auch nachgerade wider zu viel werden will. Das Schwäbische ist außerhalb des Gebietes, wo es gesprochen wird, ganz wenig bekannt geworden — am meisten noch in den Produkten, wo wir Einheimische es lieber nicht verwendet sähen. Zugleich scheint mir aber den wirklich bedeutsamen

Erzeugnissen in unserer Mundart bei aller individuellen Mannigfaltigkeit in Gattung und Form doch ein so bestimmter Charakter anzuhaften, daß es nicht ohne Belehrung sein dürfte, sie Revue passieren zu lassen.

Von einer Verwendung der schwäbischen Mundart im bewußten Unterschied von der Schriftsprache kann erst in einer bestimmten, sprachgeschichtlich und litterarhistorisch gegebenen Zeit die Rede sein.

Wir wissen jetzt, daß die schwäbische Mundart (wenn es gestattet ist, für unsern Zweck die sehr mannigfach verschiedenen Idiome als relative Einheit zusammenzufassen) in allem wesentlichen vor vier Jahrhunderten, vielleicht auch schon länger, dieselbe gewesen ist wie jetzt. Damit war auch im ganzen der nämliche Unterschied gegenüber den Nachbarmundarten gegeben. Ebenso kann kein Zweifel bestehen, daß die Schriftwerke, welche im Mittelalter auf schwäbischem Boden entstanden sind, nicht einfach und rein die gesprochene Mundart widergeben. Das gilt von den höfischen Gedichten des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts und, wenn auch in etwas anderer Weise und in minderem Grade, von den Urkunden, Gesetzen und populären Litteraturwerken des vierzehnten und fünfzehnten; der Dichter ahmt vielfach fremde Diktionsmuster und Reime nach, und bei den Prosaikern zeigt schon die schwankende Schreibung, daß sie einem schriftsprachlichen Ideal nachstreben — nur haben sie es bald mehr erreicht, bald sind sie mehr in den Banden der Sprechgewohnheit hängen geblieben. Aber der Unterschied zwischen ihrer Schriftsprache und der Mund-

art war ein geringerer als jetzt. Nicht nur hielt sich die Schrift noch etwas mehr als später an das Lautsystem der Mundart; weit wichtiger ist der Wortschatz und die syntaktische Ausdrucksweise. Diese stehen im fünfzehnten Jahrhundert noch ganz auf dem Boden der lokalen mundartlichen Ausdrucksweise; erst seit dem sechzehnten Jahrhundert, welches durch die Reformation und vor allem durch Luthers Bibelübersetzung dem Mitteldeutschen zur Präponderanz in unserer Schriftsprache verholfen hat, hat sich diese von den oberdeutschen Mundarten in ihrer Diktion weiter entfernt. Zu einer Zeit, da die Ausdrucksweise der Schriftsprache und der Mundart, abgesehen von den elementaren Laut- und Flexionsformen, dieselbe war, konnte an einen Gebrauch der Mundart zu besonderen Zwecken nicht wohl gedacht werden.

Auch der innere Charakter der deutschen Litteratur des fünfzehnten und der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ist durchaus populär; sie dient zur Belustigung oder Belehrung des gesamten Volks — ja vorzugsweise der Ungebildeten, denn die Gelehrten konnten sich an der lateinischen Humanistenlitteratur vergnügen. Also auch von dieser Seite her kein Grund, zur populären Wirkung oder zur Darstellung volkstümlichen Lebens sich der Mundart statt der Schriftsprache zu bedienen.

Alles das ändert sich von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts an. Nach dem Muster fremder Litteraturen, in erster Linie der französischen, kommt eine vornehme, höfische, gelehrt-antikisierende Poesie in Deutschland auf, und

immer mehr geht die Pflege der Litteratur in die Hände der Mitteldeutschen über. So verbreitert sich die Kluft zwischen der Sprache des Volks, namentlich des oberdeutschen, und der Büchersprache immer mehr.

Es ist kein Zufall, daß der erste bis jetzt bekannte Versuch, schwäbische Mundart zur Charakterisierung derjenigen, die sie reden, in die Litteratur einzuführen, in die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts fällt. Herzog Julius von Braunschweig läßt 1593 und 1594 in mehreren seiner Lustspiele schwäbisch redende Personen auftreten. Seine Kenntnis unserer Mundart ist mangelhaft und schwankt zwischen mundartlichen und schriftsprachlichen Formen. Neben den Schwaben läßt er auch noch Vertreter anderer Mundarten auftreten und hat damit ein Beispiel gegeben, das öfters nachgeahmt worden ist. Deutlich waltet die Absicht ob, den Dialekt zur komischen Charakterisierung einzelner Personen zu verwenden; der Dichter selbst bedient sich desselben noch nicht für selbständige, ganze Gedichte.

Nicht lange nach Julius von Braunschweig finden wir die schwäbische Mundart auch in selbständiger Weise verwendet. Georg Rudolf Weckherlin hat, außer einem kurzen schwäbischen Epigramm, im Jahre 1617 eine prosaische Rede und ein paar Strophen in schwäbischer Mundart verfaßt; Edelleute, welche in dem Aufzug bei der Taufe eines württembergischen Prinzen eine Gruppe bildeten, hatten beides, als schwäbische Bauern verkleidet, vorzutragen. Komische, auch cynische Wirkung ist durchaus beabsichtigt. Bei Weckherlin ist der schwäbische Dialekt rein und ohne schrift-

sprachliche Einmischung gebraucht; vollkommen richtig ist er wohl auch hier nicht. Es war offenbar schon zu jener Zeit für den Gebildeten, der sich des Volksdialekts bedienen wollte, die nämliche Gefahr vorhanden, wie noch jetzt. In Schwaben, wie überall im Süden, spricht auch der Gebildete Dialekt, aber nicht rein. Er mischt schriftdeutsche Wörter und Wendungen ein, wenn er sie auch in ihrer Form dem Dialekt assimiliert; er behält die Formenlehre des Dialekts im allgemeinen bei, vermeidet aber seine äußersten lautlichen Abweichungen von der Schriftsprache. Sowie er nun dieses seines „Honoratiorenschwäbisch“ sich entschlagen und reinen Bauerndialekt sprechen oder schreiben will, so zeigt sich, daß er denselben nur ungenügend kennt; er ist dann einer doppelten Gefahr ausgesetzt, entweder: seine halbschwäbischen Laute einzumischen und schriftdeutsche Wörter und Wendungen in dialektischem Gewand einzuschmuggeln, oder aber, was weit fataler ist: falsche Dialektbildungen zu machen. Wie die attischen Dramatiker, wenn sie dorisch schrieben, hyperdorische Formen gebildet haben, so ist der gebildete Schwabe, wenn er sich in der reinen Mundart ausdrücken will, sehr zu vermeintlich dialektischen Bildungen geneigt auch in Fällen, wo der Dialekt von der Schriftsprache nicht verschieden ist. Aehnliche Erscheinungen lassen sich vom siebzehnten Jahrhundert bis auf die neueste Gegenwart verfolgen. Läßlich ist es, wenn die Verfasser halbschwäbische Formen und Wendungen einfließen lassen, wie das bei den meisten vorkommt; nur scheint es mir nicht erlaubt, aus der Not eine Tugend zu machen, wie neuerdings die

Brüder Weitbrecht gethan haben: denn wer unter der Maske des Bauern Dorfgeschichten u. ä. schreibt, hat sich zu erinnern, daß der Bauer stets seine eigene Sprache spricht — es sei denn, daß er im Verkehr mit Herren sich „besser" auszudrücken sucht —; daß er wohl für die Begriffe und Anschauungen der gebildeten Welt sich mundartfremder Wörter bedient, nicht aber innerhalb des Dialektwortschatzes bald diese bald jene Form je nach dem „Wohllaut" oder „Stimmungsgrundton" wählt. Der bedeutendste schwäbische Prosaiker Wagner (denn die Dichter können sich mitunter durch den Zwang des Reims oder Metrums decken) hat den Dialekt seiner Heimat haarscharf wiedergegeben und sich daneben mit um so mehr Erfolg der Halbmundart für die Rollen der Halbherren, fremder Eigentümlichkeiten für diejenigen auswärtiger Personen bedienen können.

Nicht viel später als Weckherlins Versuch, etwa in das Jahr 1633/34, fallen zwei unter sich zusammenhängende Gedichte, welche in ziemlich derber Weise das bäuerliche Leben schildern. Sie sind uns durch ein fliegendes Blatt aufbewahrt und müssen der Sprache nach aus der Gegend zwischen Rottenburg und Balingen sein. Der Verfasser kennt die Art und den Ausdruck des Bauern recht wohl; im Elementarsprachlichen aber wimmelt das Machwerk von Fehlern, von denen nur die wenigsten die Ausrede des Druckfehlers für sich haben können.

Das sind die ersten Versuche, die mir bekannt sind. Sie alle verwenden die Mundart ausschließlich zur Charakterisierung des Bauern und zu komischer Wirkung.

Naturgemäß ist diese Verwendung bis auf diesen Tag die vorherrschende geblieben, und charakteristisch ist nicht minder die nur gelegentliche Verwendung des Dialekts für kurze Produkte. Das gibt derselben etwas Epigrammatisches; die Mundart wird gewählt, weil sie für den jeweils vorliegenden Zweck die beste Ausdrucksweise darbietet, und sie wird verwendet mit der Fiktion, daß einer aus dem Volk selbst rede. Zahllos ist die Menge der meistens gereimten oder nach Hebels Vorgang in späterer Zeit auch hexametrischen, selten prosaischen Stücke, welche in epigrammatischer, erzählender oder dialogischer Form ländliche Anekdoten, Bauernstreiche, besondere festliche oder andere Ereignisse schildern. Bezeichnend für das vorhin gesagte ist die große Rolle, welche solche Berichte spielen, in denen eine Person vom Lande über städtische Vorgänge, Fürsteneinzüge, Liederfeste u. ä. berichtet und deren Pointe in der mißverständlichen oder auch satirisch zutreffenden Auffassungsweise dieser Dinge durch die Bauernköpfe liegt. Derartige Stücke, öfters unter sich und mit Verwandtem zu Sammlungen vereinigt, haben wir bis in unsere Zeit herein; im ganzen wird das Genre jetzt wohl weniger mehr gepflegt, man hat es etwas genug bekommen.

Hätte sich unsere mundartliche Schriftstellerei auf solche Erzeugnisse beschränkt, so möchte es sich kaum lohnen, von ihr zu reden. Seit dem achtzehnten Jahrhundert finden sich aber auch größere und nach Inhalt und Form bedeutsamere Werke. Es handelt sich zunächst um dramatische. Wenn es wahr ist, daß die Mundart zur Charakterisierung

ihrer Träger dienen soll, so kann das nicht prägnanter geschehen, als indem dieselben selbst redend eingeführt werden. In eigentlich dramatischer, nicht bloß dialogischer Form hat Sailer unsern Dialekt zuerst verwendet, und mit ihm tritt eine höchst respektable Kraft vor uns. Auch Goethe hat sich einmal an einer Partie aus Sailers Schriften ergötzt, die ihm der württembergische Legationsrat Kölle mitgeteilt hatte.

Johann Valentin Sailer, später mit seinem Klosternamen Sebastian genannt, wurde in Weißenhorn 1714 geboren. Er wurde Konventuale des Prämonstratenserklosters Marchthal, hatte in demselben eine Zeit lang einen Lehrstuhl inne, war sodann von 1757 bis 1773 Pfarrer in dem benachbarten Dieterskirch, kehrte wegen Krankheit in sein Kloster zurück und ist in Marchthal am 7. März 1777 gestorben.

Sailer war eine in den Kreisen der katholischen Theologen wohlbekannte und geschätzte Persönlichkeit, beliebt als Prediger und jedenfalls im engeren Umkreis durch Wissen und Bildung hervorragend. Seine Dialektschriften bilden nur einen kleinen Teil seiner gesamten litterarischen Thätigkeit, aber den einzigen, der für uns genießbar ist.

Es ist für Sailers Dialektschriften durchaus charakteristisch, daß er ein Oberschwabe ist und dem Stande des katholischen Priestertums angehört. Er ist von durchaus populärer Geistesart und zielt überall auf populäre Wirkung. Im Wesen des katholischen Priestertums ist es gegründet, daß dem Geistlichen außerhalb der Kirchenwände und der Amtsverrichtungen die größte Annäherung an die Denk- und Empfindungsweise des Bauern, die lauteste Lustigkeit und

ausgelassenste Derbheit sein Ansehen nicht beeinträchtigt. Man weiß, daß Sailer seine mundartlichen Gedichte am Sonntag Nachmittag den Bauern im Wirtshaus vorgetragen und mit der Violine selbst begleitet hat. Er durfte das auch deshalb wagen, weil seine Schriftstellerei durchaus rein und sittlich unanstößig ist, sobald man das Anstößige nicht in derben Ausdrücken sucht, die auf dem Lande kein Mensch vermeidet, sondern im Inhalt und in der Gesinnung.

Wir haben von Sailer Dialektwerke verschiedener Art. Ein paar Gedichte gehören dem oben gezeichneten Genre der komischen Schilderung an. Ferner eine kurze und wenig bedeutende „Bauernpredigt"; dieselbe ist nur interessant als erstes Beispiel einer Gattung, welche ein Jahrhundert später C. B. Dreizler (1794—1869) in seinen vier „Schwäbischen Dorfpredigten" nicht ohne Glück kultiviert hat. Das Uebrige hat dramatische Form. Zunächst wären zwei Schilderungen aus dem Bauernleben zu erwähnen. Die eine behandelt in einem Gemisch von hochdeutschen und schwäbischen Alexandrinern das beliebte Thema einer Schultheißenwahl; die andere ist in Prosa und stellt einen schwäbischen Bauernstreich dar: „Schwäbischer Sonn- und Mondsfang". Beide sind im Ganzen herzlich unbedeutend, insbesondere die erstgenannte, und erheben sich nicht über das gewöhnliche satirische Genre. Besser ist die dramatisierte Geschichte von der Hasenjagd der sieben Schwaben, in welcher das phantastisch-burleske Element bereits eine große Rolle spielt. Wie sehr Sailer für dieses geschaffen war und wie gut sich der schwäbische Dialekt als Gefäß dazu eignet, läßt sich da-

raus sehen, daß seine Stücke um so besser sind, je weiter sie sich von dem Boden der Wirklichkeit entfernen und auf dem der freien Phantasie bewegen. Er hat drei parodische Behandlungen legendarischer Geschichte verfaßt: „Die schwäbischen heiligen drei Könige“, „Der Fall Luzifers“ und „Die Schöpfung der ersten Menschen“. Das erste dieser drei Stücke ist einfach eine in prosaischer Form gehaltene Travestierung des Besuchs der heiligen drei Könige bei Herodes ins Bäurische, es ermangelt nicht guter drastischer Züge, ist aber doch weiter nichts als ein satirisches Sittenbild, das dadurch, daß alle Züge vergröbert sind, auch den satirischen Zweck nur in untergeordnetem Sinn erreicht. Vortrefflich ist der Fall Luzifers und vielleicht noch besser, jedenfalls am allgemeinsten bekannt, die Schöpfung. Beide sind durchaus gereimt, mit zahlreichen eingeschobenen Arien. Auch hier liegt eine komische Parodierung des legendarischen Stoffes vor, aber von einem Sittenbild aus dem konkreten Leben ist keine Spur mehr. Beide Stücke gehören vielmehr ganz der phantastischen Gattung an, deren glänzendster Vertreter Aristophanes ist, und es finden sich gerade genug Stellen, welche des alten Attikers vollkommen würdig sind.

Sailers Leistungen in diesem Genre sind nicht nur die ersten der Zeit nach, sondern auch fast die einzigen. Als Parodien geistlicher Stoffe sind sie nur auf katholischem Boden denkbar, der Protestantismus würde etwas derart nicht vertragen. Zugleich ist aber die äußere Form jener Produkte ganz aus dem achtzehnten Jahrhundert hervorgegangen; die Jesuitendramen mit ihrer glänzenden Ausstattung und

ihren lyrischen Elementen haben das positive Vorbild abgegeben, ohne das die Parodie nicht zu denken wäre. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn Sailers Muster nur einmal nachgeahmt worden ist und zwar von einem Glaubensgenossen und engeren Landsmann.

Karl Borromäus Weitzmann ist für Manche der einzige schwäbische Dialektschriftsteller, den sie kennen. Er verdankt das wohl der größeren Derbheit, die ihn von Sailer unterscheidet, und einer Anzahl vortrefflicher Einzelheiten. Ihn in allem über Sailer zu stellen, wäre unrichtig.

Weitzmann wurde 1767 in Munderkingen geboren, studierte in Wien die Rechte und lebte dann in Ehingen, zuerst als Sekretär der vorderösterreichischen Landstände, seit der Annexion durch Württemberg als Rechtsanwalt; im Jahr 1828 ist er gestorben.

Auch bei Weitzmann kommt lediglich seine Dialektschriftstellerei in Betracht, obwohl sie den kleineren Teil seiner Poesie bildet. Er ist hauptsächlich groß in schildernden Gedichten der früher bezeichneten Art; diese Gattung hat keiner mit so viel schlagendem Witz kultiviert, und Gedichte dieser Art sind es, welche noch immer im Mund aller sind. Weit unbarmherziger als Sailer in der Schilderung der bäuerlichen Verhältnisse, ist er weit mehr geneigt und geschickt, mit ein paar Zeilen eine Figur oder Situation in plastischer Rundung vor den Beschauer zu stellen. Dabei scheut er vor der stärksten Zote nicht zurück und hat, was man von Sailer nie sagen kann, Freude am Cynischen. So ist Weitzmann innerhalb unserer gereimten Dialektpoesie entschieden

der begabteste und wirkungsvollste Dichter, sofern es sich um satirisch-humoristische Schilderung handelt; in dieser Richtung, die er selbst nicht geschaffen, aber am glänzendsten vertreten hat, ist er selbst wieder Vorbild für zahlreiche spätere Versifikatoren geworden, deren Produkte, ob gut oder schlecht, lediglich nichts Neues geschaffen haben und die daher weiterhin übergangen werden können.

Unter Weitzmanns Gedichten finden sich aber auch manche, welche ein solches Lob entschieden nicht verdienen, welche matt und salzlos sind. Er ist, jedenfalls unter den bekannteren Autoren, der erste, der unsere Mundart auch zu andern als komischen Zwecken verwendet hat, wie z. B. in dem Gedicht „Der Frühling", und er ist dabei sicher von Hebels Alemannischen Gedichten beeinflußt gewesen, welche 1803 erschienen sind. Von dieser Gattung später mehr.

Endlich hat Weitzmann auch das phantastisch-komische Singspiel gepflegt und zwar ganz sicher nach dem direkten Vorbild Sailers. „Die schwäbischen heiligen drei Könige" sind nach Stoff und Motivierung eine gereimte Variation des Sailerischen Stückes, welche aber das Original entschieden übertrifft. Bekannter ist das wohl als Parallele zur Schöpfung verfaßte „Weltgericht". Das Stück ist voll von Witz und scharfgesalzener Satire und übertrifft Sailers Werk in diesem Punkt und in manchen Einzelheiten ebenso sehr, wie es als Ganzes hinter demselben zurückbleibt. Von der harmlosen Lustigkeit Sailers ist wenig mehr vorhanden, und obwohl nach der äußeren Form nicht die christliche Lehre, sondern der antike Olymp zur Grundlage der Parodie ge-

macht ist, wird man doch das Gefühl, eine Blasphemie vor sich zu haben, nicht los, welches bei Sailers Stücken nur in einem sehr puritanischen Gemüt erwachen kann.

Wir kommen, immer noch chronologisch verfahrend, in ein ganz neues Gebiet, wenn wir uns in das protestantische Alt-Württemberg begeben. Es ist hier weniger der Boden für eine ausschweifende Faschingslustigkeit als für satirische oder lehrhafte Schilderung vorhanden. Diese ist denn auch in hervorragender Weise und in neuen Formen gepflegt worden. Ein wirklich bedeutender Kenner und Darsteller des Volks ist gleich der erste Schriftsteller, der hier zu nennen ist.

Gottlieb Friedrich Wagner wurde am 3. November 1774 in Reusten bei Herrenberg als Sohn des Schulmeisters geboren; er ergriff den Beruf des Vaters und wurde 1796 Schulmeister in Maichingen bei Böblingen, seit 1818 zugleich Schultheiß. In dieser damals häufigen Verbindung zweier wichtigen Gemeindeämter hat er den Grund zu seiner unvergleichlichen Kenntnis des Bauernlebens gelegt. Er ist am 14. Februar 1839 gestorben.

Die verschiedenen Arten der Verwendung unserer Mundart sind eigentlich nicht direkt vergleichbar; aber doch, wenn ich mich im ganzen für einen unserer Dialektschriftsteller als den besten entscheiden sollte, könnte es nur Wagner sein. Das spezifisch poetische Gebiet hat er gar nicht betreten, sondern sich in genauer Kenntnis seiner eigenartigen Begabung auf die Sittenschilderung in prosaischer und zwar dialogischer Form beschränkt. Hierin übertrifft er, sowie man auf das Ganze sieht, jeden andern vor und nach ihm. Mit

einer seltenen Menschenkenntnis verbindet sich die Gabe der treffenden Darstellung und ein unbeugsamer Wahrheitssinn. Die Satire ist nirgends bissig und boshaft wie bei Weitzmann und bei Wagners Nachfolger Nefflen, aber unbarmherzig genug, um kein Gebrechen des öffentlichen und privaten Lebens zu schonen. Trotzdem ist der Gesamteindruck ein heiterer. Im Gegensatz zu Sailer und Weitzmann gebraucht Wagner nie das Wirkungsmittel possenhafter Vergrößerung und Vergröberung; es ist alles getreu nach dem Leben und mit der genauesten Beobachtung der Sitten und der Stände durchgeführt. Deshalb thut auch die pädagogische Tendenz, welche sicher vorhanden ist, dem reinen Genuß seiner Stücke durchaus keinen Abbruch. Zu dem allem kommt noch eine Beherrschung des sprachlichen Ausdrucks, eine Richtigkeit der mundartlichen Form und eine Fülle der idiotischen Redeweise, wie sie weder vorher noch nachher dagewesen ist. Wagners hauptsächliche Schriften sind in den zwanziger Jahren erschienen und der älteren Generation wohlbekannt gewesen. Sie waren dann aber halb vergessen und erst in den achtziger Jahren haben zwei Verleger mit richtigem Griff Neudrucke unternommen. Es ist für Wagners durchaus ehrenhafte Gesinnung sehr bezeichnend, daß man nur zwei- oder dreimal einen cynischen Ausdruck hat mildern müssen, um diese Schriften, die doch gar nicht bestimmt sind, die Dinge zu verhüllen, dem weitesten Leserkreis zugänglich zu machen.

Wagners humoristisch-lehrhafte Erzeugnisse in der Schriftsprache kann ich übergehen. Näher berührt uns eine satirische

Rathausszene „Madame Justitia im Guckkasten“; die Form dieser Humoreske ist halbdramatisch: der Guckkastenmann zeigt den Zuschauern den Vorgang im Guckkasten und giebt die verbindende Handlung in hochdeutscher Sprache; der eingestreute Dialog ist schwäbisch. Die andern Sachen sind alle dramatisch im eigentlichen Sinn. Zwei parallele Stücke geißeln die Korruption und Dummheit, die sich im politischen Leben des Bauern breit macht: „Die Repräsentantenwahl zu Dipplisburg“ und „Die Schultheißenwahl zu Blindheim“. Seinen Ruf hat aber Wagner gleich durch sein erstes Stück, die „Schulmeisterswahl zu Blindheim“ begründet. Neben der vorzüglichen satirischen Darstellung der Schwächen des öffentlichen Lebens — das Stück trägt nicht umsonst das Motto „Ist das Volk mündig?“ — ist die Schilderung der einzelnen Gesellschaftstypen aller Bewunderung wert. Wagner hat zu dem Stück eine Fortsetzung gegeben: „Ernennung und Heirat des Schulmeisters zu Blindheim“, welche die Geschichte mehr in das Fahrwasser des Familienlebens hinüberspielt. Endlich die beiden Familienstücke: „Der Handstreich bis auf Spitz und Knopf“ und als Fortsetzung davon: „Es giebt doch noch eine Hochzeit“. Einem der verschiedenen Stücke den Vorzug vor den andern zu geben, dürfte schwer sein. Bei aller Verwandtschaft sind sie doch wieder mannigfaltig verschieden. Es ist mit diesen Stücken der erste Versuch gemacht worden, das schwäbische Bauernleben in einer nicht typisch vergrößernden, andeutenden oder parodistischen Weise, sondern rein realistisch zur dramatischen Darstellung im eigentlichen Sinne des Worts

zu bringen; dieser Versuch ist im höchsten Maße gelungen, aber auch seither nie wiederholt worden.

Der nächste schwäbische Prosaist zeigt sich von Wagner charakteristisch verschieden und stellt ihm gegenüber gleichzeitig einen Fortschritt und einen Rückschritt dar. Ich meine Johannes Nefflen, welcher schon seinen Lebensgeschicken nach zu jenem einen Gegensatz bildet. Er war hart an der Grenze zwischen Schwaben und Franken in Oberstenfeld 1789 geboren, wurde 1815 Schultheiß in Pleidelsheim, saß als solcher von 1831 an im Landtag, kam wegen politischer Mißliebigkeit 1838 für zwei Jahre auf den Asperg, war dann Redakteur in Hall, später Geschäftsmann in Heilbronn, flüchtete 1848 nach Straßburg und wanderte 1849 nach Amerika aus, wo er am 6. Januar 1858 gestorben ist.

Schon dieses bewegte Leben zeigt Nefflen als einen weit lebhafteren und unruhigeren Kopf neben dem leidenschaftsloseren Wagner. Auch seine Schriftstellerei hat viel von dieser Unruhe an sich. Er hat zwei Sammlungen veröffentlicht: „Der Vetter aus Schwaben“ 1837 und „Der Orgelmacher aus Freudenthal“ 1845, von denen namentlich die erste ihn bekannt und beliebt gemacht hat. Beides sind Sammlungen von kürzeren und längeren Schilderungen des Volkslebens, mit wenigen Ausnahmen in Prosa und in Form von Dialogen, welche aber von hochdeutschen Einleitungen, Zwischen- und Schlußbemerkungen umrahmt sind, insbesondere in der zweiten der beiden Sammlungen. Die streng dramatische Form Wagners ist somit wieder aufgegeben und die Rückkehr zu der älteren Form des bloßen Dialogs angetreten.

Dagegen hat Nefflen in Beziehung auf den Inhalt einen Schritt über Wagner und alle Früheren hinaus gethan, indem er den sozialen Kreis der Darstellungen nicht unbeträchtlich erweitert hat. Es tritt bei ihm keineswegs bloß der Bauer auf samt den Angehörigen anderer Stände, soweit sie in seine Existenz eingreifen, wie dies bei Wagner der Fall war, sondern komische Figuren verschiedener Stände aus dem Lande wie aus der Stadt. Auch der Pfarrer, der bei Wagner stets als Respektsperson über der Kritik steht, wird wenigstens ein-, zweimal in menschlicher Schwäche gezeigt. So sind Nefflens Bilder mannigfaltiger, aber auch weniger erquicklich als die seines Vorgängers. Er hat überhaupt einen etwas anderen Ton. Wo er als Verfasser redet, gemahnt er sehr an den Vortrag des Kalendermanns, wie er durch Hebels rheinischen Hausfreund zur Mode geworden war; er spricht ganz in der Weise eines württembergischen Demokraten zum Volke, das er zugleich belehrt und verlacht. Seine ganze Manier hat mehr Aggressives an sich; er verhält sich hierin zu Wagner ähnlich, wie Weitzmann zu Sailer. So wählt er sich auch nicht selten niederen, öfters ins Gemeine gehenden Klatsch zum Gegenstand, und bei den Neudrucken, welche auch ihm widerfahren sind, hat er sich viel mehr und viel tiefer greifende Ausmerzungen gefallen lassen müssen, als Wagner. Eine weniger angenehme und weniger gleichmäßig rühmenswerte Erscheinung als dieser, ist Nefflen an Talent der Darstellung ihm ebenbürtig; mehrere seiner Dialoge sind unübertrefflich und voll echter Volksmäßigkeit.

Schon zwei Jahre vor Nefflens Vetter aus Schwaben

war ein zierliches Bändchen erschienen mit dem Titel: Atellane oder shwäbishé comêdie fon Jofialis, erstes Heft. Der Verfasser war Karl Moritz Rapp, der in Stuttgart 1803 geboren war, in Tübingen als Dozent der neueren Sprachen gelebt hat und 1883 in seiner Vaterstadt gestorben ist. Rapp war ein vielseitig und reich begabter Mann, der aber von manchen Wunderlichkeiten nicht frei war. Darunter spielt ein linguistischer Pedantismus die Hauptrolle, welcher schon durch orthographische Sonderbarkeiten — ich habe als Probe den Titel der Atellanen buchstäblich wiedergegeben — manche seiner geistreichen Werke schwer genießbar macht. Seine Hauptverdienste gehören der Linguistik an, obwohl auch diese bald in Vergessenheit gekommen sind. Er war einer der ersten, die die physiologische Seite der Sprachbildung betont und die unvergleichliche sprachhistorische Wichtigkeit der Mundarten erkannt haben. Hier lag seine Stärke, aber auch die größte Gefahr für ihn. Er versteht die Sprachen nach ihrem physiologischen Lautcharakter, nach ihrer sozusagen naturhistorischen Entstehung zu würdigen; aber er verkennt, daß die Sprache und Sprachgeschichte auch eine kulturhistorische Seite hat. Am deutlichsten, in einer wirklichen Karrikatur, zeigt sich diese Einseitigkeit, wenn er portugiesische Sonette ins Schwäbische übersetzt, offenbar weil ihm die den beiden Sprachen gemeinsame Nasalität wichtiger ist als der Unterschied einer Form des höchsten Stils und einer Bauernmundart. Ebenso in dem genannten Bändchen der „Atellanen". Hier sind die Acharner des Aristophanes ins Schwäbische übersetzt, offenbar weil dieses öfters mit Glück zu populärer Komik gebraucht

worden war, aber mit einer ganz unglaublichen Verkennung der Thatsache, daß das Attische eine hochgebildete Schriftsprache ist. Glücklicherweise ist diese Verkehrtheit, soviel mir bekannt, nicht von andern nachgeahmt worden, außer etwa zu parodistischen Zwecken; denn es ist doch klar, daß es etwas ganz anderes ist, wenn man die dorischen Reden der Lampito in der Lysistrate ins Schweizerdeutsche übersetzt! In dem andern Stücke der Atellanen hat Rapp einen glücklicheren Griff gethan. „Der Student von Coimbra“ ist zwar eine ziemlich läppische Liebesgeschichte, aber doch im einzelnen mit wirklichem Humor ausgeführt; insbesondere ist der Ton des Verkehrs in der damaligen Tübinger Studentenwelt gut getroffen. In dem Stück ist nun zugleich der Versuch gemacht, das Halbschwäbisch der gebildeten und bürgerlichen Kreise zur Anwendung zu bringen. Man darf ihn wohl als gelungen bezeichnen; das harmlose Wortgeplänkel würde sich hochdeutsch weniger passend ausnehmen.

Rapps Versuch ist wohl in früherer Zeit von manchen gewürdigt worden, jetzt aber längst vergessen. Er ist jedoch in den letzten Jahren wieder aufgenommen worden und von mehr Erfolg begleitet gewesen. Unter die poetischen Werke, mit denen Friedrich Vischer im letzten Jahrzehnt seines Lebens die Welt überrascht hat, gehört auch das Lustspiel „Nicht Ia“ vom Jahr 1884, das wenigstens im eigenen Lande viel Beifall gefunden hat. Es spielt im Haus eines Landpfarrers, und Vischer, der ja auch sonst gelegentlich (z. B. in der zweiten Auflage des dritten Teils zum Faust) die Verhältnisse, aus denen er selbst sich mühsam herausgearbeitet

hatte, zum Gegenstand satirischer Behandlung gemacht hat, gefällt sich hier in der behaglich-humoristischen Ausmalung derselben nach ihrer harmlosen Seite. Der Lokalton ist genau festgehalten, und dazu gehört der schwäbische Gebildetendialekt, ohne den die Darstellung alle innere Wahrscheinlichkeit verlieren müßte.

Vischer hat auch sonst der Verwendung dieses Halbdialekts das Wort geredet, weil er zur Darstellung gewisser Verhältnisse und Ideenkomplexe das richtige Ausdrucksmittel sei. Mir scheint aber, er hat damit auch falschen Versuchen seinen Schutz angedeihen lassen und seine Praxis war besser als seine Theorie. Er selbst hat jene Sprachform nur im Mund von andern verwendet; sie dient dazu, die Geistesart und Gemütsverfassung der redend eingeführten Personen zu schildern, welche sich in einer andern Sprachform nicht äußern könnten, und sie dient dazu, eine humoristische, wenn auch nicht, wie bei Wagner und Sailer, eine satirische oder grotesk-komische Wirkung hervorzubringen.

Ganz anders, wenn wir den Dialekt oder Halbdialekt zur Darlegung eigener Ideen oder Gefühle machen wollen. Der Ungebildete oder Halbgebildete spricht wohl Dialekt, aber er schreibt ihn nicht. Er hat gelernt, schriftdeutsch zu schreiben, wenn auch noch so mangelhaft; die mundartlichen Gedanken und Worte kleiden sich ihm, sobald er die Feder ansetzt, in schriftsprachliches Gewand. Es schreibt vielmehr nur der Gebildete Dialekt und dieser kann ihn nur schreiben, sofern das, was er sagen will, nicht der Sphäre der höheren Bildung angehört: es braucht ja deshalb noch

nicht ungebildet im tadelnden Sinn des Wortes zu sein, wohl aber bildungslos, verwachsen mit den lokalen Existenzbedingungen und frei von dem Zusammenhang mit der keine lokalen Beschränkungen kennenden Weltkultur. Nun ist aber der Gebildete zehn Jahre oder mehr in die Schule gegangen, hat sich dort schriftdeutsch ausdrücken müssen, hat fremde Sprachen verstehen und ihr Wortmaterial zu dem des Schriftdeutschen iu Beziehung setzen gelernt, hat seine Klassiker, die besten wissenschaftlichen Werke in der eigenen Sprache kennen gelernt und kennt von den wichtigeren Forschungsgebieten wenigstens die Hauptprobleme und die allgemeine Terminologie. Es versteht sich von selbst, daß sein Wortschatz eine Menge von Ausdrücken enthalten muß, welche der Mundart fremd sind, nicht nur wissenschaftliche, sondern auch solche, welche aus andern Mundarten in die Schriftsprache gekommen sind. Redet er mit seinesgleichen, so giebt er diesen Ausdrücken schwäbische Lautform. Aber wollte er diese Lautform auch schriftlich gebrauchen, so würde er handeln, wie einer, der das Klavier zu spielen verstünde und auf den Einfall käme, Chopin oder Schumann auf einem Hackbrett zu spielen.

Es sollte eigentlich nicht nötig sein, so selbstverständliche Dinge zu sagen. Aber sie werden leider immer wieder vergessen und von blinden Bewunderern mundartlicher Dichtung wird die Sache herumgedreht und denen, die zur Vorsicht in der Verwendung des Dialekts raten, Unsinn in den Mund gelegt. Man sagt uns: wie falsch, zu meinen, man dürfe nur den Bauern Dialekt reden lassen, da doch auch der Ge-

bildete ihn redet! wie falsch, den Gebrauch des Dialekts auf die Komik zu beschränken, da wir ihn doch im Leben auch für die ernsthaftesten Dinge gebrauchen! Das bezweifelt niemand, aber es beweist nichts. Nur der ganz an die Scholle gebundene, von der Weltkultur losgelöste Mensch sagt in seinem Dialekt mehr als in schriftsprachlicher Form; dem Gebildeten ist der Dialekt ein Hemmschuh, sobald er ihn schreiben will, denn er denkt schriftdeutsch dem Gehalt nach. Je weiter wir uns also aus den Kreisen der Bildung entfernen, um so adäquater ist die Dialektform dem Ausdruck der Gedanken. Was aber das zweite betrifft, so ist mehreres zu bedenken. Zorn, Leidenschaft, Haß lassen sich schwäbisch sehr gut wiedergeben; Wagner hat manche vortreffliche Partien derart. Aber die zarteren Regungen wollen sich in unserer Mundart nicht so recht ausdrücken lassen, beziehungsweise: es gehört eine nicht allen eigene genaue Kenntnis des echten mundartlichen Sprachgebrauchs dazu, um sich in der Wahl der Ausdrücke nicht zu vergreifen. Wenn schon in schriftsprachlicher Form die Aeußerung satirischer, aggressiver Gesinnung leichter gelingt und die Poeten sich seltener durch Invektiven als durch abgeschmackte Liebesgedichte blamiert haben, so gilt das bei der spröderen Form des Dialekts doppelt und dreifach: jede Abweichung von dem, was wirklicher Dialektgebrauch ist, wirkt unwiderstehlich komisch, denn die Schriftsprache hat ein Dutzend Möglichkeiten, wo die Mundart nur eine hat.

Es soll mit dem allem natürlich kein festes Gesetz gegeben werden, sondern nur die Regulative, deren Ausführung

Sache des Taktes ist: nichts in Dialektform zu geben, was nicht in dieser allein seine Berechtigung hat, was in schriftsprachlicher Form besser gesagt würde.

Die bisher betrachteten Gattungen der erzählenden oder dramatischen Schilderung haben nun eben das gemein, daß sie fremde Personen einführen, den Dialekt zur Charakteristik seiner Träger verwenden. Dagegen redet in der Lyrik der Verfasser selbst, und wenn er sich dabei auch an die Stelle eines andern versetzt, so ist die Grenze, wo eigene Empfindung aufhört und fremde anfängt, sehr schwer zu bestimmen. Daher ist die Lyrik die Achillesferse unserer Dialektdichtung. Lyrische, überhaupt nicht-komische Gedichte im Dialekte zu verfassen, hat wohl vor Hebel niemand gewagt; er aber hat das Muster für eine ganze Reihe von Produktionen gegeben. Auf schwäbischem Boden ist namentlich das Volkslied von großer Wirkung gewesen, dessen Stil in Silcher einen genauen Kenner und Meister, wie kein zweiter da war, gefunden hat. Unsere Mundart hat eine wohlbekannte Neigung zu Deminutivbildungen und drückt die Zärtlichkeit nicht leicht anders als in solcher hypokoristischen Weise aus, falls sie nicht vorzieht, ihr eine humoristische Form zu geben. Damit ist wohl schon gegeben, daß der durchaus ernsthafte, ich möchte sagen positive Gefühlsausdruck, welchen Groth in seinen Liedern so oft hat und welcher dem Plattdeutschen nach der Ansicht unbestochener Beurteiler wohl anzustehen scheint, in schwäbischer Lyrik nicht leicht gelingen wird. Ein solcher ist auch früher kaum versucht worden; vielmehr hat man sich mehr an das Naive, Neckische, Tändelnde gehalten,

das zwischen leichter Sentimentalität und heiterem Scherz hin und her spielt. Wiederum hat Hebel das Muster abgegeben. Gerade Silchers Volksliedersammlung ist, soweit sie schwäbische Mundart hat, das klassische Beispiel für diese Manier, deren Hauptvertreter Friedrich Richter (1811—1865) ist, welcher auch in Silchers Sammlung, wenngleich nicht genannt, als Verfasser einiger der bekanntesten Texte vertreten ist. Bei ihm ist der Gemütston Hauptsache, und es ist ihm öfters glücklich gelungen, den Eindruck des Lieblich-Rührenden hervorzubringen. In derberer, mehr jokoser Art gefallen sich andere, als deren jetzigen Hauptvertreter man etwa Gustav Seuffer bezeichnen kann. Am meisten Erfolg in schwäbischer Lyrik hat aber zweifellos Adolf Grimminger gehabt mit seinen zwei Sammlungen „Mei Derhoim“ (1868) und „Luginsland“ (1873). Sie enthalten Gedichte in verschiedenen Tonarten, auch solche, welche in völlig ernsthafter, direkter Ausdrucksweise lyrische Empfindungen darstellen und welche nicht mehr der Sphäre des Populären, sondern der der Bildung angehören.

Welche Gefahren diese Richtung in sich trägt, ist schon auseinandergesetzt worden. Sie werden um so größer, je weiter man sich aus dem Gebiet des Volkstümlichen in das der Bildung verirrt und je mehr man vom Scherzhaften, Humoristischen, Tändelnden zum Ernsthaften, zum direkten Ausdruck der Empfindung übergeht. Im einzelnen sind ja die Produkte sehr verschieden und einer ganz allgemeinen Beurteilung nicht fähig. Wenn aber bei den Gedichten der halb oder ganz scherzhaften Gattung sich weniger der Ge-

brauch der Mundart — die ja eben durch ihre Unbehilflichkeit den Eindruck des Tändelnden oder auch Rührenden verstärken kann — anfechten läßt, als mitunter die Berechtigung der ganzen Manier: so wird man bei den Gedichten ernsthafter Gattung selten den Eindruck los, daß diese Dinge viel besser schriftdeutsch gesagt worden wären. Es bewährt sich hier das oben gesagte: der Dialekt als Litteratursprache kann nur zur Charakteristik fremder Denk- und Redeweise, nicht als direkte Lebensäußerung des Redenden dienen; und es ist gewissermaßen die Probe auf diesen Satz, daß es gerade in der schwäbischen Lyrik von Verstößen gegen die elementare Richtigkeit des Dialekts in Laut, Formen und Wortschatz wimmelt, wie nirgend anderswo; gerade die, die das Volk am genauesten kannten, haben sich am wenigsten dieser Gattung zugewendet.

Die erzählende Dichtung ist in dem, was bisher berücksichtigt wurde, gar nicht vertreten gewesen; wenigstens nicht, wenn man das Wort im engeren Sinne versteht und jene mehrerwähnten bloßen Schilderungen in Reimform ebenso ausschließt, wie man mit Recht zwischen der Ballade und dem eigentlichen Epos unterscheidet. Die eigentümliche Erscheinung, daß die Erzählung, in welcher die plattdeutsche Poesie durch Reuter ihre größten Erfolge gefeiert hat, im Schwäbischen sehr lange gar nicht gepflegt worden ist, begreift sich sehr leicht, wenn man erwägt, daß das Schwäbische, wie alle süddeutschen Mundarten, das einfache Präteritum verloren hat und sich entweder des lebhaft vergegenwärtigenden Präsens oder des konstatierenden Perfektums bedienen

muß. Wir bemerken vielleicht im gewöhnlichen Leben diesen Mangel nicht als unangenehm; aber er muß sich sofort als eine Hemmung geltend machen, wenn man längere Erzählungen in der Mundart schreiben will. Solche sind deshalb auch sehr lange gemieden worden. Wagner verfiel für seine Sittenbilder auf die rein dramatische Form, Nefflen auf die des Dialogs mit hochdeutschem Rahmen, der aber nur das Nötigste zur Einleitung und Vermittlung enthält.

Wie aber, wenn man wirklich erzählen wollte und sich doch der Mundart für die Worte des Erzählers selbst nicht bedienen mochte? Soweit das in der Art versucht wurde, daß man sich durchaus der Schriftsprache bediente, geht es uns hier nur insofern an, als das Beispiel Gottfried Kellers oder, um auf schwäbischem Boden zu bleiben, die trefflichen „Erzählungen aus dem Ries" von Melchior Meyr beweisen können, daß auch auf diesem Wege vollkommen befriedigende Erzeugnisse zustandkommen konnten, denen trotz der hochdeutschen Reden der Bauern niemand einen Mangel an gesättigter Lokalfarbe nachsagen wird.

Man konnte die Sache auch noch anders versuchen. Die Worte des Erzählers schriftdeutsch, die der Redenden im Dialekt: ging das nicht an? Ich gestehe, daß ich mir einen konsequenten Versuch derart nur als etwas höchst unerquickliches, ja auf die Länge ganz unerträgliches denken könnte; man müßte dabei ein Gefühl haben, wie man es etwa hat, wenn in einem Volksbelustigungslokal einer abwechselnd mit Bruststimme und Falsett singt. Aber in modifizierter Weise ist der Versuch doch gemacht worden und zwar von dem Hauptvertreter der

Dorfgeschichte, von Berthold Auerbach, dessen Name in diesem Zusammenhang nicht fehlen darf.

Auerbach ist es ja hauptsächlich, der die Dorfnovelle zur Modesache gemacht und gegen den sich dann auch die gegnerische Kritik am meisten gerichtet hat. Er ist aber leider nicht so mit zwei Worten zu charakterisieren. In den Grundzügen seines Wesens hat Auerbach manches mit Friedrich Vischer gemein, der an seinem Grab ihm den beredten Nachruf geweiht hat. Vor allem ist ein bedeutender Gehalt und ein unzerstörbarer Drang nach dem Lichte, nach dem Selbstlosguten und Schönen unverkennbar. Kein Zweifel, daß damit diese und jene Mängel gepaart waren. Man kann von Auerbachs Eitelkeit reden, die aber doch wenigstens zum Teil, wie bei Vischer, auf der nervösen Unruhe, auf der Sorge beruhte, ob er auch richtig verstanden werde. Es hängt das wohl mit dem Hang zum Grübeln, zur philosophischen Dialektik zusammen, welcher bei dem früheren Studenten der cabbalistischen Lehren, bei dem Herausgeber und Verehrer Spinozas nicht zu verwundern ist, dessen Studienzeit noch dazu mit dem Hochstande der Hegelischen Philosophie zusammenfiel. Auch hierin erinnert er ja sehr an Vischer; nur ist seine Spekulation nicht von derselben Tiefe und nachhaltigen Energie und, was schlimmer ist, er hat sie in solche poetische Gegenstände hineingetragen, wo sie stören muß. Nicht Salonbauern sind seine Figuren, aber philosophische Bauern, und wenn auf diesem Zug mitunter die Bedeutung von manchen minder bekannten, aber um so mehr zu schätzenden unter seinen Dorfgeschichten beruht, so wird

man doch nicht leugnen können, daß des Guten etwas zu viel gethan ist. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß in Auerbach eine gewisse Unruhe und Zwiespältigkeit des Wesens ist, welche den reinen Genuß seiner Werke beeinträchtigt.

Nicht ganz unähnlich verhält es sich mit Auerbachs sprachlichem Ausdruck, der uns hier zunächst angeht. Er ist auch hier nicht zu einer reinen und festen Form gelangt; ja gerade die Sprachform ist mitunter das Unerquicklichste an seinen Werken. Auch hier freilich ist der bedeutende Geist nicht zu verkennen. Oft bringt eine Wendung in ganz überraschender Weise die Sache zu unserem Verständnis. Aber es ist auch hier des Guten zu viel gethan; der Leser kommt vor Ausrufungen und epigrammatisch zugespitzten Sätzen gar nicht zu sich selbst. Wie auch andere bedeutende Meister der Dorfnovelle findet Auerbach eine hauptsächliche Stärke in dem lebendigen Dialog, wo sich die Reden wie Hieb und Gegenhieb folgen. Aber man möchte sagen, der Dialog ist bei ihm auch in die Erzählung eingedrungen; auch hier, wo man den ruhigen verbindenden Untergrund für jene Glanzlichter suchen würde, ist etwas von der Ruhelosigkeit der dialogischen Hin- und Widerrede, und das ermüdet den Leser sehr bald.

In Beziehung auf das Elementare des Sprachausdrucks, auf die Frage von Schriftsprache und Mundart, hat sich Auerbach nicht immer ganz gleich verhalten. Immer zwar ist seine Erzählung schriftdeutsch, und wenn er da mit dem ganz allgemein deutschen Wortschatz nicht ausreicht, wenn er es im Interesse einer möglichst satten Lokalfärbung für ge-

raten hält, treffende mundartliche Bildungen einzustreuen, so hat er nicht mehr gethan, als jeder billigen wird, nicht mehr, als jeder andere im nämlichen Fall auch gethan hat. Aber für die Reden seiner Bauern schien ihm das nicht auszureichen. In den ersten seiner Dorfgeschichten ist er mitunter auf dem oben angegebenen Weg gegangen und hat die Reden in der wirklichen Lokalmundart gegeben, wie denn überhaupt die ersten Dorfgeschichten am meisten lokale Erinnerungen und Bilder enthalten; allerdings ist dieser reine Dialekt immer nur ausnahmsweise verwendet. Weiterhin kommt das nicht mehr vor. Auerbach hat sich statt dessen eine eigene Art von Wiedergabe des Dialekts zurecht gemacht, welche er je nach Bedürfnis in verschiedenem Maß verwendet. Er gibt die Rede in der Wahl und Anordnung der Wörter genau nach der mundartlichen Praxis; die einzelnen Wörter sind in schriftdeutschen Lautstand übertragen, aber in Beziehung auf die Bildungsformen der Mundart insofern treu geblieben, als die in der Mundart abgefallenen Formsilben weggelassen sind. Es ist das ein System, das sich mit der Halbmundart der Gebildeten durchaus nicht deckt, das offenbar den Zweck hat, den syntaktischen Bau und den Numerus der mundartlichen Rede wiederzugeben, ohne durch ihre elementaren Laute die Klangform der Erzählung zu stören. Für solche, die unserer Mundart ferne stehen, mag das seinen Zweck erreicht haben; der Rhythmus der Rede ist ihnen neu und genügt ihnen zur Charakterisierung. Anders ergeht es den einheimischen Lesern. Sie wissen, daß da zur vollen Wiedergabe der Mund-

art doch noch ein wesentliches Element fehlt, und würden sich weit lieber befreunden mit der Art, wie Meyr vorgegangen ist: Beibehaltung der mundartlichen Diktion, aber nach schriftdeutscher Laut- und Flexionsform. Es ist das jedenfalls einer der Gründe, weshalb Auerbach außerhalb seiner Heimat ungeteilteren Beifall gefunden hat als innerhalb. Leider ist sein Beispiel von andern nachgeahmt worden; was mir von Erzählungen aus dem bairischen Dialektgebiet bekannt ist, bedient sich großenteils ähnlicher Misch- und Unformen.

Man sieht, der Versuch, den Dialekt in die erzählende Dichtung hereinzuziehen, hat manche Schwierigkeiten an sich. Eine Möglichkeit war ja noch übrig: auch die Erzählung selbst im Dialekt zu geben. Warum das früher nie gewagt worden ist — wenn wir von ganz kurzen, litterarisch bedeutungslosen Schwankerzählungen in Kalendern und an ähnlichen Orten absehen —, habe ich schon ausgeführt. Erst im Jahre 1877 haben die Brüder Karl und Richard Weitbrecht den Versuch gemacht mit ihren „Gschichta-n aus-m Schwoba'land“; 1882 folgten „Nohmôl Schwôbagschichta“, und 1888 hat Richard, der schon an den zwei ersten Sammlungen stärker beteiligt gewesen war, eine dritte unter dem Titel „Ällerhand Leut“ herausgegeben. Ihre Dialekterzählungen sind meist kurz und bündig, in der elementaren Form nicht immer völlig korrekt, auch bei weitem nicht so prägnant in der Ausdrucksweise wie etwa Wagner und Nefflen. Man wird nicht allen dasselbe Lob zollen können; daß sie im ganzen befriedigen, daß sie Liebe und Verständnis für die Dinge zeigen,

die sie darstellen, wird man gern zugeben. Es sind Idyllen im alten Sinne des Wortes, bald mehr scherzhaft oder satirisch, bald mehr ernst und ans Sentimentale streifend; der unwiderstehliche Reiz der das Zentrum der Sache treffenden Darstellung, welcher Wagners dramatischen und Nefflens dialogischen Bildern innewohnt, fehlt ihnen, aber sie haben auch nichts verletzendes an sich. Es war ein richtiger Takt, der die Erzähler ihre Gegenstände durchaus aus der ländlichen Sphäre nehmen ließ. Wenn das früher gesagte richtig ist, so darf der Dialekt nur verwendet werden, soweit er für die Bildungsstufe des Redenden charakteristisch ist; es muß also der Erzähler, wenn er Mundart redet, sich selbst völlig auf die Stufe der Bildungslosigkeit versetzen, seiner Erzählung muß die stillschweigende Fiktion zu Grund liegen, als ob die Bauerngeschichten auch wirklich von einem Bauern erzählt würden. Die Brüder Weitbrecht sind sich dessen offenbar bewußt gewesen; es sieht wohl mitunter ein Stück von der langen Hose unter dem Bauernkittel hervor, aber im ganzen waren die Erzähler jedenfalls auf dem rechten Wege.

Der Versuch, schwäbisch zu erzählen, ist also in diesen kleinen, anspruchslosen Bildern nicht mißlungen, welche sich in schriftdeutscher Form wohl gar zu unbedeutend ausnehmen würden. Es ist eine andere Frage, ob er auch gelingen würde in größeren Darstellungen und beim Entrollen von großen Kulturbildern, wie sie Wagner gegeben hat. Kaum ist anzunehmen, daß man auch in solchen größeren Verhältnissen sich damit zufrieden geben würde, einfach eine Relation

aus Bauernmund in Bauernsprache zu hören; man würde nach einer überlegenen Bildung verlangen, die sich in der Beurteilung und Verknüpfung der Vorgänge wahrnehmen ließe, und diese könnte sich nur in der Form der Schriftsprache äußern.

Ich habe nur die wichtigsten Arten der Verwendung unserer Mundart besprechen und nach ihrem Charakter und ihrer Berechtigung beurteilen wollen. Vollständigkeit lag nicht in meinem Plane. Man wird wahrgenommen haben, daß ich mich der Verwendung der Mundart in vielen Fällen skeptisch gegenüberstelle, und man wird hoffentlich auch finden, daß ich das nicht ohne Gründe thue. Ich rede damit vielen nicht nach dem Herzen; aber das kann mich nicht kümmern. Wir freuen uns mit Recht heimatlicher Eigentümlichkeit, wir freuen uns unserer Mundart als einer ehrwürdigen Volkssprache, aus der auch die Wissenschaft viel lernen kann und welche im Munde derjenigen, die sie vollkommen beherrschen und zu deren Bildungsstufe ihr Gebrauch paßt, eine eminente drastische Kraft haben kann. Aber es ist falsche, sentimentale Heimatliebe, es beruht auf Verkennung des Unterschieds der Gattungen, auf Ueberschätzung der Ausdrucksfähigkeit des Dialekts und auf Unterschätzung der großen Kulturmacht einer Schriftsprache, wenn man der Anwendung des Dialekts auch da das Wort redet, wo sein Gefäß zu eng für den Inhalt ist, der hineingegossen werden soll. Es scheint mir, als ob die Tage einer Dialektdichtung, die wirklich litterarische Bedeutung in Anspruch nehmen kann,

gezählt wären; auch im Plattdeutschen haben Groth und Reuter keine ebenbürtigen Nachfolger gefunden. Darüber sich zu grämen, wäre verkehrt. Der Volksgeist, der in der Mundart redet, ist darum nicht ausgestorben, und auch die Mundart selbst lebt, mindestens in unsern Gegenden, ihr Leben frisch und ungestört weiter.

Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung in Tübingen.

Roth, Dr. R. v., **Das Büchergewerbe in Tübingen vom Jahr** 1500 bis 1800. Preis broch. M. 1. —

Steiff, Dr. Karl, **Der erste Buchdruck in Tübingen (1498—1534).** Ein Beitrag zur Geschichte der Universität. Preis broch. M. 6. —

Strauch, Dr. Ph., **Pfalzgräfin Mechtild in ihren literarischen** Beziehungen. Ein Bild aus der schwäbischen Litteraturgeschichte des 15. Jahrhunderts. Preis broch. M. 1. 50.

Wille, Dr. J., **Philipp der Großmütige von Hessen und die** Restitution Ulrichs von Würtemberg 1526—1536. Preis broch. M. 6. —

Schmid, Dr. L., **Die älteste Geschichte des erlauchten Gesamt**hauses der königlichen und fürstlichen Hohenzollern. 3 Bände Preis broch. M. 22. 80. Ausgabe auf holländ. Handpapier in Liebhaberband gebunden Preis M. 30. —

Bender, Dr. H., **Gymnasialreden nebst Beiträgen zur Ge**schichte des Humanismus und der Pädagogik. Broch. M. 3. —

Tübinger Bilder. Gedichtet von K. B. Geheftet mit Goldschnitt M. 1. — Gebdn. M. 2. —

Faust. Der Tragödie dritter Teil. Treu im Geiste des zweiten Teils des Götheschen Faust gedichtet von Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky (Fr. v. Vischer). 5. Auflage. Broch. M. 3. — Gebdn. M. 4. —



